**Diese Mikroverfilmung wurde von der**

**Stiftung der Sparkasse Eichsfeld**

**ermöglicht**

D
7
Ja
15

3. Jahrg., Nr. 1 – Einzelpreis 15 Pf.

Sonntag, 7. Januar 1934
Verlagspostanstalt Paderborn

# Der 7. Tag

Sonntagszeitung für Stadt und Land

## Vorwärts!

Einmal ohne jedes Zagen,
Einmal auch das Kühnste wagen
Nach den Sternen,
Die hernieden,
Uns die Sendung hat beschieden,
Kühn zu greifen,
Selbst zu reifen,
Froh zu schweifen
In Gefilden,
Namlos wilden,
Uns zu bilden,
Das heißt eine Zeit erleben
Um sein Bestes hinzugeben.

Rollen Donner, zucken Blitze,
Lachet Frühling, brütet Hitze,
Unverdrossen
Dann zu wandern
Mit den andern,
Fernen Zielen
Mit den vielen
Nachzufühlen,
Kameraden,
Allen Schaden
Zu verjagen,
Das heißt eine Zeit gestalten
Um sich selber zu entfalten.

Keines Tales dunkle Mühen,
Keines Gipfels heißes Glühen
Darf uns müd und traurig sehn.

Deutschland wird als Lohn erblühen,
Wenn wir mutig weiterziehen,
Vorwärts, und nicht rückwärts gehn!

Die Heiligen Drei Könige

Scherenschnitt von K. Pierson Victor

## Königlicher Weg

Mit dem neuen Jahre haben wir einen neuen Abschnitt auf unserem Lebensweg begonnen. Wieder waren wir auf einer Bergeskuppel angelangt, um zurück- und vorzuschauen. Wir haben den Weg überblickt, den wir im hinter uns liegenden Tal gegangen sind. In dieser Schau von hoher Warte sah manches anders aus, wie vorher, als wir mitten durch die Landschaft schritten. Die Ereignisse haben sich, beim Rückblick von der Bergeshöhe, zu einem Gesamtbild zusammengefügt. Manche dunkle Waldesstelle entpuppt sich dem Höhenblick als zusammenhängendes sonnenbeschienenes Waldbach von unermeßlicher Weite und Schönheit. In die Falten der Täler schweift unser Auge zurück und entdeckt manchen Fleck, wo dieser oder jener schöne Rastenthalt gewesen ist. Wer hat sie nicht schon einmal erlebt, die Weihe und Freude, so die Geheimnisse einer Landschaft insgesamt zu sehen, die er in Einzelbildern durchschritt?

Wenn wir aber von der Höhe nach jener Richtung blicken, in die der weitere Weg durch Täler und Höhen führen wird, so erleben wir wieder das Geheimnisreiche der Gesamtschau. Nur, daß wir nun nicht wissen, wo die schönen und wo die schweren Partien sein werden. Das ist die Wonne seligen Wanderns, nicht zu wissen, was das Morgen bringt. Wer dann wohlgerüstet ist, versehen mit allem Notwendigen, der kann über Bäche klettern und Brücken überschreiten. Für den ist kein Pfad zu steil und kein Weg zu enge. Er legt auf der Höhe mit dem Kompaß die Himmelsrichtung fest. Er nimmt die Karte zur Hand, um das nächste Ziel festzulegen. Er verweilt mit einem Gefühl edler Wonne beim Anblick der sich breitenden Landschaft. Er sieht den Weg nur eine kurze Strecke vor sich. Er weiß nicht, an welcher Stelle unter dem unendlichen Wälderdach sich die Straße wendet. Wo er den klaren Quell findet, Rast zu machen und sich zu stärken. Wo ihm das nächste Bett bereitet ist. Wo die freundlichen Menschen im

3. Jahrg., Nr. 1 – Einzelpreis 15 Pf.

Sonntag, 7. Januar 1934
Verlagspostanstalt Paderborn

# Der 7. Tag

Sonntagszeitung für Stadt und Land

## Vorwärts!

Einmal ohne jedes Zagen,
Einmal auch das Kühnste wagen
Nach den Sternen,
Die hernieden,
Uns die Sendung hat beschieden,
Kühn zu greifen,
Selbst zu reifen,
Froh zu schweifen
In Gefilden,
Namlos wilden,
Uns zu bilden,
Das heißt eine Zeit erleben
Um sein Bestes hinzugeben.

Rollen Donner, zucken Blitze,
Lachet Frühling, brütet Hitze,
Unverdrossen
Dann zu wandern
Mit den andern,
Fernen Zielen
Mit den vielen
Nachzufühlen,
Kameraden,
Allen Schaden
Zu verjagen,
Das heißt eine Zeit gestalten
Um sich selber zu entfalten.

Keines Tales dunkle Mühen,
Keines Gipfels heißes Glühen
Darf uns müd und traurig sehn.

Deutschland wird als Lohn erblühen,
Wenn wir mutig weiterziehen,
Vorwärts, und nicht rückwärts gehn!

## Königlicher Weg

Mit dem neuen Jahre haben wir einen neuen Abschnitt auf unserem Lebensweg begonnen. Wieder waren wir auf einer Bergeskuppel angelangt, um zurück- und vorzuschauen. Wir haben den Weg überblickt, den wir im hinter uns liegenden Tal gegangen sind. In dieser Schau von hoher Warte sah manches anders aus, wie vorher, als wir mitten durch die Landschaft schritten. Die Ereignisse haben sich, beim Rückblick von der Bergeshöhe, zu einem Gesamtbild zusammengefügt. Manche dunkle Waldesstelle entpuppt sich dem Höhenblick als zusammenhängendes sonnenbeschienenes Waldbach von unermeßlicher Weite und Schönheit. In die Falten der Täler schweift unser Auge zurück und entdeckt manchen Fleck, wo dieser oder jener schöne Rastenthalt gewesen ist. Wer hat sie nicht schon einmal erlebt, die Weihe und Freude, so die Geheimnisse einer Landschaft insgesamt zu sehen, die er in Einzelbildern durchschritt?

Wenn wir aber von der Höhe nach jener Richtung blicken, in die der weitere Weg durch Täler und Höhen führen wird, so erleben wir wieder das Geheimnisreiche der Gesamtschau. Nur, daß wir nun nicht wissen, wo die schönen und wo die schweren Partien sein werden. Das ist die Wonne seligen Wanderns, nicht zu wissen, was das Morgen bringt. Wer dann wohlgerüstet ist, versehen mit allem Notwendigen, der kann über Bäche klettern und Brücken überschreiten. Für den ist kein Pfad zu steil und kein Weg zu enge. Er legt auf der Höhe mit dem Kompaß die Himmelsrichtung fest. Er nimmt die Karte zur Hand, um das nächste Ziel festzulegen. Er verweilt mit einem Gefühl edler Wonne beim Anblick der sich breitenden Landschaft. Er sieht den Weg nur eine kurze Strecke vor sich. Er weiß nicht, an welcher Stelle unter dem unendlichen Wälderdach sich die Straße wendet. Wo er den klaren Quell findet, Rast zu machen und sich zu stärken. Wo ihm das nächste Bett bereitet ist. Wo die freundlichen Menschen im

Die Heiligen Drei Könige

Scherenschnitt von K. Pierson Victor

scheinbar toten Landschaftsbild wohnen. Wo er Erhebung, Stärkung und Freundschaft, wo er Schwierigkeiten, Widerwärtigkeiten und Feindschaft finden wird. Aber dieses Unbekannte, dieses Geheimnis hat gerade viel Anziehendes an sich. Man nimmt den Stecken und den Ranzen und zieht fröhlich in diese unbekannte Welt hinein. Nach ein kurzer Blick zurück, ein warmer Gruß zur ragenden Höhe, und schon nimmt der unendliche Wald den wackeren Wanderer auf.

*

So mögen auch die Heiligen Drei Könige ihren gottgesegneten Weg gewandert sein. Ihr Kompaß war der Stern, der Tag und Nacht über ihrem Wege stand. Ein verheißenes Ziel stand vor ihren Augen: Sie sollten den Erlöser selbst, den König der Könige, sehen. Ihr Weg war eine einzige gespannte Erwartung, von morgens früh, wenn das Lager aufgebrochen wurde, bis abends spät, wenn sie an einer schattigen Stelle den Befehl gaben, das Zeltlager aufzuschlagen.

Die drei Könige hatten drei Begleiter, die sie unsichtbar umschwebten: Glaube, Hoffnung und Liebe.

Mit ihnen war der feste Glaube an das Ziel, das ihrem Wege gestellt war. Sie ließen sich durch die Eigenart der Verkündung dieses Zieles nicht beirren. Sie halten eben den Glauben.

Auch die Hoffnung begleitete sie mit ihren Schwingen. Sie erhofften von der geheimnisvollen Begegnung großen Segen für sich. Auch darin ließen sie sich nicht wankend machen. Die, denen sie begegneten, kannten ihre Verheißung nicht. Vielleicht haben die drei heiligen Wanderer den ersten des Weges Kommenden davon gesprochen, sind aber auf Unverständnis und Hohn, auf Kleinmut und Verzagen gestoßen. Das hat sie nicht irre gemacht. Sie fühlten in ihrem Inneren die Hoheit des verkündeten Geschehens. Und haben vielleicht angesichts der Ungläubigen gedacht: Auch Ihr werdet schon einsehen. Sie haben nicht geschelten, wenn sie dem Zagen und dem Unglauben begegneten. Sie wußten ja, daß die Wahrheit nur ihnen aufgegangen war. Sie konnten also den Menschen, denen diese Weisagung nicht zuteil geworden war, nicht gram sein oder ihnen gar zürnen. Voll Hoffnung des gewissen Zieles sind sie durch die Landschaft gezogen, immer dem Sterne nach.

Wahrer Glaube und wahre Hoffnung haben auch die Liebe in ihnen aufleuchten lassen. Die Liebe zu dem auf so geheimnisvolle Weise verkündeten König, der größer sein sollte als sie selbst, beseelte ihr Denken. Die Liebe aber auch zu den Menschen, für die dieser König kommen sollte, und die ihn doch nicht erkannten. In diesem edlen Dreiklang schritten sie dahin.

*

Soll Deutschland sich nicht an den Heiligen Drei Königen erheben? Sind nicht auch wir Wanderer nach einem Ziel? Klettern nicht auch wir auf die Berge und Höhen? Schauen nicht auch wir von der Höhe rückwärts, um im Gesamtbild zu sehen, was wir an Einzelbildern durchwandert haben? Wer ein Weltbild, recht zuletzt auch ein Bild von der menschlichen Gemeinschaft und ihren Notwendigkeiten, vom Staat und von der Wirtschaft, hat, der hat in dieser Zeit seinen Kompaß. Seine Karte ist die ewige Schau der Dinge, aber auch das ehrliche Mühen um eine Schau von den politischen Dingen dieser großen Zeit.

Neue Wege werden ausfindig gemacht, um die Gesellschaftsordnung weiterzubringen. Das wäre ein schlechter Wanderer, wer zögerte. Er würde bald von der Gesellschaft abkommen und ins Ungewisse geraten. Er würde bald allein, umherirren, jedes guten Rates und jeder Kameradschaft entbehrend. Der Stern zieht nur einmal in jeder Zeit seinen Weg, zu leuchten und die Menschheit weiterzubringen. Gerade der gläubige Mensch, der alles aus Gott werden und vom Schöpfer gewollt sieht, wird begreifen, daß er in einer Zeit des Neubaus und des Umbruchs nicht lange zögern darf.

Uns ruft das deutsche Volk, das sich eine neue Gesellschaftsordnung gibt. Während wir schreiten, offenbart sich uns die vollendete Schönheit des gewaltigen Walddaches und der unendlichen Weite sehr oft. Wir haben sehr oft Augenblicke, da uns ein Ahnen von der gewaltigen Aufgabe überkommt, die dieser Zeit gestellt ist. Und im Umbruch der werdenden Neuordnung fühlen wir gar oft so etwas wie Stolz, in dieser opfervollen Zeit dabei zu sein.

Freilich haben wir manchmal das Gefühl, als müßten wir sehr vieles entbehren, was frühere Generationen in beschaulicher Ruhe genossen. Doch wir wissen, daß wir manches tragen und erkämpfen müssen, damit unsere Kinder wieder ein neues, glücklicheres Deutschland sehen. Das liegt im Menschen drin. Es ist vielleicht der größte Beweis für die schirmende Hand des Schöpfers, ein Gottesbeweis, wie er nicht in den Philosophien gelehrt wird oder in den Büchern niedergeschrieben ist. Er steht in den Herzen, Worte fassen es nicht.

Vor uns Deutschen liegt wie ein weites, undurchdringliches Waldgebiet der Weg der neuen Gesellschaftsordnung in neuen Staat und Wirtschaft. Ab und zu lassen Anordnungen und Gesetze die allgemeine Richtung des Neuaufbaues erkennen. Oft sehen wir „vor lauter Bäumen den Wald nicht". Die Einzelheiten leuchten uns ein, aber sie scheinen im Widerspruch zueinander zu stehen. Z. B. werden sehr wenige aus dem derzeitigen Stand der Arbeitsfront klug. Wer aber den Kompaß der Erkenntnis des Neuen hat, dem ist das Gesamtbild klarer. Er ahnt den Endzustand des Aufbaues und kann schon die nächsten Maßnahmen voraussehen.

*

Auch bei dieser Wanderung muß man einen Stern haben. Man muß die Kraft haben, sich an den Höhepunkten umzublicken. Man muß eine Karte haben, das Landschaftsbild mit der Karte zu vergleichen. Vor allem aber: Man muß Glaube, Hoffnung und Liebe haben.

Wer auf Gott vertraut, hat auf Fels gebaut. Gott hat dem deutschen Volke einen großen Auftrag gegeben. Er hat Bedeutung für die Welt. Der Antichrist hat sich in Rußland eingenistet. Er vertritt eine Heilslehre, die für alle Völker gelten soll und von Millionen mit der gleichen Inbrunst geglaubt worden ist, als wäre er eine echte Lehre. Aber Gott war dieser Weltanschauung im Wege. Drum hat sie ihn wegräumen wollen. Mit dem Erfolge, daß die staunenden Ausländer Weihnachten 1933 wieder Christbäume auf den Märkten Moskaus sahen.

„Nur für Ausländer". Aber die Bolschewiken wissen selbst, daß das Volk in Rußland immer noch den Herrn im Herzen trägt. Die roten Machthaber suchen ihre Lehre in allen Ländern zu predigen. In Deutschland erstand eine Staatsform, die der roten Flut einen Damm entgegensetzte. Der Arm der Macht regte sich. Die Faust eines starken Staates sauste auf jeden hernieder, der die unheilvolle Lehre des bolschewikischen Antichristen in Deutschland wieder vertreten wollte. Hier gibt es kein Pardon.

Aber die Kraft allein war nicht das, was dem Bolschewismus wehrte. Auch die Menschen wurden gewonnen. Heute stehen Millionen, die der Irrlehre des Kommunismus nachliefen und bereit gewesen sind, dafür gegen Maschinengewehre zu gehen, im Lager des neuen Staates. Weshalb? Weil sie wieder gelernt haben, zu glauben.

Sie sehen einen Führer auf dem Wege. Sie erkennen, daß es weitergeht. Sie merken: Hier wird nicht nur eine Theorie verzapft, sondern etwas geschafft. Kampf gegen die Arbeitslosigkeit, soziale Bindung innerhalb der Betriebe, nicht mehr das Hin und Her von Lohnerhabsetzungen, Streiks und Aussperrungen, Solidarität im gewaltigen Winterhilfswerk ... Man muß schon sehr müde geworden sein, wenn man diese Wegabschnitte nicht sieht.

Unser Volk hat auch wieder die Hoffnung zur Begleiterin. Das ist sogar der Eindruck, den kritische Ausländer haben, die das neue Deutschland sehen, nachdem sie das alte kannten. Schon in der straffen Zucht liegt Hoffnung, wie jeder Feldsoldat am Beispielen bewiesen kann. Wir halten nichts von mutlosem Kritisieren. Man muß mit dem Herzen dabei sein, dann gibt Gott auch seinen Segen.

Die Franzosen haben im Weltkriege den „Defaitismus" bekämpft. Sie, die 1917 meuternde Regimenter zernieren mußten, haben schließlich 1918 den Krieg gewonnen. Es war einer da, der sie zusammenriß. Wir hatten statt eines Clemenceaus einen Abg. Cohn, der 1917 in der Reichstagssitzung sagen konnte: „Der Krieg wird nur für die Hausmacht der Hohenzollern geführt." Ihm geschah nichts. Denn er stand unter „Immunität". Immunität für das Gute, Immunität für das Böse. Das war eine abgeruffchte Auffassung von Gerechtigkeit. Also mußten wir Frontsoldaten erleben, daß feindliche Flieger die Ausführungen des Abg. Cohn über unsere Stellungen abwarfen. So haben wir den Krieg verloren, weil Glaube und Hoffnung systematisch untergraben wurden.

Auch der Aufbau einer neuen Gesellschaftsordnung ist ein Kampf, ein Wandern in ungekannte Weiten. Auch dazu gehört eine starke Hoffnung. Dazu gehört, daß man sich nicht an die Einzelheiten klammert, sondern auf das Ganze schaut. Dazu gehört auch die Wachsamkeit gegen die gut oder schlecht gemeinte Sabotage durch Mutlose und Kleingläubige. Der Lohn der Mühe fällt nicht vom Himmel. Der Erfolg will erkämpft sein. Hoffnung im Politischen bedingt deshalb auch den Mut zu Macht und Disziplin.

Schließlich die Liebe dieser Zeit. Wer das große Waldesdunkel in den Tälern der nächsten Jahre deutscher Geschichte vor sich sieht, wird sich sagen, daß da schöne und schwierige Partien, Plätze, an denen man verweilen kann, und solche, an denen man vorübereilt, fetter Boden und trügerischer Untergrund warten. Drum vergagen? Wenn unser Nachbar lieblos wird, auch lieblos werden? Nein, das ist nicht Christenart. Mit soldatischem Schritt ist die Kartas als nationale Verpflichtung über unser Volk gekommen. Sie wird parlamentsfrei betrieben. Immer neue Attraktionen rufen den Bürger an, für die Armen unter unseren Volksgenossen zu geben. Wo haben wir eine Revolution, die ein so gewaltiges Werk verpflichtender Liebe zustandegebracht hätte? Wenn die grauen Glücksmänner uns auf den Straßen einladen, das Glück zu versuchen, so ist das mehr als ein Spiel. Es ist die Beteiligung an einem Liebeswerk. Das Volk fühlt das. Deshalb gibt es sich mit biederer Treue allen diesen Aufgaben hin. Eine große Welle der Versöhnung muß von einem solchen Werke ausgehen. Seine Liebesstrahlen überleuchten alles, was an Schatten da ist, weil es immer Schatten gab und Schatten geben muß, wo Licht ist.

*

So schreiten wir, wie die Heiligen Drei Könige, einen Weg, den uns Gott bestimmt hat. Wir gehen ihn mit Glauben, Hoffnung und Liebe. Diese beschwingenden Tugenden kommen von Gott. Sie werden auch in den menschlichen Tälern, im Handanlegen an Staat und Wirtschaft, von uns verlangt.

Aber es müssen ein Stern, ein Kompaß und eine Karte da sein. Stern ist der Glaube an die göttliche Vorsehung. Kompaß ist die Hoffnung und die Karte ist das Denken an das Ziel. Wer sich darum bemüht, für den sind Berg und Tal Wegestrecken, die in der Natur begründet liegen. Der wird nicht mitten im dunklen Tal Umschau halten wollen, weil es aufhalten und sinnlos sein würde. Der wird sich auf den Gipfeln beim greisen Reichspräsidenten. Wenn man diesen getreuen Eckart des deutschen Volkes im schwarzen Frack, geschmückt mit wenigen, hohen Orden, gestützt auf den Stock mit der Silberkrücke sieht, dann fühlt man, daß dieser seltene Mann bereits noch zu seiner Lebzeit eine geschichtliche Figur gewonnen ist. Er steht vor den ausländischen Diplomaten, die nach altem Brauch die Neujahrsgrüße ihrer Staatshäupter überbringen. Nach dem diplomatischen Zeremoniell stehen der Reichskanzler und Reichsaußenminister an seiner Seite. Hitler im festlichen Frack, wie ihn die Etikette der Diplomatie vorschreibt, ist dem Deutschen ein seltener Anblick. Das erhöht aber nur den festlichen Eindruck der Situation. Der Reichspräsident wird namens der versammelten ausländischen Diplomaten vom päpstlichen Nuntius angeredet. Ueberall, wo päpstliche Gesandtschaften bestehen, ist der Gesandte des Vatikans nach internationaler Regel der Wortführer bei derartigen festlichen Anlässen.

Die Reden, auch die Erwiderung des Reichspräsidenten werden übrigens vom Blatte abgelesen. Auch beim Empfang der Reichsregierung liest der Führer vom Blatte ab. Das verlangt der Brauch bei solchen Anlässen, denn die Ansprachen sind Staatsdokumente und werden in den Akten aufbewahrt. Dem greisen Reichspräsidenten wird es wohl besonders warm ums Herz gewesen sein, als er die Mitglieder der Reichsregierung um sich versammelt hatte. Gerade in diesem Jahre galt es einen Rückblick auf die großen und ermüdenden Veränderungen zu werfen, die sich inzwischen vollzogen haben. Deutschland ist 1933 mit knapper Not an der bolschewistischen Revolution vorbeigekommen. Oft hat in früheren Jahren das patriotische Herz des Reichspräsidenten mit großer Sorge von der Zerrissenheit gesprochen, die durch unser deutsches Volk gegangen ist. Das ist überwunden, und der Reichspräsident konnte bei der diesjährigen Gratulation der Reichsregierung versichern, daß sie tüchtig und erfolgreich gearbeitet hat.

Man hat das Jahr 1933 das Jahr der Katastrophen genannt. Mit seinem Ausgange ereignete sich auch wieder ein schweres Flugzeugunglück in Belgien, das nicht weniger als zehn Todesopfer kostete. Unser Bild zeigt die erschütternde Größe des Unglücks. Ein englisches Verkehrsflugzeug rannte im Nebel gegen die Funkturmmeisterbrüssel. Die Flugzeugtüre waren Engländer, ein deutscher Passagier war von Köln bis Brüssel mitgeflogen, er verließ die Unglücksmaschine kurz vor dem Zusammenstoß auf dem Brüsseler Flughafen. Mangelnde Ortskenntnis des Piloten oder ein Fehler in der Höhenorientierung werden die Ursachen des eigenartigen Unglücks gewesen sein. Man kann es verstehen, daß die Deutsche LuftHansa ihre Piloten sehr sorgfältig im Blindflug ausbildet. Dadurch werden solche unverzeihlichen Irrtümer ausgeschlossen. Jedenfalls kann man auch hier darauf hinweisen, daß solche Zusammenstöße von Flugzeugen mit festen Gegenständen, die in die Luft hinausragen, in Deutschland ziemlich unbekannt sind. Mancher eilige Passagier wird angesichts solcher Vorfälle der Luftbahn nachfühlen, daß sie bei gewissen Wettern ihren Fahrplan verschiebt. Was nicht verantwortet werden kann, soll auch nicht zugemutet werden. Manche Eile ist gefährlicher als die Menschen denken.

*

Zum Ablauf des alten Jahres kamen die Hauptergebnisse der zweiten Arbeitsbeschaffungs-Lotterie heraus. Der Reichsschatzmeister der NSDAP, Schwarz, eröffnete die Ziehung mit einer Ansprache, in der er auf die Bedeutung des großen Werkes für die Arbeitsbeschaffung hinwies. Mancher wird enttäuscht gewesen sein, als er hörte, daß sich seine Nummer unter den ersten Gewinnen befand. Wir alle hatten doch auf einen festen Hauptgewinn gehofft. Aber insgesamt 28000 Gewinne werden in den demnächst erscheinenden Gewinnlisten verzeichnet sein. Es sind noch anständige Gewinne dabei, und so werden wir nicht versäumen, die Gewinnliste zu kaufen und unserem Glück nachzuforschen. Wenn es wenigstens ein Freilos für die dritte Lotterie dieser Art wäre! Aber auch, wenn uns das Glück nicht hold sein wird, werden wir nicht verlässen, bei der nächsten Ziehung wieder dabei zu sein. Wir wissen ja, welche großen Summen dabei für die Arbeitsbeschaffung herauskommen, und weshalb sollen wir nicht auch einmal ein ganz besonderes Glück haben? Alle diese Anstrengungen dienen einem großen Ziel, die Geldergebnisse werden durch die allgemeine Teilnahme der Bevölkerung garantiert, und sie sichern weiteren deutschen Volksgenossen Arbeit und Brot. Das heißt doch, die Spielleidenschaft in einem nützlichen Rahmen für eine hochedle Sache einzusetzen. Drum braucht niemand Bedenken zu haben, die spröde Fortuna auch einmal auf die Probe zu stellen. Da: den laufe. in die Straßenlotterien, die die grauen Glücksmänner in der markanten Uniform mit viel Witz und Humor in den Straßen unserer Städte ausrufen. Hier gewinnt man sofort, und jede öffentliche „ase zahlt dem glücklichen Gewinner seinen Anteil aus. Vor allem aber denke ein jeder darum daß er den Kontrollabon seines Straßenloses selbst dann aufbewahrt, wenn ihm kein Gewinn blühte. Es können unter Umständen noch Prämien von 5000 Mark herauskommen. Deshalb werfe man den Schein nicht deshalb weg, weil das unbeliebte Wort „Nichts" darauf steht!

*

Unser Bild zeigt ferner Hitlers Kriegskamerad Westenkirchner, wie er auf dem Dampfer „Hamburg" nach langjähriger Abwesenheit von Deutschland mit den Mitteln, die ihm der Kanzler zur Verfügung stellte, nach Deutschland zurückgekehrt ist. Er ist schnurstracks von Hamburg nach Berlin gefahren, um sich und seine Familie dem hohen Kriegskameraden vorzustellen. Muß das ein Gefühl sein, den unbekannten Kriegskameraden und einfachen Gefreiten an einer so hohen und historischen Stelle wiederzufinden! Man kann sich die Freude der beiden denken, als sie sich unter solchen Umständen wiedersahen.

Der Reichskanzler ist genug Mensch, um sich trotz seiner hohen Stellung solcher Augenblicke von Herzen freuen zu können. Ihm liegt ja das Offizielle, wie alle Welt weiß, garnicht. Mehr als einmal haben seine Bitten, diesen od. jenen Ausdruck der Verehrung nicht zu übertreiben und das Urteil der Geschichte zu überlassen, seine schlichte Bescheidenheit dargetan.



# Streifzug durch die Woche

Zum Neujahr weiß der Leser bereits, daß die Zeitungen über die festlichen Empfänge in Berlin berichten, und von den verantwortlichen Staatsmännern und Amtsleitern manches ermutigende und dankende Wort gesagt wird. Besonders feierlich sind die Empfänge beim greisen Reichspräsidenten. Wenn man diesen getreuen Eckart des deutschen Volkes im schwarzen Frack, geschmückt mit wenigen, hohen Orden, gestützt auf den Stock mit der Silberkrücke sieht, dann fühlt man, daß dieser seltene Mann bereits noch zu seiner Lebzeit eine geschichtliche Figur gewonnen ist. Er steht vor den ausländischen Diplomaten, die nach altem Brauch die Neujahrsgrüße ihrer Staatshäupter überbringen. Nach dem diplomatischen Zeremoniell stehen der Reichskanzler und Reichsaußenminister an seiner Seite. Hitler im festlichen Frack, wie ihn die Etikette der Diplomatie vorschreibt, ist dem Deutschen ein seltener Anblick. Das erhöht aber nur den festlichen Eindruck der Situation. Der Reichspräsident wird namens der versammelten ausländischen Diplomaten vom päpstlichen Nuntius angeredet. Ueberall, wo päpstliche Gesandtschaften bestehen, ist der Gesandte des Vatikans nach internationaler Regel der Wortführer bei derartigen festlichen Anlässen.

Die Reden, auch die Erwiderung des Reichspräsidenten werden übrigens vom Blatte abgelesen. Auch beim Empfang der Reichsregierung liest der Führer vom Blatte ab. Das verlangt der Brauch bei solchen Anlässen, denn die Ansprachen sind Staatsdokumente und werden in den Akten aufbewahrt. Dem greisen Reichspräsidenten wird es wohl besonders warm ums Herz gewesen sein, als er die Mitglieder der Reichsregierung um sich versammelt hatte. Gerade in diesem Jahre galt es einen Rückblick auf die großen und ermüdenden Veränderungen zu werfen, die sich inzwischen vollzogen haben. Deutschland ist 1933 mit knapper Not an der bolschewistischen Revolution vorbeigekommen. Oft hat in früheren Jahren das patriotische Herz des Reichspräsidenten mit großer Sorge von der Zerrissenheit gesprochen, die durch unser deutsches Volk gegangen ist. Das ist überwunden, und der Reichspräsident konnte bei der diesjährigen Gratulation der Reichsregierung versichern, daß sie tüchtig und erfolgreich gearbeitet hat.

Der große Diplomatenempfang beim Reichspräsidenten

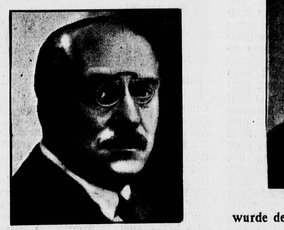
Nuntius Orsenigo, der Doyen des diplomatischen Korps, bringt dem Reichspräsidenten die Glückwünsche der Diplomaten dar. Neben dem Reichspräsidenten links der Kanzler, rechts Außenminister von Neurath.

Hitlers Kriegskamerad kehrt zurück in die Heimat

Ignaz Westenkirchner mit seiner Familie an Bord der „Hamburg". Rechts: Der Kapitän Koch. — In Bremerhaven traf jetzt der einstige Kriegsgefährte des Führers, Ignaz Westenkirchner, aus Amerika wieder in der Heimat ein. Westenkirchner hatte sich schon früh den Ideen Hitlers angeschlossen, mußte sich aber infolge politischer Verfolgung und auch wegen der Arbeitslosigkeit vor einigen Jahren nach den Vereinigten Staaten begeben, wo er ein kümmerliches Dasein fristete. Jetzt hat der Kanzler seines schlichten Kameraden von einst gedacht und ihm die Schiffskarten für die Heimreise übersandt.

Die Neujahrs-Bescherung der Arbeitsbeschaffungs-Lotterie

Reichsschatzmeister Schwarz eröffnet durch eine Ansprache in München die Ziehung der weiteren Geldlotterie für Arbeitsbeschaffung. Durch die Lotterie konnten Millionen Mark für den Kampf gegen die Arbeitslosigkeit gewonnen werden. Andersetis erlebten jetzt gerade zu Neujahr nicht weniger als 280 000 Gewinner eine angenehme Ueberraschung.



Rumäniens Ministerpräsident ermordet

Jean G. Duca,

der Ministerpräsident Rumäniens, wurde auf dem Bahnhof von Sinaia von einem Studenten durch 4 Kugeln niedergestreckt. Duca war der Führer der Liberalen Rumäniens, die bei den letzten Wahlen einen großen Erfolg errangen.

Vor 100 Jahren wurde der Erfinder des Telefons geboren

Philipp Reis,

der Konstrukteur des ersten Fernsprechers, wurde vor 100 Jahren, am 7. Januar 1834, in Gelnhausen geboren. Ursprünglich Privatschullehrer, studierte er für sich Mathematik und Physik und baute 1861 den ersten Fernsprecher. Er starb am 14. Januar 1874.

Deutschland ruft zur Olympiade 1936

Das eindrucksvolle Plakat, das jetzt in aller Welt für die XI. Olympischen Spiele wirbt. Diese werden in der Reichshauptstadt ausgetragen, deren Symbol, das Brandenburger Tor, das schöne Plakat zeigt.

## Christus und Judas

### Eine Geschichte um das berühmte Abendmahlbild Leonardo da Vincis

Leonardo da Vinci hatte lange in Mailand zu suchen, ehe er ein Modell für den Christus seines Abendmahls fand. Die reiche, üppige Stadt hatte weltlicher Gesichter genug. Gesichter, Prasser, Raufbolde, Trunkene und puppenhaft überladene Damen der reichen Häuser, aber einen Menschen mit einfachen, unverdorbenen Zügen, aus denen das Göttliche leise zu sprechen begann, sah er nicht, so viel Mühe er sich auch gab.

Endlich, als er schon ganz jede Hoffnung aufgeben wollte, erblickte er schräg dem Domeingang gegenüber einen jungen Mann, dessen Gesicht ihn sogleich ergriff. Es war regelmäßig gebildet, hatte schöne gleichmäßige Züge und seltsam tiefe und große Augen, hinter denen ein geadelter Geist sein eigenes Leben zu führen schien. Er sprach ihn an, und der Fremde — er nannte sich Pietro Bandinelli — war nach einigem Zögern auch einverstanden. Dem Meister zu sitzen. Leonardo hatte selten seinen Pinsel so selig über die Fläche geführt wie in den kommenden Wochen. Fortwährend meinte er Musik zu hören, und Pietros Gesicht, in dem alle Keime zu einem großen und edlen Menschen des Aufstiegs nur zu warten schienen, spiegelte sich bald verklärt in jenem Christus wider, den die Welt seitdem den erhabensten, den Menschenhand je geschaffen, nennt. Der Meister hatte sich bald so in dem jungen Menschen verloren, daß er ihm das Du anbot und sogar seine Wohnung mit ihm teilte. Sie gingen manchmal zusammen nach draußen, tauschten den Gesang der Vögel, freuten sich der unendlich ausgegossenen Felder, über die ein selksam verschwenderischer Frühling seine Wissen schüttete und ziehen sie laute Gemeinschaft der anderen. Des Meisters Freunde drängten sich nicht in die abgekehrte Stille, sie wußten, welche Aufgabe ihn bewegte, sprach man doch schon lange in der Stadt von dem Außerordentlichen, das sich im Refektorium der Mönche von Santa Maria della Grazia anzubreiten begann. Bis dann eines Tages Leonardo den Pinsel hinsenkte und weinend den jungen Freunde in die Arme sank, in dessen das fertige Haupt des Heilandes, aller Irdischkeit entrückt, von den kahlen Wänden herabschien.

Pietro verabschiedete sich bald danach, um zu seinen Eltern zurückzukehren, die unweit von Florenz ein kleines Bauernagut besaßen, dessen Pflege und Arbeit er ihnen abzunehmen gedachte. Leonardo hörte nichts mehr von ihm, war auch so mit seinem Werk beschäftigt, daß er alles darüber vergaß.

Nun war es aber nach einigen Jahren nötig, daß er ein Modell für den Judas suchte, das sich ihm denn auch bald bot. Es war ein Bettler, dem er schon manchmal Geld beim Hinausgehen aus dem Dom gegeben, und der es ihm noch nur mit einigem Zögern anzunehmen schien. Er lud ihn ein, zu ihm zu kommen, und er vertiefte sich immer mehr in das Gesicht, in das Gier und Leidenschaft ihre wilden Kerbe geschnitten. Der Wert hing traurig über einem wohl einstmals schön und weich geschwungenen Mund, und die Augen flackerten unruhig und doch oft wie von Angst gequält unter dichten ungepflegten Brauen. Seinen Fragen wich er scheu und unbestimmt aus, bis ihn der Meister aber doch als den erkannte, den er einst als Christus gemalt. Er gab es auch zu und begann, sein Leben zu erzählen, das sich von einem Abgrund in den anderen gestürzt und jeden Becher der wilden Zeit bis auf die Hefe geleert hatte. Als die Eltern gestorben, hatt. er das bescheidene Besitztum verkauft und das erlöste Geld bis auf den letzten Stubi durchgebracht. Dann war er den Soldaten nachgelaufen, war heimgekehrt und hatte allen Genüssen des Lebens gefrönt, bis er schließlich krank und mit allen Seuchen behaftet vor der Domtür zusammengebrochen war, vor der ihn Leonardo einst als strahlend schönen, feurigen Menschen kennengelernt hatte.

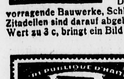
Erschüttert hatte er sein... Bericht angehört. Dann brachte er ihn in einem Siechenhaus unter, wo er bald danach starb.

Leonardo vollendete sein Werk, wurde von den Künstlern und bald auch von ganz Italien bis in den Himmel erhoben, was aber nicht bis zu seinem Ohr vorzudringen vermochte. Er saß das Abendmahl, das ihm die tiefste Erschütterung seines Lebens geworden, nicht wieder an und vermied es ängstlich, die Orte aufzusuchen, an denen er mit Pietro gegangen. Sein Bild aber leuchtete durch die Jahrhunderte und riß immer wieder Verzweifelte und Sehnsüchtige, Sünder und Gerechte zu sich hin und wurde ein Spiegel, darinnen sich die Menschheit stetig von neuem erkannte, sich erhob oder von Neue gequält heimlich fortschlich, bis ein Tag kommt, an dem alles Elend und Leid eingegangen ist in den, der sieghaft und verzeihend vor der breiten Tafel des Lebens thront.

Conrad Spiegler.

**DAS NEUESTE FÜR DEN BRIEFMARKEN-SAMMLER!**

MITTEILT VOM BEHRENS NEUHEITENDIENST, BRAUNSCHWEIG



**Haiti**

Die letzte Ausgabe Haitis, noch aus dem Jahre 1924 stammend, sind durch neue Marken mit verschiedenen Darstellungen ersetzt. Hervorragende Bauwerke, Schlösser, Kasellen, Forts und Zitadellen sind darauf abgebildet worden. Der kleinste Wert zu 3 c, bringt ein Bild des derzeitigen Präsidenten

Auch zwei neue Flugpostmarken in großem Format sind erschienen. Ein Flugzeug überfliegt eine Zitadelle. Alle Werte sind von der American Bank Note Co. hergestellt.

**Brasilien**

Zwei neue Werte zu 200 Reis in rot und violett. Brasilien führt zur Zeit Verhandlungen mit dem Weltpostverein Bern auf Aenderung der jetzt bestehenden Bestimmungen. Die 200 Reis rot war bereits gedruckt, wird aber nach Abschluß der Verhandlungen durch die violette Farbe ersetzt. Vorläufig sind beide Farben in den Verkehr gesetzt worden.

# Der fahrende Tod

## *Eisenbahnkatastrophen und ihre Verhütung*

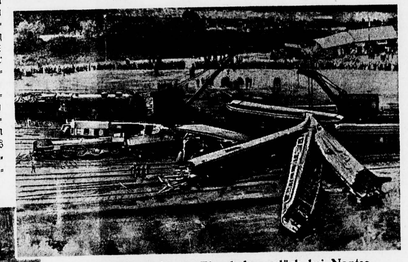
Das entsetzliche Eisenbahnunglück bei Lagny ruft die Erinnerung nach an Katastrophen ähnlicher Art. Freilich muß man schon sehr lange in der Geschichte des Eisenbahnwesens zurückblättern, bis man auf ein ähnliches schweres Unglück trifft. Am 20. Dezember 1879 stürzte in Schottland die Brücke über den Tay ein und riß einen darüberfahrenden Zug mit in die Tiefe. 200 Menschen fanden hierbei den Tod. Auch unser Jahrhundert hat eine Reihe folgenschwerer Eisenbahnunfälle zu verzeichnen. Auf der Pariser Untergrundbahn verunglückten im Jahre 1903 bei einem Zusammenstoß 90 Menschen tödlich, im Jahre 1916 bei einem Zusammenstoß auf der Strecke Wien — Budapest 68 Menschen. Aus den letzten Jahren ist das Unglück auf der Gotthardbahn bei Bellinzona in Erinnerung, bei dem unter 30 anderen Fahrgästen Dr. Helfferich den Tod fand, das Unglück im Münchener Ostbahnhof im Jahre 1926 mit 27 Todesopfern, und der verbrecherische Anschlag bei Leiferde mit 25 Todesopfern. Im darauffolgenden Jahre verunglückte der Simplonexpreß, wobei 33 Reisende ums Leben kamen. Im vorvergangenen Jahre kamen bei einem Zugbrand in Aegypten 61 Menschen ums Leben und in dem gleichen Jahre verübte Matuschka seine Eisenbahnanschläge bei Jüterbog und Biatorbagy. Das letzte Unglück forderte 23 Todesopfer. Im vorigen Jahre stürzte in Marokko ein Zug mit Fremdenlegionären ab, wobei 120 Fremdenlegionäre ihren Tod fanden. In dem gleichen Jahre ereignete sich auch das Unglück in Moskau, das etwa 100 Todesopfer forderte. Die unmittelbaren Vorläufer des Unglücks bei Lagny sind die Entgleisung des Ausflugler-Schnellzuges Paris — Nantes mit 14 Todesopfern am 4. Juni und eines chinesischen Zuges in Kiangli am 21. August, bei der 60 Offiziere den Tod fanden.

Diese Liste wirkt erschütternd. Es sind die Opfer, mit denen ebenso wie auch auf andern Gebieten der menschliche Fortschritt erkauft wurde. Es ist selbstverständlich, daß mit der Erfindung der Eisenbahn der Menschengeist emsig bemüht war, Sicherungen zu erfinden, die Katastrophen ähnlicher Art verhindern. So wurde ein raffiniertes System von Signaleinrichtungen erdacht, das Zusammenstöße und Zugentgleisungen auf ein Mindestmaß herabdrückt. Zunächst wird vor der Abfahrt jeder Zug sorgfältig geprüft, ob er auch völlig in Ordnung ist. Innerhalb des Bahnhofs werden sämtliche Weichen in die richtige Fahrstellung gebracht, und erst dann stellt sich das Signal auf freie Fahrt. Die Strecke selbst wird durch Streckenwärter dauernd bewacht. Entdeckt dieser irgendeine Gefahrenstelle, so stellt er das Warnungssignal und in weiterem Abstand das Haltsignal auf. Er legt auch Knallkapseln auf die Schienen und läuft dem gefährdeten Zug mit hocherhobener roter Fahne entgegen. Der Verhinderung von Zusammenstößen dient die Blocksicherung. Mit dem Augenblick, da der Zug einen Blockposten passiert hat, legt der Blockwärter das Signal hinter ihm auf Halt. Es bleibt solange in der Haltlage unter Fernverschluß des nächsten Blockpostens, bis der Zug auch an ihm vorbei ist. Erst dann wird das Signal des rückliegenden Postens elektrisch entriegelt und auf freie Fahrt gestellt. Dadurch wird erreicht, daß sich in einem Blockabschnitt nur jeweils ein Zug befinden kann. Neben diesen grundlegenden Sicherungsvorrichtungen bedient sich die Eisenbahnverwaltung zahlreicher anderer Mittel zur Zugsicherung. Jeder Zug wird umschwirrt von telegraphischen oder telephonischen Meldungen. Sein Nahen wird mit elektrisch ausgelöstem Läutewerk angekündigt. Und doch hat man sich mit allen diesen Vorsichtsmaßregeln noch nicht begnügt.

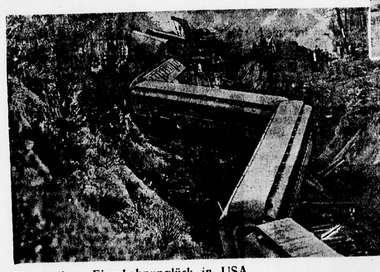
Soll dieses System der Zugsicherung funktionieren, so ist es Vorbedingung, daß der Lokomotivführer alle Signale auch sicher erkennt und danach handelt. Dieser Umweg über den Menschen versagt jedoch mitunter. Der Lokomotivführer kann vor Uebermüdung ein Signal übersehen. Schwerer Nebel kann die Sicht beeinträchtigen. Dahr wird seit Jahren an dem System einer automatischen Zugsicherung gearbeitet, die die Beachtung der Signale unabhängig vom Lokomotivführer erzwingt. Auf den französischen Bahnen hat man beispielsweise das sogenannte Krokodilsystem eingeführt. Wenn der Zug ein Haltsignal überfährt, erfolgt durch die darüberfahrenden Lokomotiven eine Kontakthebung, die auf der Lokomotive einen Pfeifenton auslöst und gleichzeitig eine kleine Rakete zur Explosion bringt. Dieses System hat jedoch seine Mängel. Bei Verseifung oder sonst ungünstiger Witterung arbeiten die Kontakte nicht mehr zuverlässig. Auch bei Geschwindigkeiten, die 100 Kilometer übersteigen, arbeiten sie nicht mehr einwandfrei. Man geht sicher nicht fehl in der Annahme, daß das letzte furchtbare Unglück durch die Mängel dieses Systems verschuldet worden ist. Das Krokodilsystem wird daher auch in Deutschland allgemein abgelehnt.

In Deutschland werden Systeme vorgezogen, die von Kontakten unabhängig sind, elektromagnetisch bzw. nichtelektrisch arbeiten. Als ein weit zuverlässigeres Mittel als Kontakte hat sich beispielsweise die Selenzelle erwiesen. An der Lokomotive befindet sich ein Scheinwerfer, der dauernd einen starken Lichtstrahl nach oben sendet, der gewissermaßen alle Signale abtastet. An den Signalen ist ein Spiegel angebracht, dessen Stellung sich je nach der Lage des Signals ändert. Fährt die Lokomotive an dem Signal vorbei, so wirft der Spiegel das Licht des Scheinwerfers auf die Lokomotive zurück. Hier trifft das Licht auf eine Selenzelle, in der es einen schwachen elektrischen Strom auslöst, der alsdann die Bremsen oder einen anderen Apparat betätigt. Ein Zug also, der ein Haltsignal überfährt, kann ohne Zutun des Lokomotivführers abgebremst werden. Mit dieser Einrichtung ist es auch möglich, zu verhindern, daß der Zug eine bestimmte Geschwindigkeit überschreitet. Soll er beispielsweise an einer gefährdeten Stelle die Geschwindigkeit vermindern, so wird dies durch eine Blende im Scheinwerfergehäuse der Lokomotive erzwungen, die den Lichtstrahl abhält, solange der Zug die vorgeschriebene Geschwindigkeit einhält. Ist die Geschwindigkeit jedoch größer, so wird ihm nicht der Weg freigegeben, die Selenzelle belichtet und die Bremse in Tätigkeit gesetzt. Schließlich ist das in Deutschland übliche System der Zugsicherung so aufgebaut, daß bei jeder in der Anlage auftretenden Störung der Zug automatisch abgebremst wird, gleichgültig, ob die Störung frei ist oder nicht. Dadurch können auch niemals Unglücksfälle durch Versagen der Anlagen eintreten.

Durch diese umfassenden, freilich auch kostspieligen Vorkehrungen ist es möglich geworden, Eisenbahnunfälle auf jenes Mindestmaß zu verringern, das sich praktisch wohl nie ausschalten lassen wird. Die Sicherheit des Eisenbahnverkehrs ist praktisch viel größer als der Laie annehmen möchte, wenn er von einem Eisenbahnunglück hört. Die Reichsbahn befördert beispielsweise rund 2 Milliarden Fahrgäste im Jahr, die durchschnittlich über 40 Milliarden Kilometer zurücklegen. Im Jahre kommen ferner bei uns in Deutschland durchschnittlich 40 Personen durch Eisenbahnkatastrophen ums Leben. Das heißt, es entfallen auf jeden Toten rund 1 Milliarde Reisekilometer. Denkt man sich jemand ununterbrochen Tag und Nacht in einem Zuge fahrend, der 100 Kilometer in der Stunde zurücklegt, so braucht dieser Reisende rund 1100 Jahre, ehe er eine Milliarde Kilometer zurückgelegt hat. Nach den Gesetzen der Wahrscheinlichkeit müßte er also praktisch Tausende von Jahren reisen, ehe er durch einen Eisenbahnunfall ums Leben kommt. Nebenbei erwähnt, ist die Zahl der Fahrgäste, die durch eigene Unvorsichtigkeit, entweder beim Aufspringen oder beim Ueberqueren der Geleise ihren Tod finden, um ein Vielfaches höher als die Zahl der Toten bei Eisenbahnkatastrophen. Berücksichtigt man noch die Tatsache, daß bei uns viel mehr die widerstandsfähigeren Stahlwaggons in Gebrauch sind, in anderen Ländern, darunter auch Frankreich, die älteren Holzwaggons, die bei jedem Zusammenprall zersplittern und beispielsweise das Riesenausmaß der Katastrophe von Lagny verursacht haben, so darf Deutschland den Ruhm für sich in Anspruch nehmen, für die Sicherheit seiner Eisenbahnfahrgäste vorbildlich bemüht zu sein.



**Das folgenschwere Eisenbahnunglück bei Nantes**
im Juni 1933. Die Wagen haben sich sternartig ineinandergeschoben, wie es wohl bisher noch nicht zu verzeichnen war.



**Eigenartiges Eisenbahnunglück in USA.**
Die Wagen sprangen aus den Schienen, eine Zickzacklinie bildend.

**Das Eisenbahnattentat bei Biatorbagy**

**Der Streckenwärter warnt den entgegenkommenden Zug**
vor einer gefährlichen Stelle.

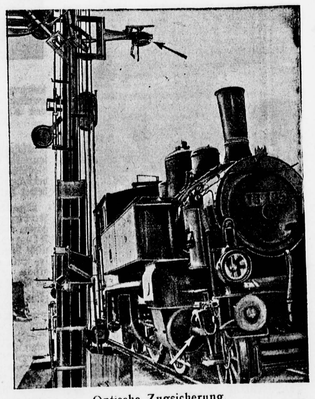
## Dampfmaschine im Schnelltriebwagen

*Eine Neuerung der Reichsbahn*

Die Umstellung des deutschen Eisenbahnverkehrs auf kleinere Zugeinheiten, die häufiger verkehren, hat die Entwicklung von neuen Triebwagen notwendig gemacht. Es sind inzwischen zwei neue Triebwagen nach dem Typ des „Fliegenden Holländers" in Auftrag gegeben worden, wobei verschiedene Verbesserungen berücksichtigt werden, daneben soll ferner ein Wagen der Krufenberg'schen Konstruktion gebaut werden und schließlich noch ein dritter Wagentyp mit dieselelektrischem Antrieb.

Neuerdings sind auf diesem Gebiet so bedeutende Verbesserungen gemacht worden, daß der Dampfantrieb durchaus mit allen anderen modernen Antriebsarten konkurrieren kann. Man erinnere sich des Dampfomnibusses, den die Lokomotivfabrik Henschel u. Sohn in Kassel im Sommer 1933 erbaut hatte. Bei dieser Konstruktion treibt ein ölbefeuerter Hochdruckkessel eine Dampfmaschine mit 120 PS. Kupplung und Getriebeschaltung fallen völlig fort. Mit einem Fußhebel wird die Dampfzufuhr geregelt, wodurch die Geschwindigkeit geändert wird.

Auf Grund der Erfahrungen mit diesem Fahrzeug hat die Firma Henschel zusammen mit Borsig in Tegel einen Schnelltriebwagen für Dampfbetrieb entwickelt, der gegenüber der Betriebsweise einer Lokomotive außerordentliche Vorteile zeigt. Dieser Triebwagen ist bereits von der Reichsbahn geprüft und der Lübeck-Büchener Eisenbahngesellschaft übernommen worden. In einem kleinen Durchlaufkraftkessel wird Dampf mit einem Druck von bis 100 Atmosphären erzeugt und der Abdampf nach seiner Arbeitsverrichtung wieder zu Wasser kondensiert, so daß eine ständige Wasserergänzung nicht notwendig ist. Die Feuerung dient Teeröl, das gut transportfähig und auch sehr wirtschaftlich ist. Die Dampferzeugung wird automatisch ger.gelt, so daß der Wagenführer sich darum nicht zu kümmern braucht. Er hat nur wie beim Dampfomnibus das Dampfzufuhrventil für die Geschwindigkeit und die Bremse zu betätigen. Ein Heizer ist nicht notwendig. Auch für die Einsetzung sind keine langen Vorbereitungen durch die lange Anheizzeit wie es bisher der Fall gewesen war, notwendig, denn das Anheizen dauert jetzt nur noch zwei Minuten. M. P.



**Optische Zugsicherung.**
Der untere Pfeil weist auf den Scheinwerfer an der Lokomotive hin, der obere auf den Spiegel am Signal.



## *Dreikönigstag im christlich-deutschen Volksbrauch*

Von Bernhard Bergmann

Am Vorabend des Dreikönigsfestes hing alle Jahre der ganze Winterhimmel unserer Heimat voll Glockenklang. Das war ein Läuten, ein Rauschen und Jubeln über das stille, schneebedeckte Land und Dorf hin. Bis in die Nacht hinein stürmten die Glocken. Und wir traten wohl andächtig vor das Haus und horchten hinaus in den Glockenhimmel, und die Schneeflocken fielen dichter und dichter, frisch und hell, und hüllten die ganze Heimaterde warm und fein wie in dicke weiße Wolle ein.

Alle Glocken vom Turm der Heimatkirche sangen an diesem Abend zwölfmal nacheinander, altem, frommem Brauche gemäß, ihr Dreikönigslied durch die kristallklare Winterluft. Schon nachmittags um 5 Uhr, wenn es dämmerte, hub es an. Mit allen Glocken vom Turm. Und alle Viertelstunden setzte ein neues Läuten ein, zwölfmal nacheinander. Das war wie ein erneues Brausen und Jubeln in den Lüften. Und auch in den Nachbardörfern sangen die Glocken zwölfmal an diesem heiligen Abend ihren Dreikönigsgruß. Immer mehr Glocken wurden wach und rauschten durch die winterschwere Luft. Glocken, nichts als Glocken! Immer mehr, hin und her ging das Gewoge. Stimmer und dumpf die einen, kinderleicht und schön daneben die anderen Glocken. Wie ein großes, gewaltiges Gloria. Als würde die ganze verschneite Wintererde Melodie, Klang, Wohllaut und Gesang.

Das drang so ungewaltig ins Herz hinein, daß ich diesen Glockenhimmel des Dreikönigsabends nie wieder vergessen kann. Und gar holz schante ich zu meinem älteren Bruder auf, der schon mitläuten durfte hoch oben in der Glockenstube des Turmes, mit vielen Burschen des Dorfes, die an diesem Abend frohlich ausgelassen mit guter Jehrung, Brot und Bier, von den Aeltesten des Dorfes alljährlich gestiftet, im Turme stürmten und sich immer wieder mit Armen und Füßen in die Glockenseile hingen als wollten sie die drei Könige selbst vom Himmel herunterläuten. Bis dann in der zehnten Stunde die Glocken zum allerletzten Male ihren ehernen Sang in die Nacht hinausriefen, und drohen der Sternenhimmel über der schweigenden Winterstille durch die feierliche Schneenacht funkelte.

Das war ein würdiger, ruhmreicher Gruß der Heimat zu den drei Königen, deren Andenken im deutschen Volke allzeit hoch in Ehren gestanden und deren Festtag, am 6. Januar, zum Ende der zwölf heiligen Nächte, seinen besonderen Glanz im christlichdeutschen Volksbrauch hatte.

*

Wenn ich an Dreikönige denke, wird aus Kindertagen noch eine weitere liebe, frohe Erinnerung wach an den prächtigen Aufzug der „heiligen drei Weisen aus Morgenland", die schon um die Advents- und Weihnachtszeit, große oder kleine Dreikönige. Männer aus der Stadt oder Dorfjungen, nach der Weise der heiligen drei Könige in Gaben erfingend durch die Straßen und Häuser zogen. Ein alter Kommer Brauch aus einer Zeit, da das Gemüt noch voll war von dem tiefen Sinn und der klingenden Schönheit unseres Christenglaubens.

Da sahen wir am Abend in der warmen Winterstube, alle Fensterläden geschlossen. Da plötzlich, auf dem Flur draußen ertönt Musik und Singlang. Alles horcht einen Augenblick und stürzt an die Tür. Seltsame liebe Gäste: Die heiligen drei Weisen aus Morgenland, die hatte die Sonne so schwarz gebrannt." Drei einnemmunte Gestalten. Der eine hatte eine schimmernde Krone aus Goldpapier auf dem Haar. Der zweite trägt einen großen Stern hoch an einer langen bölzernen Stange. Der dritte hat sich Gesicht und Hände mit Ruß geschwärzt und mit Schuhwichse bestrichen. Sie sangen die alte Dreikönigsmär zum großen Jubel und Entzücken der Kinder, wenn auch Ton und Melodie dem Musikkundigen oft gar fabrik in die Ohren klingen mochten:

„Im Namen des lieben Jesulein
Freien wir in dieses Haus herein.
Wir treten herein ohn' allen Spott,
Einen guten Abend den oder dem Gott..."

Und der Stern öffnete sich, und in seinem Innern wurde ein kleines Schatzkämmerlein sichtbar, das größte in den Augen unserer Kinderzeit wie lauter Silber und Gold. Es war ein kleines Krippsein im Stern mit zierlichen Figürchen, mit Fensterchen, durch die es wie ein Transparent wunderlam schillerte, grün und rot und blau. Und mitunter Herein kramten vor dem Krippenfind. Ja, selbst der König Herodes war leidhaftig nicht selten mit den drei Weisen erschienen und schmetterte mit finsterer Miene und drohendem Dolch seinen Spruch heraus. In fröhlichster Laune, mit Gaben beschenkt, zogen die drei Weisen von dannen.

Ein sinnig-lieber Brauch in unserer eiskalten, öden Zeit. Man auch schon einmal der Mühwalle sein Unwesen mit diesen Bräuchen treiben, laßt uns den goldenen Kern dieses frommen Dreikönigsbrauches von äußeren Schlacken befreien und dieses Fünklein wahrer Winterfreude wieder ganz verlöschen! Laßt die heiligen drei Könige durch unsere Häuser und Straßen ziehen, von Tür zu Tür, mit frohen Liedern in ihrer harten Zeit der Not Gaben erbittend für die Kinder der Not, für die Brüder und Schwestern in Elend und Armut. So sollte der Dreikönigsbrauch Auferstehung feiern!

*

Der Dreikönigstag hatte für uns Kinder noch eine dritte, eine schmerzlich-wehmütige Seite. Schon zu Dreikönig galt es in der Heimat Abschied nehmen von Krippe und Christbaum. Zum letztenmal drapp nach altdeutscher Sitte auf Dreikönige der Weihnachtsbaum. Am Nachmittag des hohen Festtages war die Bruderschaft des freudenreichen Rosenkranzes. Noch einmal erklangen die alten tiefinnigen Weihnachtslieder im wunderbaren Wechsel der Chöre, stark und wuchtig die Stimmen der Männer, leise, innig und andmutig der Chor der Frauenstimmen.

**Veit Stoss: Hlg. König der Anbetung der Könige vom Krakauer Altar**

## *Der Krakauer Altar* / Von Dr. Georg Hoeltje

In einer Urkunde vom 13. Dezember 1533 erfahren wir zum ersten Male von dem Tode des Veit Stoß.

Vor 400 Jahren starb in Nürnberg der Bildschnitzer Veit Stoß. Er war über 80 Jahre alt, vielleicht schon an die neunzig. Sein genaues Alter wußte niemand, vielleicht er selber auch nicht. Seine Altersgenossen hatte er alle überlebt. Als Albrecht Dürer, der nun schon fünf Jahre vor ihm gestorben war, noch ein ganz kleiner Junge war, lebte Veit Stoß schon am Hofe des Königs von Polen, in Krakau. Als er von dort nach Nürnberg zurückkam, war er ein reicher Mann und fuhr mit seiner Familie in einem eigenen Wagen, den er für die lange und anstrengende Reise angeschafft hatte . . .

Heute fährt man in einem Vormittag von Breslau nach Krakau. In der Morgendämmerung beginnt die Reise oderaufwärts, und das Mittagsläuten hört man schon von den Türmen der alten polnischen Königstadt. Bei Böthen überschreitet die Bahn die jetzige Grenze. Gleiwitz . . . Beuthen . . . Königshütte . . . Kattowitz . . . ein Land voll Kriegsgedenken aus der Zeit nach dem Kriege. Umstrittenes Land — Grenzland. Die wahre Grenze aber läuft nicht dort, wo ein Drahtzaun den Durchgang schneidet, sondern dort, wo vor den Augen des Reisenden das dicht besiedelte schlesische Land weiten Wiesen und Wäldern Platz macht, in denen wie verloren einzelne Gärten stehen . . . hinter Kattowitz.

Und der Stern öffnete sich, und in seinem Innern wurde ein kleines Schatzkämmerlein sichtbar, das größte in den Augen unserer Kinderzeit wie lauter Silber und Gold. Es war ein kleines Krippsein im Stern mit zierlichen Figürchen, mit Fensterchen, durch die es wie ein Transparent wunderlam schillerte, grün und rot und blau. Und mitunter Herein kramten vor dem Krippenfind. Ja, selbst der König Herodes war leidhaftig nicht selten mit den drei Weisen erschienen und schmetterte mit finsterer Miene und drohendem Dolch seinen Spruch heraus. In fröhlichster Laune, mit Gaben beschenkt, zogen die drei Weisen von dannen.

Ein sinnig-lieber Brauch in unserer eiskalten, öden Zeit. Man auch schon einmal der Mühwalle sein Unwesen mit diesen Bräuchen treiben, laßt uns den goldenen Kern dieses frommen Dreikönigsbrauches von äußeren Schlacken befreien und dieses Fünklein wahrer Winterfreude wieder ganz verlöschen! Laßt die heiligen drei Könige durch unsere Häuser und Straßen ziehen, von Tür zu Tür, mit frohen Liedern in ihrer harten Zeit der Not Gaben erbittend für die Kinder der Not, für die Brüder und Schwestern in Elend und Armut. So sollte der Dreikönigsbrauch Auferstehung feiern!

*

Der Dreikönigstag hatte für uns Kinder noch eine dritte, eine schmerzlich-wehmütige Seite. Schon zu Dreikönig galt es in der Heimat Abschied nehmen von Krippe und Christbaum. Zum letztenmal drapp nach altdeutscher Sitte auf Dreikönige der Weihnachtsbaum. Am Nachmittag des hohen Festtages war die Bruderschaft des freudenreichen Rosenkranzes. Noch einmal erklangen die alten tiefinnigen Weihnachtslieder im wunderbaren Wechsel der Chöre, stark und wuchtig die Stimmen der Männer, leise, innig und andmutig der Chor der Frauenstimmen.

Und wenn zum Beschluß der Bruderschaft das Psalliste umgenito verklungen war mit der lieblichen Schlußweise:

„Singt und klingt
Jesu, Gottes Kind
und Maria Söhnelein!
Singt und klingt
unserm lieben Jesulein
im Krippelein
beim Ochslein und beim Eselein",

dann war alle Jahre mit diesem Schlußgesang auch die Weihnachtspoesie der Heimatkirche zu Ende. Die Krippe wurde schon am Dreikönigsnachmittag weggeräumt. Und am andern Morgen in der Schulmesse sahen wir den Seitenaltar der Schutz- und Dorfpatronin St. Cäcilia kahl, nüchtern und leer. wo gestern noch die Krippe von Bethlehem gegrüßt hatte. Am Abend erfolgte auch zu Hause der Abschied vom Christbaum. Dann und wehmütig wurden zum letztenmal die Christlieder und auch das Lied, das deutsche Lied vom Tannenbaum gesungen, und hernach der Christbaum schnell von den Kindern geplündert. Abschied von Weihnacht, Krippe und Christkind, von Christbaum und Christgesang. —

*

Christbaum und Krippe werden alle Jahre auf Dreikönige weggeräumt. Aber der Stern leuchtet weiter, der Stern der heiligen drei Könige. Symbol unseres lebendigen Glaubens, des Feuers in unseren Herzen, der Flamme, die nicht verlöschen darf.

Daß wie die Glut dieses Glaubens und der Glanz dieses Lichtes verlösche über deutscher Heimat, Stadt und Dorf, das gebe Gott.

Heimat, denk an den Stern!

## *C + M + B im Stall*

Von Hubert Göbels

Das fror Stein und Bein. Tonngal sang das Eis eine klingende Stufenleiter, die lief vom Erlenbaum an der Krümmung bis her zum Hof des alten Hinnerk Kopp. Der alte Hof lag recht einsam hier draußen, hart am Bruch. Und es war, als verkröche sich das altersgraue Haus vor Kälte und Furcht ganz klein unter das gewaltige Strohdach, das bis in Mannshöhe zum Erdboden niederreichte — Huhuuuu! — Die alte Eule, die oben im Auszugsloch hauste, frich klagend ab und erschreckt mit ihrem Flügelklatschen die kalte Stille Es war ihr oben im Eulenloch zu kalt geworden. Der alte Gelzhals Hinnerk Kopp wollte wieder an Herd und Spaltholz haben.

Im Wagenschuppen, der einige Schritte vom Hof weglag, standen drei Gestalten. Sie waren ausgezogen zum Sternensingen. Den Hof von Hinnerk Kopp hatten sie sich bis zuletzt erspart. Dick und prall fanden die linnenen Säcke gegeneinander gelehnt auf dem Kasten der Dreschmaschine. Die Drei sprangen von einem Bein auf das andere, schlugen die Arme übereinander und hauchten die klammen Hände warm.

Geres Piependeckel zog einen roten Königsmantel enger um die Schultern. (Eigentlich war dieses Prachtstück ein rotwollener Unterrock. Den hatte er seiner Mutter heimlich abgeliehen.) Dann meinte er:

„Wir machen Schluß. Bei dem ollen Kopp ist da doch nichts zu holen."

„Mein ich auch", stimmte ihm Drees Hickingbeuer bei. Und dann brach er an der Dreschrinne einen Eiszapfen ab. Den steckte er wie ein Tompfeifenrohr in sein rußgeschwärztes Gesicht. D. h. ganz schwarz war der Mohrenkönig nicht mehr; denn da, wo Augen mit dem Kerwel unter der Mütze hervorwinken pflegen, leuchtete eine weiße Bahn. Die zog sich von einem Ohr zum andern.

„Drees", sagte drauf Möllers Ritter und drehte dabei seinen blechernen Stern. „Ich kriesel ja eine Schlinderbahn im Bauch. Aber das will ich euch sagen: Wir geben rein. Und wenn der olle Kropp von Kopp uns nichts gibt, dann soll er was erleben!"

Und wie immer, so setzte sich Ritter auch diesmal durch. Die drei Könige ließen ihre Säcke auf dem Dreschmaschinenstein und dann den schon hoch mit Krone und sich hochenden Stern vor Hinnerk Kopp unterm Räuchern in der dunklen Küche und sangen:

„Die heilig drei König mit ihrem Stern,
Wollt'n vor euch besingen, ihr Frauen und Herrn!"

Weiter kamen sie nicht. „Herrn!" brummte Hinnerk Kopp und hemd vom Stuhl auf, daß der niedergesessen und die Katze aus dem Eck aufschreckte. Und mit der verlassen Katze huschten auch die drei Könige aus Küche hinaus. Möllers Ritter war der letzte. Er konnte es nicht lassen, und es war bestimmt gegen seine königliche Würde, daß er dem immer brummenden Hinnerk Kopp einen „Gizzbals" ins Gesicht schleuderte. Dann schlug die Diele lautere zu. Und der Bauer atmete sich wieder der ollein und unaefiert. Daß die Schweine im Koben bald darauf etwas unruhig grunzten, viel ihm weiter nicht auf. Ein Glück für die drei Könige!

Die taten derweil ein seltsam Werk. Möllers Ritter führte sie an. Er hatte vorhin einen Topf schwarzer, buchschwarzer Wagenschmiere unter der Karrisolsfeder im Schuppen stehen sehen. Dort also hin! Schnell waren Geres und Drees eingewicht. Drees brach noch eilig einen neuen Eiszapfen und band dann sorgfältig dabei als Ritter den Schweinen im Koben auf der Diele mit anatschenden und trotzendem Mistel das Zeichen der Könige auf ihre spechten Rücken schrieb: C + M + B. Alle kamen sie an die Reihe. Nur die kleinen Ferkel, die zu zwölf an der Zahl ihrer dicken Mutter unter den Bauch krochen, um sich zu wärmen, bemalte Ritter anders. Zwölf Kreuz brei, so überlegte er, das kommt aut aus. Und somit wollte er dem einen ein C auf sein rosiges Fellchen, dem andern ein M und wieder einem ein B. Niemand daheim, „Jetzt noch die Gäbe! Dann aber raus!" Drees hielt die Rossunten bei den Hörnern und Geres beim Schwanz. Ritter aber bemalte beide Breitseiten mit seinen Zeichen: C + M + B.

Dann zogen drei Könige, weihnachtsmüde Säcke auf dem Rücken, den knirschenden Weg zum Dorf. Der eine von ihnen hatte einen roten Königsmantel an, der andere hielt einen Eiszapfen im Mund, und der dritte drehte einen blechernen Stern und der blinkte im Mondlicht.

# Winter im deutschen Land

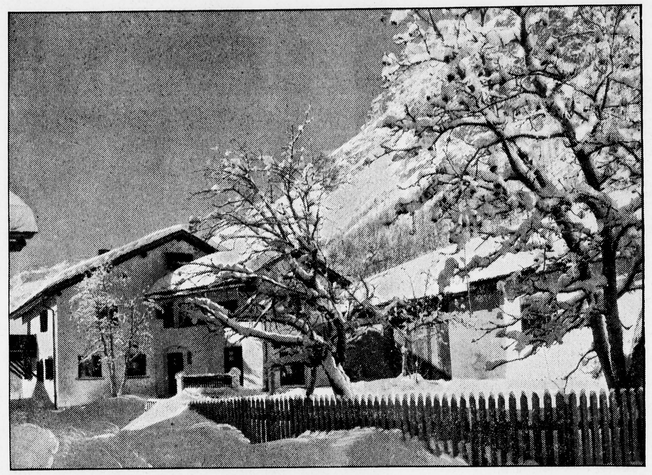
## Auf Deutschlands weißen Zinnen

Bergaufwärts in die Winterwelt des Zugspitzgebietes. — Der warme Winkel im Schneefernerhaus. — Abfahrt auf Skiern durch die weißen Täler des Schweigens.

Aus dem weiten weißen Tal, wo das Leben herrscht und die Bahnen und die Kraftposten immer neues Leben, immer neue Menschen heranführen, drängt es den Mann mit den Skiern hinauf in die Einsamkeit der Berge. In Garmisch gibt es Hotels mit weichen Teppichen in den Gängen, mit Telefon und Warmwasser in den Zimmern, mit Hotelportiers und Pagen, wie aus dem Ei gepellt. In Garmisch flutet die Welt, da gibt es Abendtoiletten und Smokings; da gibt es Empfänge und Cafés und Sherry Cobler und Drinks, und der Jazz terrorisiert die Nerven. Das Saxophon fühlt sich hier zu Hause, wie in den Großstädten. Es quäkt in den eisigen Winter hinaus, wenn eine Tür sich öffnet und warmes Licht hinaus in die blaue Nacht strömt.

Draußen ist das Schweigen und hellblaue Nacht und Sternegefunkel. Wälder harren aus dem weißen Schimmer und über ihnen türmen sich die Bergspitzen in eherner Wucht, glitzernd und schweigsam. Am Tage enthüllt sich der phantastisch-wilde Aufbau silberglitzernder Felsen. Ein blendend blauer Himmel umgrenzt die weißen Grate. Da werden die Schatten in den Tälern tiefblau. Und nun weiß der Mann mit den Skiern, wo er hingehen hat. Die ewige Felsburg lockt ihn. Die Riffelwand winkt mit Feldspitzen wie mit erstarrten Fingern.

Wer beschieden ist, nimmt die Drahtseilbahnen, die zum Kreuzeck führen, aber der ist „nur" 1652 Meter hoch, oder die, die auf den Wank hinauf geleitet, der seine 1785 Meter zählt. Aber man will auf Deutschlands höchsten Gipfel, man will auf die Zugspitze, noch um 1000 Meter höher, als die beiden anderen Berge. Für diesen Zweck steht die Zugspitzbahn zur Verfügung. In ihren Wagen ist der Mann mit den Skiern wie zu Hause. Er will dort hinauf, wo er weiß, 2000 Meter unter sich zu haben; wo er weiß, daß ihn eine Abfahrt lockt, die mindestens zwei Stunden und darüber währt. Der Zug schiebt sich hinaus durch den



Verschneites Bergdorf

Das ist der Bahnhof Schneefernerhaus. Und wenn man sich aus dem Wagen gelöst hat und seine Skier wieder schultert, ist noch nichts zu merken von dem Ereignis, das einem bevorsteht. Der Bahnhof ist noch Felsröhre, eine Art Untergrundbahnstation. Durchschreitet man ihn, dann sieht man plötzlich in einer mächtigen Vorhalle, die von blendendem Licht erfüllt ist. Diese Halle ist bereits ein Teil des Schneefernerhauses. Hoch über allem, 2650 Meter hoch über dem Meeresspiegel. Nun sieht man sich das Haus von außen an, sieht, wie es förmlich in den Felsen geklebt ist. Aber

Schneefernerhaus auf der Zugspitze

tiefen Talkessel, hinauf nach Obergrainau. Dann wird es einsamer, und es geht durch die schneebedeckten Wälder, durch die Gesellschaft der Riesenbäume die ihre Schneelast wie etwas Unabänderliches tragen, bis hinauf zum Eibsee.

Das ist die Grenze für die Riesen des Waldes. Dann leitet der Zug hinein ins weite Licht, bahnt sich schon schwerer den Weg, immer höher und höher hinauf. Immer heller wird das Gestrüpp, immer mehr Sonne bricht sich Bahn. Jetzt nimmt uns die eigentliche Bergwelt auf. Man sieht nur über Spitzen und Grate, über den Schnee, der auf ihren Zinnen lagert und die Mi. te erfüllt. Wie mit einem Riesenhammer zerrissen, erscheinen die Hänge der Riffelwand, und hinter der Station Riffelriß hat scheinbar das Leben der Natur aufgehört. Ein dunkler Tunnel ist durch das Bergmassiv getrieben und dort, wo er zu Ende ist, winkt das Ziel.

im Inneren bietet sich aller Komfort, den man in dieser Höhe nur erwarten darf. Was ist das für ein herrlicher Speisesaal, was sind das für gemütliche Lesezimmer und Bibliotheken. Es gibt hier alles, was der Mensch aus der Ebene sich nur denken und wünschen kann. Nicht nur Garmisch-Partenkirchen ist auf den Berg gezogen, sondern auch aller Luxus, den man in München, in Berlin und Hamburg finden kann.

Aber zwischen Teppichen und edlen Hölzern, blankem Metall und blinkendem Glas fühlt man sich doch nicht so wohl. Die Skier passen besser in das danebenliegende Touristenhaus, wo man selber auftreten kann und nicht Angst haben muß, dieses oder jenes umzustoßen. Da ist man zu Hause und läßt sich ein Quartier anweisen; da bringt man seine Sachen in Ordnung und setzt sich an den festen Holztisch, dem es auch nichts schadet, wenn man die Ellenbogen darauf stützt und sein handfestes Messer aus der Tasche zieht. Das Messer braucht man, um sein Brot zu schneiden, das im Rucksack auf den hungrigen Magen wartet.

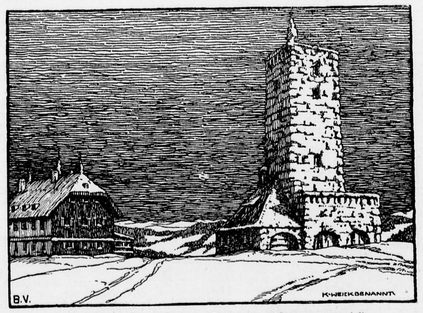
Und nun geht die Sonne unter und lädt auf der Terrasse des Hauses zu dem gold- und purpurnen Schauspiel ein, das die Bergwelt für jeden Abend in Bereitschaft hält. Noch einmal ein flammendes Rot, ein verschiedenes Gold über den weißen und silbernden Flächen. Dann spielen alle Farben des Regenbogens über Violett zum Blau hinüber, und dann ist der Abend da. Das Schweigen hat sich scheinbar noch tiefer über die in Eis und Schnee starrende Welt gesenkt. Hellblaue Nacht kriecht über die Grate und läßt sie immer ferner und fremder, immer unnahbarer erscheinen.

Jetzt ist Zeit, sich einen guten Winkel im Hause zu suchen, einen molligen Winkel, wo man einen Freund trifft oder zwei, wo man sein Brot hervorzieht und seinen Speck, wo man sich erzählen läßt und wiedererzählt. Dunkles Bier feuchtet die Kehlen. Aber man sagt auch nichts zu dem Mann, der sich mit einem Glas Milch begnügt. Jeder soll auf seine Art fröhlich werden, denn die Hauptsache ist, daß er fröhlich wird und nicht stumm in seinem Winkel hockt. Es empfiehlt sich auch nicht, allzu oft hinauszugehen, um zu sehen, wie schön die Berge sind. Wer aus der kalten Nacht in die warme Stube kommt, empfindet die dichten Tabakswolken, die das Zimmer erfüllt, vielleicht als eine Störung. Wer sitzen bleibt, merkt nichts davon. Er qualmt lustig mit den anderen und freut sich, wie der blaue Rauch das Gemüt erhebt und die Gedanken gefügig macht. Ehe es sich's versieht, ist es Mitternacht gegangen, denn der nächste Tag erfordert frische Kräfte für die große Abfahrt aus der steilen Höhe in das tiefe Land. Man hat noch niemals gehört, daß einer im Schneefernerhaus nicht gut geschlafen hätte. Darum sind sie am nächsten Morgen auch alle frisch, wenn sie die Bretter an die Füße schnallen und auf das „Platt" treten, das mächtige, hufeisenförmige Skigelände, das riesige Schneefeld, das fast während des ganzen Jahres den Skiläufern dient.

Schließlich wird der Rucksack geschultert, die Stöcke in die Hand genommen. Nun geht es los, unter, möglichst ohne Aufenthalt. Wer nicht zu den erprobten Meistern der Kunst gehört, soll es aber nicht wagen. Die lange Strecke erfordert völlig Beherrschung des Sportgerätes. Wer über diese nicht verfügt, würde gerädert unten ankommen. Hinter der Knorrhütte setzt die sausende Fahrt talwärts endgültig ein. Noch schöner allerdings, etwas länger ist die Abfahrt durch das Raintal. Wer fragt aber nach der Länge des Weges, wenn die Sonne über der Schneefläche blitzt und die Tannen in langen Gruppen vorüberhuschen. Es heißt sich in acht nehmen vor den Aesten, die ihre Zweige tief auf den Schnee herniederhängen lassen. Man muß die Bretter geschickt handhaben können, um das Gewirr zu meistern. Wenn man erst das Wasser der Partnach plätschern hört dann geht das Vergnügen zu Ende. Die Berge sind rechts und links wieder angestiegen, und in weit entrückter Ferne schwimmen die Höhen, auf denen man noch vor kurzem zu Gast war.

Die Partnach-Klamm in ihrer vereisten Pracht bildet den unvergeßlichen Eindruck einer solchen Fahrt. Die Höhen sind der Sicht entrückt. Garmisch-Partenkirchen öffnet gastlich seine Türen. Die Pagen stehen da und die Hoteldiener. Aus den Cafés dringt die Musik, und das Saxophon näselt unausstehlich und rechthaberisch.

M.-P.



Aussichtsturm auf dem Feldberg (Schwarzwald)



# Geheimnis um Gerry Rickeberg

Detektivroman von Günther Pastingl

Schluß

„Und dieser Elefant scheint eine Menge ungewöhnlicher Künste gelernt zu haben."

„Ja. Sahib ist gut »dressiert«."

„Für Suschin anscheinend sogar zu gut."

Und Hulberry erzählte Braddon, was er dem Gesammel Suschins hatte entnehmen können.

„Ich kann es verstehen, daß Suschin gesprochen hat. Unter dem Fuße eines Elefanten zu liegen, ist etwas, was auch einen starken Mann bricht. Aber das Grauenhafteste für Suschin muß es gewesen sein, den ganzen Rest der Nacht auf einem Brett festgebunden in einem Raume zu liegen, den ein ungefesselter Elefant mit ihm teilt. Und wenn Sie mich fragen, Braddon, ob ich das Vorgehen des jungen Rickeberg verurteile, dann bekommen Sie von mir nur eine einzige Antwort . . Nein und nochmals nein! Suschin hat tausendmal das verdient, was er geerntet hat. Ich weiß nicht, ob Sie das ganze Sündenregister Suschins kennen. Ich weiß auch nicht, ob ich es ganz kenne, aber bestimmt weiß ich, daß ich voll und ganz auf der Seite des jungen Rickeberg stehe. Was er getan hat, war ungewöhnlich. Aber ich wünsche, daß wir mehr solche ungewöhnliche Männer hätten, wie diesen Jungen."

Braddon verabschiedete sich von Hulberry mit dem Gefühl eines Menschen, der dem Erstickungstode nahe ist. Die Erzählung Hulberrys hatte ihn maßlos erregt.

Was ging ihn Suschin an! Ob dieser jeder menschlichen Regung bare Verbrecher wahnsinnig wurde oder nicht, war für ihn eine Nebensache. Selbst, daß er sein Schicksal verdient hatte, war Braddon gerne bereit zuzugeben.

Aber warum mußte es Gerry sein, die ihm dieses Schicksal bereitet hatte? Welcher blutige Hohn lag in der Begeisterung, mit der dieser Polizeimann den jungen Rickeberg als ein Hochprodukt moderner Männerberg darstellte! Wie hätte er wohl gesprochen, wenn er gewußt hätte, was Gerry wirklich war?

Hätte er für Gerry, die Frau, auch solche begeisterte Worte gefunden? Oder wäre er nicht vielleicht zurückgeschreckt vor der Unnatürlichkeit dieser Tatsache?

Und wo lag nun die Wahrheit? Was war Gerry wirklich? War sie die liebende, fühlende Frau oder der vor nichts zurückschreckende Tatsachenmensch?

In Braddon wallogn sich noch der Unterredung mit Hulberry eine Veränderung. Er fühlte, daß nun sein ganzes Verhältnis zu Gerry von Grund auf erschüttert war. Er wußte, daß er sich niemals darin finden könne, im Leben der Frau, die er liebte, eine untergeordnete Rolle zu spielen.

Aber riesengroß stand die Tatsache vor ihm, daß es doch so war, daß er den Besitz Gerrys mit jenem Schreckgespenst teilte, das für ihn ihr Beruf war, der zwischen ihnen stand wie ein unübersteigbarer Berg.

Freilich, sie hatte ihm versprochen, diesen Beruf aufzugeben.

Aber war sie dazu auch imstande? Alles sprach dagegen.

Gepeitscht von diesen Fragen rannte Braddon blind durch die Straßen von London.

Endlich setzte er sich müde und zerschlagen im Hydepark auf eine Bank nieder.

Da kamen ihm die Warnungsworte seines Onkels wieder ins Gedächtnis.

„Gerry zu lieben, muß zu Konflikten führen, die du nur noch nicht ahnen kannst."

Und jetzt glaubte er, den Sinn dieser Worte zu verstehen. die ihm damals noch so dunkel geklungen hatten.

Als er aufstand, war sein Entschluß gefaßt. Er war ihm unendlich schwergefallen, aber er sah keinen anderen Weg.

In der nächsten Zukunft bestand Ashton Castle für ihn nicht mehr. Weiter zu denken, wagte er nicht. Die Zukunft mußte selbst sorgen, ob Ashton Castle wieder eine Rolle in seinem Leben spielen sollte.

Gerry war ohne Abschied von ihm weggegangen.

Wenn sie wollte, daß er zu ihr zurückkam, mußte sie den ersten Schritt dazu tun.

Und Jim Braddon nahm sich vor, nur zurückzukehren, um festzustellen, ob Gerrys Auffassungen sich geklärt hatten. So konnte die Sache nicht weitergehen.

Braddons Verstand sagte ihm, daß es ein Wahnsinn wäre, offenen Auges einen unerträglichen Zustand in eine Lebensfessel umzuwandeln.

Sein Herz krampfte sich zusammen, als sein Verstand so sprach.

Aber soviel er auch dachte und sich zermarterte, er fühlte, daß sein Verstand im Recht war.

## XVII. Jim Braddon führt seinen Entschluß rücksichtslos durch

Wochen voll anstrengender Arbeit folgten nun für Braddon. Wochen, in denen er bis tief in die Nacht arbeitete, so daß am Tage dunkle Schatten unter seinen Augen lagen.

Der gewaltige Prozeß gegen Suschins Bande nahte. Endlich war die Sache doch auch in die große Oeffentlichkeit gedrungen. Die Presse hatte sich ihrer mit seitenlangen Artikeln bemächtigt, die flammende „headlines" trugen.

Braddons Name als Verteidiger war mit einem Schlage in weite Kreise gedrungen. Neue Klienten strömten ihm zu, und er nahm mehr Fälle an, als seiner Gesundheit zuträglich war.

Jeden Tag hatte er auf einen Anruf oder einen Brief von Ashton gewartet. Aber nichts war gekommen.

Zweimal war er noch bei seinem Onkel gewesen. Er hatte jedoch diese beiden Besuche dadurch verkürzt, daß er erst am Sonntag hinausfuhr und am gleichen Nachmittag wieder heimkehrte.

Die beiden Männer hatten still einander gegenüber gesessen. Keiner zeigte viel Lust zum Reden.

Dann hatte er seine Besuche eingestellt und sich mit Arbeitsüberhäufung entschuldigt.

In der fünften Woche traf er Hulberry auf der Straße.

„Ich bin nicht mehr bei Scotland Yard. Ich bin mit dem Rang eines Oberkommissars aus dem Polizeidienst getreten und gehöre jetzt zur „Dacia"."

Braddon wünschte ihm Glück und ging weiter.

Warum hatte ihn Hulberry so eigentümlich angesehen?

In der achten Woche sah er auf der Straße eine Gestalt gehen, die er zu erkennen glaubte. Aber er traute seinen Augen nicht.

War das John Baker? War dieser Mann, der so rüstig einherschritt, und dessen Hinken verschwunden war, der „lahme John"?

Braddon mußte sich beeilen, um ihn einzuholen.

John Baker begrüßte ihn mit heller Freude.

„Ja, Herr Rickeberg hat mich operieren lassen. Ich laufe jetzt so wie früher. Ich weiß nicht, wie ich Ihnen danken soll, Herr Braddon. Den Posten bei den Rickebergs haben doch Sie mir verschafft."

Aber Braddon wehrte ab.

„Nein, John, den haben Sie sich selbst verschafft."

„Aber, wenn ich fragen darf, warum kommen Sie denn nicht mehr zu den Rickebergs? Fräulein Beatrice ist doch schon wieder ganz gesund."

Beinahe schrie Braddon auf.

„Was ist das? Gerry war krank?"

John erschrak. Dann faßte er sich hinter dem Ohr. Also man hatte es vor Braddon verschwiegen! Das war bös! Sehr bös sogar! Rickeberg war unerbittlich, wenn es sich um das Ausplaudern von Dingen handelte, die Ashton Castle betrafen. Das wußte John nun schon. Und eine heftige Angst stieg in ihm auf. Nun hieß es vorsichtig sein! Kein Wort mehr als unbedingt nötig war!

„Ja, nach dem Ueberfall auf Ashton Castle ist Fräulein Beatrice etwa vier Wochen krank gewesen. Aber jetzt sänft sie schon wieder herum und ist völlig die alte."

„Was hat ihr denn gefehlt?"

„Weiß ich nicht."

„Wer hat sie behandelt?"

„Weiß ich nicht."

John Baker war zugeklappt. Er fürchtete, daß er schon zuviel gesagt hatte.

Braddon ließ ihn mitten auf der Straße stehen und lief davon. Die Leute sahen ihm nach. Er sprang in seinen Wagen und hätte beinahe vergessen, Benzin nachzufüllen.

Eine Stunde später, kurz vor Einbruch der Dunkelheit, fuhr er am Pförtner von Ashton Castle vorüber.

Aus dem Musikzimmer des Schlosses drangen die Töne des Klaviers. Jim Braddon war ein feinfühligerer Musikkenner als Rickeberg. Er konnte das Spiel Gerrys von dem ihrer Mutter unterscheiden.

Er ging auf die Flügeltür zu, die aus dem Musikzimmer auf die Terasse führte. Gerry sah auf.

„Welch ein seltener Gast auf Ashton Castle!?

Braddon fühlte den Vorwurf in der Stimme.

„Gerry, ich habe nicht gewußt, daß du krank warst. Man sagte mir, du seiest verreist."

„Ich weiß es und ich wartete um zu sehen, was du beschließen würdest. Ehrlich, Jim, wenn du heute John Baker nicht getroffen hättest, wärst du dann auch herausgekommen?"

Also John Baker hatte schon telephoniert.

„Gerry, du mußt versuchen, dich in meine Lage zu versetzen. Ich bin kein Mensch, der sich mit Halbheiten begnügt."

Gerry lächelte fein.

„Jimmy, du hast recht. Wie sehr, das weißt du ja noch gar nicht. Aber auch ich hatte recht. Daß du gekommen bist, beweist es. Trotzdem John Baker den Anstoß gab. Du wolltest ja nicht kommen, hast dich gewehrt und . . . bist doch gekommen. Und nun, Jimmy, heraus mit allem, was du auf dem Herzen hast. Noch herrscht zwischen uns keine Klarheit. Heute abend soll sie geschaffen werden. Voll und ganz. Du wartst mit mir nicht zufrieden, Jimmy!"

„Nicht mit dir, Gerry, mit deinem Beruf! Er raubt dich mir. Du fühlst es vielleicht nicht, wie sehr er dich mir entzieht. Er erfaßt und erfüllt dich und drängt mich aus deinem Herzen."

„Jimmy du bist eifersüchtig auf meinen Beruf!"

„Ja, Gerry! Offen und ehrlich, ja! Ich kann das Leben nicht so fortsetzen, wie es bisher gewesen ist. Es geht über meine Kraft. Gerry, wenn du mich liebst, komm fort von hier. Streife alles von dir ab, was sich zwischen uns stellen kann. Glaube mir, Gerry, auch du wirst glücklicher sein. Und ich will es dir mit meiner ganzen Liebe danken. Du weißt ja nicht, wie unendlich lieb ich dich habe."

Ihre Augen leuchteten, als er so sprach. Sie wandte sich ab, um ihren Blick zu verbergen.

Ihr Jim hatte seine Probe bestanden.

Noch eine ganze kurze Weile und er gehörte ihr.

Sie drehte sich zum Klavier zurück und begann Braddons Lieblingsstück zu spielen . . . „Le Prélude" von Rachmaninoff.

Aus tiefen, dunklen Akkorden schwoll es auf zum wehmütig-stürmisch bewegten Mittelsatz.

Wie gut paßte die Musik zu seiner Stimmung und wie herrlich spielte Gerry das!

Mit welcher technischen Meisterschaft behandelte sie die Komposition. Aber über der Technik stand das tiefe Gefühl, das sie hineinlegte.

Braddon war in seinem tiefsten Innern ergriffen. So hatte sie sein Lieblingsstück noch nie gespielt.

Mitten hinein klingelte draußen die Glocke des Telephons.

Gerry brach ab und eilte hinaus. Verwundert sah Braddon ihr nach.

Kam ihr Beruf schon wieder zwischen sie? Nun, in dieser Stunde, die nur ihnen gehörte?

Da kam Gerry schon wieder zurück. Sie hatte sich eine Zigarette angezündet. Die legte sie auf den Rand des Klaviers und griff wieder in die Tasten.

Sie begann von neuem den Mittelsatz zu spielen.

Was war das?

Aus fragendem Staunen wuchs in Braddon wiederum das Gefühl, das er kannte und fürchtete.

Gerry spielte mit gewohnter Fertigkeit. Aber plötzlich war ihr Herz nicht mehr dabei. Klar sprachen die Töne zu ihm wie deutliche Worte.

Es überlief ihn kalt. Konnte sie sich denn wirklich nicht losreißen von ihrem unseligen Beruf? Mußte er sie immer wieder in seine Netze ziehen, ihr Gefühl vernichten?

Das war nicht Rachmaninoffs wehmütig-stürmische Weise.

Meisterhaft glitten die Finger Gerrys über die Tasten, aber die Seele, der Geist waren entschwunden.

Dachte sie an etwas anderes?

Vielleicht an den Fall, dem das Telephon gegolten hatte?

In Braddon wütete ein Sturm. Nein, dieses Wesen wollte er nicht lieben. Das war nicht die zarte, fühlende Frau, nach der sein ganzes Herz hungerte. Das war kalte, harte Wirklichkeit.

Maßlose Enttäuschung schlug wie eine erstickende Welle über ihn.

Der Raum wurde ihm zum Gefängnis, die Mauern erdrückten und diese Töne marterten ihn.

Nein, nein und tausendmal nein!

Nicht wieder zurück in den zermürbenden Streit um die Seele dieser Frau. Dieser Kampf war hoffnungslos!

Fort, fort von hier, bevor es zu spät war!

Leise schlich er sich hinaus und wie höhnend folgten ihm die kalten Töne.

Tiefatmend stand er auf der Terasse. Nach wirbelte es in seinem Kopf und er schritt in den Park, um dem Spiel zu entfliehen.

Er war es sich nicht bewußt, daß er seinen Fuß unwillkürlich zu der Rundbank gelenkt hatte, auf der er so oft zusammen mit ihr gesessen hatte, deren Spiel ihn nun vertrieb.

Das dichte Moos dämpfte seine Schritte. Nun erst sah er die Gestalt und blieb stehen. Wer saß da auf diesem Platz, der ihm so heilig war?

Schwach und schemenhaft zeigte die Dämmerung die Umrisse. Aber die kannte er doch?!

Wer war das?

Leise, zögernd, vorsichtig trat er näher.

Nein! Das war eine Sinnestäuschung! Das war Wahnsinn! Das konnte nicht sein!

Drei lautlose Schritte — und er faßte die Gestalt.

Ein Aufschrei! Im Schlosse verstummten die Töne und er sah in Gerrys Augen, die ihn rätselhaft und tief anblickten.

Welche Hölle trieb sein Spiel mit ihm?

Dort die Töne und hier . . .

Krampfhaft hielt er den Arm des Wesens fest, das seine Gerry war und ihn sanft anlächelte, riß es mit sich fort und stürmte dem Hause zu.

Nun stand er vor der Marmortreppe der Terrasse und aus der Tür oben trat wieder eine Gestalt.

Und auch diese war Gerry.

Entgeistert flog sein Blick hinüber und zurück. Einen Augenblick durchzuckte ihn ein wahnsinniger Gedanke. Ging die Macht der doppelten Seele so weit, um zwei Gestalten zu schaffen?

Da erklangen von oben die Worte:

„Weißt du, Jim, eigentlich ist es unhöflich, eine Dame so festzuhalten. Laß meine Schwester doch endlich los!"

Verwirrt löste Braddon den harten Griff vom Arm seiner Gefangenen.

Die Gestalt stieg von der Terasse herab und verbeugte sich etwas ironisch.

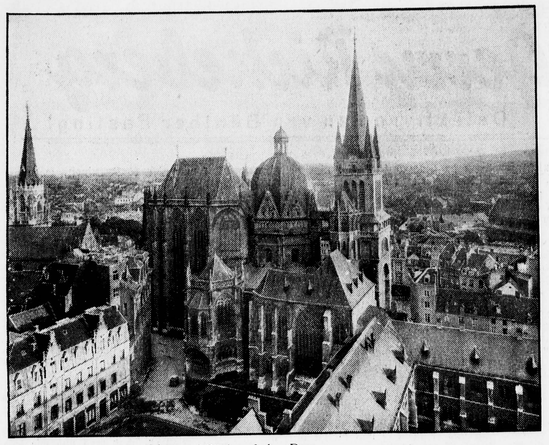
„Herr Jim Braddon, gestatten Sie, daß ich mich Ihnen höchst eigenhändig vorstelle? Ich bin Gerry Alice Rickeberg, zu neun Zehntel jenes Geschöpf, das man den Teufel zu nennen beliebt und zu zehn Zehntel jenes Geschöpf, das ein gewisser junger Mann nicht ausstehen kann, weil es keine besonderen Anlagen zum Verliebtsein zeigt. Und dies hier ist Gerry Beatrice Rickeberg, geboren eine Stunde nach der Erstgenannten, ein Zehntel vom Teufel und zehn Zehntel von jenem Geschöpf, das in Mister Braddon bis über die Ohren . . ."

Unser neuer Roman

mit dessen Abdruck wir in der nächsten Nummer des „7. Tag" beginnen, heißt

**Der lächelnde Tod**

und hat den englischen Schriftsteller **Fr. D. Grierson** zum Verfasser. Der Roman versetzt uns in eine äußerst **spannende Kriminal-Affäre** die uns vom Anfang bis zum Schluß fesselt



**Die alte Kaiserstadt Aachen** / Blick auf den Dom

„Hör auf, Alice! das ist . . ."

„Geschäftsgeheimnis! Ich weiß! Jim, du kannst den Mund schon wieder zuklappen!"

Jim tat es. Er nahm es sich selbst nicht einmal übel, daß er ihn die ganze Zeit über offen gehalten hatte, obwohl es sicher kein geistreiches Bild gewesen war.

Also das war des Rätsels Lösung!

Gerry hat eine Zwillingsschwester, die ihr vollkommen glich.

Ja, es war kein Unterschied zu entdecken. Die beiden sahen sich ähnlich wie die sprichwörtlichen Eier.

Das war das Geheimnis des Rickebergschen Haushaltes und der „Dacia".

Der Teufel, der für die Außenwelt ein Junge war, bestand in Wirklichkeit aus zwei Schwestern, die sich gegenseitig halfen und ergänzten.

Darum nannte man seine Gerry zu Hause immer Beatrice und vor Fremden immer Gerry. Darum fand der Kokainhändler Bos Miles den Teufel in Edinburgh am Bahnhof, als er von Plymouth geflüchtet war. Darum hatte Beatrice kein Zeichen des Erkennens von sich gegeben, als sie John Parelejin Bradden begegnete. Sie kannte wohl seine Geschichte, hatte ihn selbst jedoch nie gesehen.

Sie gingen zurück in das Musikzimmer und setzten sich in die Plauderecke. Braddon fühlte sich noch immer so, als ob er einen Schlag vor den Kopf erhalten hätte.

Schritt für Schritt entrollten die beiden Schwestern vor ihm die Geschichte ihrer Erziehung und ihrer Arbeit.

„Als wir noch Babys waren, band uns Ma Bändchen um das rechte Handgelenk. Ich bekam ein rotes und Beatrice ein blaues. Wenn sie niemand verwechselt hat, bin ich also wirklich Alice Rickeberg."

Nun hörte Braddon auch, daß Li-Sing eigentlich ihr Kinderfräulein gewesen war. Er hatte den jungen Körpern seine unglaubliche Behendigkeit anerzogen, über die Braddon besonders beim Tennisspiel so sehr gestaunt hatte.

„Ma und Granny haben natürlich darüber gewacht, daß ein Zwiel dabei vermieden wurde. Aber Li-Sing selbst war immer gut zu uns. Er hat einen freundlichen und treuen Charakter und ist so wie Maja Jwanowna ein vollgültiges Mitglied unserer Familie geworden. Uebrigens ist seine Rolle als unser Instrukteur noch immer nicht beendet. Wir üben noch jeden Tag eine Stunde mit ihm. Der Körper verliert nur allzuleicht die anerzogene Behendigkeit. Außerdem ist es gut für die ‚schlanke Linie'". setzte Alice lachend hinzu.

Dann erzählten sie ihm vom Beginn ihrer Arbeit. Meistens hatten sie ihre Fälle gemeinsam bearbeitet. Jedenfalls aber berichtete die eine der anderen alle Einzelheiten eines Falles auch dann, wenn die andere an dem Fall überhaupt nicht gearbeitet hatte.

„Unser letzter und schwierigster Fall hieß . . . Jim Braddon", sagte Alice. „Und ich bin nicht ganz frei überzeugt, ob Beatrice wirklich in allen Einzelheiten genau gewesen ist. Die Sache selbst hat mir jedoch häufig heimliches Vergnügen bereitet. Manchmal konnte man dir die Unzufriedenheit mit Gerry Alice direkt an der Nasenspitze ablesen, lieber Jim."

„Hat sie dich wirklich so schlecht behandelt, wie sie vorgibt?" fragte Beatrice mit ihrem Spitzbubenlachen.

„Nein, noch schlechter! Leider muß ich ihr dieses Zeugnis ausstellen."

Dann erzählten sie ihm von ihrem Dienst in der „Dacia".

John Parelejin war durch Beatrice gefangen genommen worden.

„Den Erpresser Fred Chanby hat Alice für sich behalten. Ueberhaupt hat sie mir immer die schönen und gefährlichen Fälle weggeschnappt."

„Natürlich! Erstens bin ich die Aeltere und zweitens ist Beatrice von einer direkt schauerlichen Gutmütigkeit. Einmal ist ein Geschäftsmann in die „Dacia" gekommen, dem irgendeiner seiner Angestellten beinahe tausend Pfund unterschlagen hat. Beatrice hat den Fall sehr einfach gelöst. Sie hat ihm die tausend Pfund geschenkt."

„Ja, aber du weißt auch warum. Der Mann hatte einen einzigen Sohn. Seine Frau war schon seit vielen Jahren geisteskrank und hatte ihm das Versprechen abgenommen, den Sohn auf die Universität zu senden. Sein Gehalt war zu gering und langte nicht für die Ausgaben, trotzdem er sich den Bissen vom Munde absparte. Er hatte gewiß nicht stehlen sollen, aber seine Beweggründe waren menschlich begreiflich."

„Was geschah dann weiter mit dem jungen Mann?" fragte Braddon.

„Beatrice hat die Studienkosten des letzten Jahres bezahlt. Nun arbeitet er in der „Dacia".

„Und er arbeitet gut. Das mußt du doch zugeben!"

„Das ist wahr, Beatrice. Aber ebenso wahr ist, daß du von einer direkt hirnverbrannten Gutmütigkeit bist. Wenn der Dacia jeder Angestellte so viel gekostet hätte als dieser junge Mann, hätte sie längst schon zusperren müssen. Du hättest wahrscheinlich sogar Fred Chanby laufen lassen."

„Halt, Alice! Das ist eine zu rasche Behauptung! Für einen Erpresser habe ich wirklich nichts übrig."

Jetzt erinnerte sich auch Braddon. Von Fred Chanby hatte der lahme John ihm erzählt, daß er am ganzen Körper blutig geschlagen war, als ihn die Polizei fand. Nun, da er wußte, daß Alice dies getan hatte, stimmte er plötzlich aus vollem Herzen bei und sagte:

„Ich hätte auch nicht anders gehandelt als Alice. Ich hätte ihn auch ausgepeitscht."

Aber Alice sah ihn mit großen Augen an:

„Du denkst doch nicht, daß ich Chanby geschlagen habe? Ich rühre keinen Verbrecher an, wenn er einmal gefesselt ist."

Beatrice lächelte.

„Du bist im Irrtum, Jimmy. Alice hat ihn gebunden und ist weggegangen. Vorher hat sie allerdings an vier Damen der Gesellschaft, die jahrelang Chanbys Opfer gewesen sind, ihrer Stellung wegen die Sache aber nicht vor Gericht bringen durften, geschrieben, daß sie sich zu einer bestimmten Stunde in einem bestimmten Hause einfinden sollten. Dort trafen diese auf den gefesselten Chanby und fanden vier Päckchen, die ihre Briefe enthielten."

„Und mich hat die Geschichte noch eine sehr brauchbare Reitpeitsche gekostet, die ich aus reinster Menschenliebe im Zimmer vergessen hatte. Als ich nach einer Stunde zurückkam, war nur mehr der Silbergriff übrig. Chanby drohte, daß er aus Rache bei der Verhandlung skandalöse Enthüllungen machen würde. Aber ich habe ihn gründlich kuriert."

„Alice hat ihm für diesen Fall versprochen, daß sie ihn nach Ablauf seiner Strafzeit wieder gefangen nimmt und ihn dann allen seinen Opfern gebunden überläßt, aber nicht eine, sondern vier Stunden. Seit jenem Tag ist Chanby wie ausgewechselt."

„Das ist zu begreifen."

„Aber du darfst nicht glauben, daß Gerry B. — in der Dacia heißen wir nämlich offiziell Gerry A. und Gerry B. — ganz harmlos ist.

Nun erzählte Beatrice ihm, wie sie Mendez ihren Willen aufgezwungen hatte, während Alice den Kellner in der „Gelben Katze" spielte.

„Das Bad war dem Kerl ganz gesund!" erklärte Braddon mit tiefster Ueberzeugung.

„Gewiß", sagte Alice. „Und die beiden Fälle, nämlich Nagy und die ‚Da Plata' sind etwas, um das ich Beatrice ehrlich beneide. Für Mendez hat ja dann Pirojka gesorgt, aber Nagy ist nach meiner Meinung zu billig weggekommen."

Da wurde Beatrice verlegen und sagte:

„Selbst auf die Gefahr hin, daß Jimmy die Nase rümpft, muß ich nun wohl ein Geständnis ablegen."

„Hört, hört!" sagte Alice. „Ich wittere eine erstaunliche Wendung für Herrn Nagy."

„Kaum war Pedro fortgegangen, habe ich Nagy losgebunden. Er mußte mir zeigen, wo er seine Spanierstücke aufbewahrt. Ich ließ zuerst ihn einen wählen und nahm dann selbst einen. Nun folgte etwa fünfzehn Minuten lang ein sehr erheiterndes Stockgefecht, an das Herr Nagy lange zurückdenken dürfte. Er wollte nämlich besonders schlau sein und wählte sich einen Waffenstock aus. Ich war sehr verblüfft, als er plötzlich den Stock auseinanderzog und ein kurzer, geschlängelter Stahldraht zum Vorschein kam."

Alice warf sich in den Stuhl zurück und lachte aus vollem Halse. Mißbilligend sagte Braddon:

„Wie kannst du nur so lachen, Alice? Das hätte doch für Beatrice sehr gefährlich werden können!"

„Jim, liebe Unschuld vom Lande, du unterschätzt Rickebergs glänzende Jünglinge und verstehst außerdem von Stockfechten nichts. Daß Nagy verräterischerweise zu einem Stahldrahtstock griff, war eine Riesendummheit von ihm. Hätte er den längsten Stock genommen, der zu besorgen, hätte er vielleicht den Schatten einer Aussicht gegen Beatrice gehabt. Aber mit dem kurzen Stahldraht war er praktisch waffenlos. Er hatte ja keine Reichweite, und das ist bei dieser Art zu fechten ebenso maßgebend als beim Degenfechten. Hoffentlich hast du es ihm gründlich gegeben, Beatrice!"

„Er hat sich nicht zu beklagen gehabt. Besonders als er plötzlich den Stahldraht hervorzog. Das hat mich wirklich wild gemacht."

„Beatrice, du bist in meiner Achtung gewaltig gestiegen", sagte Alice mit gutgespielter Bewunderung in ihrer Stimme. „Und so etwas heiratet, statt friedlich in der Dicia zu bleiben!"

Das Eigentümliche dabei war, daß auch Jim Braddon mit Gerrys Auftreten gegen Nagy völlig einverstanden war. So ist einmal die menschliche Natur. Da er nun wußte, daß jene Gerry, die stets so abweisend ihm gegenüber gewesen war, überhaupt nicht seine Gerry war, verlor alles andere plötzlich jede Bedeutung. Nagy hatte seine Prügel reichlich verdient. Und es hinderte ihn nicht, daß Beatrice sie ihm verabreicht hatte. Die Hauptsache für ihn war, daß sie niemals gesagt hatte:

„Für mich besteht nur eines — meine Pflicht, die Arbeit, der Fall."

Das genügte Braddon und er bewunderte nun alles, was Beatrice getan hatte.

Dann kam die Geschichte von Suschins Verfolgung. Die erzählte Alice.

„Ich war noch mit Sahib beschäftigt, als die Meldung von Suschins Flucht kam. Beatrice eilte ihm im roten Wagen nach. Hinter ihr fuhr Vater her. Ich saß neben ihm und duckte mich, als wir an dir vorbeifuhren. Dann kam der furchtbare Augenblick, in dem wir den roten Wagen fanden und Beatrice mit der Schußwunde in der Brust."

Alices Stimme stockte. Sie war also keineswegs so gefühllos, als sie sich stellte. Braddons Arm aber zog Beatrice fester an sich.

„Wir rissen ihr die Kleider auf. Ich zog ihre Jacke an und setzte Suschin nach. Ich habe schon oft Verbrecher verfolgt. Aber, daß ich Suschin damals nicht jedes Glied im Leibe gebrochen habe, ist mir noch immer ein Rätsel. Ich sah stets nur das bleiche Antlitz Beatrices vor mir. Ich bin zurückgerast und habe Suschin dann mit dem Elefanten zusammengesperrt."

Mit welcher tiefen Zustimmung hörte Braddon dies nun. Aber Beatrice unterbrach sie.

„Mache dich doch nicht ärger, als du bist, Alice. Du hast das Licht abgedreht und dann Mahomati hineingeschickt, der den Rest der Nacht neben Sahib gelegen hat."

„Ja, aber Suschin hat davon nichts gewußt. Und das war die Hauptsache."

Während des ganzen Gespräches war Braddons Blick immer wieder von Beatrices Gesicht zu dem von Alice gewandert. Wie beängstigend ähnlich sahen sich doch diese Zwillingsschwestern! Selbst die kleinen Gebärden waren die gleichen, wenn sie etwas mißbilligten oder lachten.

Alice erriet seine Gedanken.

„Das haben wir uns teilweise durch gegenseitige Beobachtung anerzogen. Auch darin liegt ein gutes Stück Arbeit."

„Tatsächlich unglaublich! Eure Aehnlichkeit ist haarsträubend."

Da fiel ihm Vandeveer ein.

„Mein Onkel muß doch die Sache gewußt haben!"

„Natürlich! Er hat uns ja beide unterrichtet. Das heißt Beatrice ist ihm im Augenblick ausgerissen, indem sie sich mit dir verlobt hat. Du brauchst dich also nicht zu fürchten, daß sie dich vergessen wird. Onkel Vandeveer durfte uns aber nicht verraten, weil Papa ihm das Wort abgenommen hat."

Jetzt endlich begriff Braddon die Warnung völlig, die ihm sein Onkel einst erteilt hatte, der so weit gegangen war, als er es durfte, ohne sein Wort zu verletzen.

„Und wie kommt er denn mit euch beiden aus?"

„Oh, Onkel Vandeveer kann uns heute noch nicht recht unterscheiden", sagte Alice. „Mir hat er einmal eine halbe Stunde lang eine Predigt gehalten, daß ich der Sache ein Ende machen und dich heiraten müsse. Er wurde erst wütend, weil ich ihm erklärte, daß ich fest entschlossen sei, dich nicht zu heiraten, und dann wurde er weitend, als ich ihm sagte, daß ich Alice und nicht Beatrice sei."

Alle lachten und Beatrice sagte:

„Mich hat er einmal wegen meines Fleißes bei seinen Vorlesungen gelobt. Dabei hatte ich das Studium schon vierzehn Tage lang aufgegeben."

„Das ist noch nichts", begann Alice. „Beatrice war von der Schußwunde schon ziemlich genesen und lief wieder herum. Onkel Vandeveer, der sie überdies betreut hat wie der beste Vater, ist aber noch jeden Tag gekommen um nachzusehen. Eines Tages hatte er es sehr eilig, weil er in sein Kollegium mußte. Er stürzte auf mich zu und sagte: ‚Lieb' dich rasch aus, damit ich dich unterwegs kann!' Damals bin ich ernstlich erschrocken."

Jetzt war es kein Lachen mehr, sie brüllten.

„Ich fürchte mich vor der Zukunft. Wie soll ich euch beide auseinanderhalten?"

„Da gibt es ein glänzendes Mittel, lieber Jim", sagte Alice.

„Und das wäre?"

„Versuche die Betreffende zu küssen und sieh, was dabei herauskommt!"

„Das ist mir zu gefährlich. Ich setze sie lieber schnell vor ein Klavier. Diejenige, die wirklich spielen kann . . ."

„Jim, du hast mich tief beleidigt", sagte Alice lachend und verlieh das glückliche Paar.

Bradyon schaute ihr nach.

„Weißt du, Beatrice, eigentlich beneide ich sie nicht. Sie wird nun allein die Last der Dacia tragen müssen. Und das ist eine gewaltige Aufgabe für eine Frau. Selbst, wenn sie so stark ist, wie Alice."

„Darüber habe ich meine Privatgedanken, Jimmy. Seit einem Jahre dient nämlich ein sehr netter, junger Mann aus bester Familie . . . Nein, du mußt nicht eifersüchtig werden, Jimmy! . . . in der Dacia, weil sie einmal gesagt hat, daß sie höchstens dann heiraten wird, wenn der Betreffende beweist, daß er ihr auf ihrem eigenen Gebiet über ist. Es ist der älteste Sohn des Lord Ashton, von dem Pa dieses Gut gekauft hat."

„Und hat er Aussichten bei Alice?"

„Er kann sie eigentlich nie schlagen, weil ihr Engländer keine Sprachen lernt. Kürzlich sind ihr aber eigentümliche Worte entschlüpft. Plötzlich sagte sie: ‚Sprachen sind auch nicht alles. Scharfsinn und Kombinationsgabe wiegen mehr.' Das läßt tief blicken."

Braddon lachte.

„Wenn sie ihn nicht besser behandelt als mich, tut mir der Aermste wirklich leid."

„Nimm Hand aufs Herz! Hast du dir nicht schon vorgenommen, Gerry Rickeberg nicht zu heiraten, wenn sie sich nicht von Grund auf ändert?"

Braddon errötete. Aber er faßte sich schnell.

„Und ich werde diesen Entschluß rücksichtslos durchführen."

Dabei schloß er Beatrice in seine Arme.

— Ende —



# Neue Filme auf der Leinwand

## *Fern-Ost in Babelsberg*

Eine Unterredung mit Gustav Ucicky,
dem Regisseur des neuen Menzel-Films der Ufa „Flüchtlinge"

Wie oft bin ich schon enttäuscht gewesen, wenn ich irgend einem „Prominenten" von Bühne oder Film gegenübergesessen habe! „Star-Allüren" wirken meistens distanzierend, es kommt kein Zusammenklang der Seele zustande, und das Frage- und Antwortspiel bleibt kalt und fremd, die Unterhaltung bleibt an der Oberfläche haften. Wie anders wenn man Gustav Ucicky, dem bekannten Regisseur der Ufa gegenübersitzt! Hier merkt man den Künstler, den feelischen Gestalter, ja, wenn der Ausdruck gestattet ist, den Mitdichter des Films. Denn nur, wenn der Regisseur die Ideen des Dichters wirklich seelisch nachempfinden kann, wenn er vom Stoff „gepackt" ist, wird er dem Inhalt des Filmdramas, des „Drehbuches" wirklich Gestalt geben können. Und daß Gustav Ucicky von dem Stoff von Gerhard Menzels „Flüchtlingen" innerlich gepackt ist, das geht aus jedem Wort, aus jedem Ton seiner Rede hervor.

Ucicky ist ein Regisseur, der im neuen Filmdrama mehr als eine optische, eine technische Angelegenheit sieht. Das Kunstwerk ist es, die Dichtung, die er als Künstler mit den Hilfsmitteln höchstentwickelter Technik gestalten will. Er ist der Mann, der die Gedanken des Dichters optisch und akustisch unseren Sinnen wahrnehmbar macht, und zwar so wahrnehmbar macht, daß das Gedankliche und Dichterische nicht vom Technischen erschlagen wird, sondern voll und ganz zum Ausdruck kommt.

„Wissen Sie", sagte Ucicky zu mir, „daß ich eigentlich derjenige war, der Menzels Begabung für das moderne Filmdrama entdeckt hat?" — Ich wußte es nicht. —

„Sehen Sie", fuhr er fort, „wir arbeiten außerordentlich harmonisch zusammen. Menzel und ich. Wir verstehen uns ausgezeichnet, oft ohne daß wir der Worte bedürfen. Diese glückliche Zusammenarbeit wird auch mich bei dem Film ‚Flüchtlinge' auszeichnen, denn nur so ist eine dem Dichtwerk kongeniale Gestaltung möglich."

„In welcher Weise unterscheidet sich der Film nun von dem Roman Menzels ‚Flüchtlinge'? Sind starke Aenderungen notwendig gewesen?"

„Eigentlich ist nur der Schauplatz verändert. Aus dramatischen Gründen haben wir die Handlung von der einsamen Eisenbahnstation Puhai nach dem Gisterbahnhof der Stadt Charbin verlegt. Die Handlung des Romans ist fast völlig dieselbe geblieben, die Personen ebenfalls. nur mußte das Geschehen aus dem Epischen ins Dramatische gewissermaßen ‚übersetzt' werden. Und diese Aufgabe hat ja den Dramatiker Menzel keine Schwierigkeiten. Die dramatische Ballung, die Steigerung von Spannungen ist ausgezeichnet gelungen."

„Haben Sie die Spielhandlung nun mit wirklichen historischen Geschehen verquickt?"

„Der Film ‚Flüchtlinge' spielt im Jahre 1928 während der chinesischen Generalskriege. Während die Bewohner mit ihren Habseligkeiten flüchten, suchen von den Bolschewiken verfolgte Weißdeutsche auf dem Güterbahnhof eine letzte Zuflucht. Nun entwickelt sich die Handlung fast genau so wie im Roman; das Wochaus, in dem sich die Deutschen einquartieren, ist ein verlassenes Stellwerk."

„Das Völkergemisch des Fernen Ostens darzustellen, muß doch filmisch ein besonders dankbares Problem gewesen sein?"

„Gewiß, und wir haben hierbei einen völlig neuen Weg eingeschlagen. Wir ließen einen jeden in seiner Muttersprache sprechen; den Russen also russisch, den Franzosen französisch, den Engländer englisch und den Chinesen chinesisch. Kein Wort wird verdolmetscht und doch wird alles dem Zuschauer völlig verständlich sein. Trotzdem verliert dieser durchaus naturalistische Film nichts von der tiefen Symbolik, die dem Filmdrama seinen künstlerischen Wert verleiht. Es sind völlig neue Wege, die wir in den ‚Flüchtlingen' aufzeigen."

„Da haben Sie also wirklich Chinesen als Darsteller gewonnen?"

„Selbstverständlich! Es war nicht leicht, die Chinesen zu besorgen. In den letzten Jahren sind infolge der Wirtschaftskrise fast alle auswandert, und so sahen wir uns gezwungen, uns die Leute aus Amsterdam und Rotterdam zu holen. Dort leben zur Zeit einige tausend Söhne des Reiches der Mitte, größtenteils Schiffsmannschaften, sowie eine Anzahl kleiner Handwerker."

„Wie viele Chinesen haben Sie nun für Ihren Film gebraucht und wie haben sie sich als Filmschauspieler bewährt?"

**Hermann Thimig und sein Doppelgänger**
Hermann Thimig spielt die Hauptrolle in der deutschen, Julien Carette in der französischen Fassung des Ufa-Tonfilms „Viktor und Viktoria"

„Etwa 300 Chinesen, darunter auch Frauen und Kinder haben wir ‚importiert'. Zuerst waren sie arg mißtrauisch, ja ängstlich. Für ihre Unterkunft hatte die Ufa umfassende Vorbereitungen getroffen, sie sollten möglichst alles so finden wie in ihrer Heimat. Schlafräume wurden in den Sälen eines Babelsberger Restaurants geschaffen, für alles andere: Küchen, Eßräume, Baderäume usw. wurden besondere Baracken auf dem Aufnahmegelände errichtet. Besonders interessant war die Küche. Nicht weniger als acht Kessel mußten eingebaut werden, in jedem wurde der Reis auf besondere Weise zubereitet. Dann wurden diese verschiedenartigen Sorten von Reis wieder in einem großen Kessel gemischt und als ‚Eintopfgericht', mit großem Appetit verspeist."

**Auf Wiedersehn, Abel!"**
**Abschiedsszene in dem Ufa-Tonfilm „Abel mit der Mundharmonika".**
Karin Hardt und Heinz v. Cleve

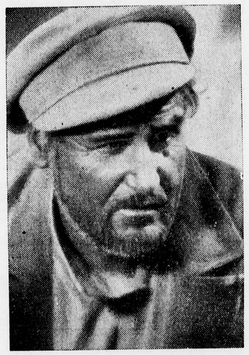
„Da müssen sich die Söhne Chinas doch bei Ihnen recht wohl gefühlt haben?"

„Außerordentlich! — Ihr anfängliches Mißtrauen schwand bald völlig. Besonders, als sie die für die Aufnahmen aufgebaute Stadt Charbin mit ihren chinesischen Aufschriften sahen, glänzten ihre Augen, und mit Begeisterung entsifferten sie die heimischen Schriftzeichen."

„War die Verständigung mit den Chinesen nicht recht schwierig?"

„Nun, wir hatten ja Dolmetscher zur Verfügung. Interessant war es übrigens, daß ich bei der ersten Besprechung mit ihnen nicht weniger als sechs Dolmetscher benötigte. Denn die Chinesen stammen natürlich aus den verschiedensten Provinzen des Reiches der Mitte, und ihre Dialekte waren derart verschieden, daß sie sich untereinander absolut nicht verständigen konnten! — Drollig war es übrigens, als sie sich zum ersten Male vor die Aufnahmeapparate stellen sollten, denn noch keiner von ihnen hatte doch bisher eine Tonfilmapparatur gesehen. Aber sie fanden sich außerordentlich schnell darein. — Was mich besonders sympathisch berührte, war die große vaterländische Begeisterung aller dieser Chinesen, die doch durchweg den arbeitenden Schichten entstammten. Ehe sie sich zur Aufnahme bereit erklärten, wollten sie genau wissen, ob der Inhalt des Films nicht etwa für China abträglich sei und dem Ruf ihres Vaterlandes schaden könne. Erst als ich ihnen nachwies, daß die ‚Flüchtlinge' die Billigung der chinesischen Gesandtschaft gefunden hätten und daß der Film prochinesisch eingestellt sei, erklärten sie sich zur Mitwirkung bereit. Wahrlich, ein in seiner Einmütigkeit besonders eindringlicher Beweis von wahrhafter Vaterlandsliebe!

Eine bezeichnende Episode muß ich Ihnen noch erzählen. Als ich einmal zu ihrem Küchenchef, einem früheren Schiffskoch, kam und ihn um eine Kostprobe seines Reisgerichtes bat, war er überglücklich und ließ mich nicht eher fortgehen, bis ich ihm zusicherte, daß ich abends mit dem gesamten Aufnahmestab als Gäste bei seinen Chinesen erscheinen würde. Und so waren wir denn wirklich alle: die Darsteller mit Hans Albers, Klöpfer, der Nagy an der Spitze, die Architekten, die Operateure, kurz, der gesamte Aufnahmestab, als Gäste bei den



**Ein wolgadeutscher Bauer**
H. A. Schlettow im Ufa-Tonfilm „Flüchtlinge"
(Spielleitung Gustav Ucicky)

Chinesen zu einem nach heimischer Art bereiteten Abendessen, und die Leute aus dem Fernen Osten freuten sich wie die Kinder, uns auch einmal bewirten zu können. Unsere ganz besonderen Lieblinge waren übrigens die wirklich reizenden Chinesenkinder — es waren etwa zwanzig —, die sich mit einer wahrhaft drolligen Zutraulichkeit an uns drängten."

„Unter solchen Umständen muß doch den Chinesen der Abschied von Babelsberg sehr schwer geworden sein?"

„Und wie schwer! Sie versicherten uns immer wieder, daß es ihnen noch nie in ihrem Leben so gut gegangen wäre, und als wir zum Schluß noch einige wenige ihnen für mehrere Tage länger benötigten, als die anderen, die vorab heimtransportiert wurden, da meldeten sich hierzu alle dreihundert! So gut hatte es ihnen bei uns gefallen."

„Wie beurteilen Sie nun den Erfolg und die Aussichten des Films?"

**Das schöne Spanien**
Aus dem Ufafilm „Die schönen Tage in Aranjuez"

„Es steht mir als Regisseur nicht zu, ein Urteil über einen Film zu äußern, der unter meiner Leitung entstanden ist, hier hat die berufene Kritik zu urteilen, der ich nicht vorgreifen will. Eines aber darf ich sagen: Selten hat mir und uns allen die Arbeit an einem Film so viel Freude gemacht wie die an den ‚Flüchtlingen'. Die Welt wird z. B. Hans Albers von einer völlig neuen Seite kennen lernen. Doch ich will auch über die Darsteller noch nicht reden; sie alle haben sich begeistert in den Dienst der Sache gestellt, für einen Film, der Geist und große Zuversicht in eine etwas lichtere deutsche Zukunft verkörperte."

★

**Veränderungen in der Filmarbeitsgemeinschaft deutscher Katholiken.** In Ausführung eines Beschlusses der letzten Bischofskonferenz wurde die Arbeitsstelle des ZWA (Zentralbildungsausschuß der deutschen Katholiken) und damit auch die ihm angegliederte FDK (Filmarbeitsgemeinschaft deutscher Katholiken) von Köln nach Düsseldorf verlegt. (Caritushaus, Reichsstraße 20, Telefon 10 911.) Sie bleibt unter der Leitung von Msgr. Direktor Marschall.

In Württemberg wurde der Diözesanbildungsausschuß der katholischen Verbände Württembergs, zuletzt Volksbildungswerk der Katholiken Württembergs, aufgelöst, und zwar laut Beschluß der Mitgliederversammlung vom 13. 11. 33. Die Abteilung I für Vortragswesen, Buch und Bild, Abteilung II Spiel und Lied, Abteilung III für Schmalfilmkino schließen sich zum Diözesanbildungswerk Rottenburg zusammen. Im Interesse der sittlich-religiösen Bildungsarbeit und der katholischen Kulturpflege im Sinne des Konkordats soll ihre Arbeit nicht unterbrochen werden. Sie unterstehen wie bisher dem Bischof von Rottenburg und arbeiten in seinem Auftrag weiter. Die Arbeitsstelle. werden vom 1. Januar 1934 ab ihre Mitteilungen im Magazin für Pädagogik bekannt geben. Der Leiter der Filmabteilung in Rottenburg ist Domprädendar Semle. Ihm unterstehen die Fragen des Schmalfilms, der Gestaltung und des Verleihs ren Schmalfilmbändern usw., gleichzeitig ist er der Verbindungsmann zur Zentrale der Filmarbeitsgemeinschaft deutscher Katholiken.

★

**Ein deutscher Zeppelin-Film!** Vom Narren zum Nationalhelden, vom Weltgespött zum Weltwunder, das ist der Weg, den Graf Zeppelin mit seinem genialen Wert, das seinen Namen unsterblich machte, durchkämpfen mußte. Den Kampf des Grafen Zeppelin um seine Idee, die er gegen eine Welt voll Spott und Hohn verteidigen und durchsetzen mußte, sein beispielloses Ringen mit dem Schicksal, das ihn und seine Schöpfung unablässig zu verfolgen schien, dieses gigantische Anstürmen gegen Menschen und Mächte, wird der Film „Seine Exzellenz der Narr" schildern, der von der AWS-Filmgesellschaft, Berlin, nach dem gleichnamigen Bühnenstück von Harald Brait gedreht wird. Dieser gewaltige Film, der im Weltvertrieb der AWS-Filmgesellschaft erscheint, wird in mehreren Versionen hergestellt werden.

★

**Karl Froelich dreht „Krach um Jolanthe".** Die Bauernkomödie „Krach um Jolanthe" wurde von der Froelich Film G. m. b. H. erworben, die diesen Stoff unter der Regie von Carl Froelich — voraussichtlich für die Europa — verfilmen wird. Bekanntlich ist „Krach um Jolanthe" nicht nur in der Presse, sondern auch vom Publikum mit außerordentlichem Beifall aufgenommen worden und hat einen Aufführungsrekord erreicht, wie er seit Jahren von keinem deutschen Bühnenwerk festgestellt werden konnte. Für die Hauptrollen wurden bereits Albert Lieven und Carsta Löck fest verpflichtet.

# Aus fernen Zonen

## Einsamer Millionär

### 53 Jahre Goldwäscher am Fraser-River!

In Vancouver tauchte vor einigen Tagen ein alter Chinese auf, der riesige Goldvorräte bei sich führte und durch sein ängstliches Gehabe der Polizei verdächtig vorkam. Man erfuhr nun, daß dieser Chinese seit 53 Jahren in British-Columbia Gold gewaschen hatte und jetzt auf einmal Sehnsucht nach seiner chinesischen Heimat bekam. Seine Papiere auf den Namen Ah Look-sin waren zwar ein halbes Jahrhundert alt, aber peinlichst in Ordnung.

**Als das Goldfieber den Westen durchzitterte . . .**

Damals, man schrieb 1880, war man im Westen auf die ersten Goldspuren gestoßen. Betrunkene Indianer hatte die Geheimnisse ihrer Väter den gierig lauschenden Weißen verraten.

Man lief um die Wette, um die Claims groß und weit abzustecken, man schlug sich und schoß sich um eine gut erscheinende Landstrecke.

Der Goldrausch und mancher Mun, der nach diesem ersten kam, sind verflogen, die Goldsäger, die Schürfer und Wäscher sind tot. Sie haben es fast alle zu nichts gebracht. Bei den Händlern, die mit Schnaps und Eiswaren den Gräbern nachrückten, blieb der Goldstaub, blieben auch die Goldkörner hängen.

In den folgenden Jahrzehnten tauchte ab und zu ein einsamer Stürfer auf, der mit einem Beutel Gold nach Hause reiste, still und ohne drei Worte darüber zu machen. Aber es wurde leer in den Bergen. Drohen in Alaska und in den Rocky Mountains auch. Staatliche Gruben und Goldwäschereien machten maschinell, was den Menschen unserer immer hastiger werdenden Tage nicht mehr lohnend erschien.

Damals also war auch Ah Look-sin ins Land gekommen. Er hatte seinem Vater versprechen müssen, daß er zum Sterben nach Hause zurückkehren werde. Er war in einer Massenkabine mit 70 Gefährten herübergekommen. Sie hatten sich alle verdungen, waren in San Francisco geblieben oder sonstwo, die anderen alle hatte Ah Look-sin eines Tages aus dem Auge verloren, als er in Vancouver stand und von hier aus, immer hinter drei weißen Goldgräbern her, den Fraser-Fluß hinaufzog.

**Ein Einsamer bleibt zurück**

Den Weißen war nicht gut gegangen, was sie fanden. Sie verliefen sich zum Cmoky-River hin. Und zurück blieb nur Ah Look-sin. Er hatte sich eine kleine Hütte und wusch Gold. Tag, für Tag, Jahr um Jahr. Niemand kam in seine Einsamkeit. Ein paar Indianer luden ab und zu ihm hinüber. Sie setzten ihm Eßwaren hin und er gab ihnen Gold dafür. Sparsam und mager. Er hatte in seiner Heimat gelernt, den Hunger zu ertragen wenn der Reis mißriet und war oder eine Ueberschwemmung alles weggeschwemmt hatte.

Später kamen kleine Indianerjungens zu ihm und spielten rund um seine Goldwäscherei Er freute sich mit den kleinen Teufeln, scherzte mit ihnen, lernte ein paar Worte ihrer Sprache, aber im übrigen wusch er unaufhörlich Gold. Tag um Tag und Jahr um Jahr. Aus den Jahren wurden Jahrzehnte.

Aus den kleinen Indianerjungens wurden Männer . . . Aber Ah Look-sin wusch noch immer Gold am Fraser-River.

**Die Schatzkammer in der Geisterhöhle**

Der Reichtum des inzwischen altgewordenen Chinesen wuchs. Er hatte nur eine Sorge: die Weißen könnten ihn hier finden und berauben. Vor ihnen und vor fremden Indianern mußte er sich schützen.

Er hatte gesehen, wie die Indianer zweimal im Jahr zu einer Höhle hinüberruderten, an deren Eingang sie Opfer niederlegten. Die Geisterhöhle sollte das sein — hatten ihm die Indianerkinder zuweilstert.

Wer konnte seine Schätze besser aufbewahren, als die Geister, vor denen auch die Indianer Angst hatten? Und die Weißen würden sich hierhin auch nicht wagen. Ah Look-sin bestelte und ruderte in einem ausgehöhlten Baumstamm zur Geisterhöhle hinüber.

Große Fledermäuse umschwirrten ihn, als er in das Dunkel eindrang. Nattern zischten an den feuchten Wänden in ihren Verstecken, dicke Eidechsen huschten an ihm vorbei. Ein paar uralte Mumien fand Ah Look-sin hier. Er hatte keine Angst vor Toten und Geistern, denn er fühlte, daß sein Vater hinter ihm schritt. Neben einer Mumie hob er ein paar Steine auf und legte dort sein Gold, immer in kleinen Lederbeuteln verpackt, nieder.

Und alle zwei oder drei Jahre brachte er ein neues Beutelchen hin. Der Fluß und die Erde, denen er das Gold entrik, waren nicht verschwenderisch. Aber, wer 53 Jahre Geduld und Zeit hat, der schafft's dennoch . . .

**Da packten Greis das Heimweh . . .**

Jetzt auf einmal hat das Heimweh den Ah Look-sin gepackt. Er ist alt und klapprig geworden. Die Glieder schmerzen von der ewigen Arbeit am Wasser. Sein Gesicht ist zusammengeschrumpft, und die Lippen schließen sich ganz fest.

Mit einem Boot fuhr er bis zur Dampfer-Station. Rein, seinen großen Kasten, an dem er mühselig schlepte, gab er nicht aus der Hand. Aber die Schiffseigner wunderten sich, daß dieser Alte mit Goldstaub bezahlte. Sie machten ein gutes Geschäft mit dieser Fahrt. Er schien noch nichts zu wissen von der Entwertung. Er sing so zart mit den Pfundnoten und Dollarscheinen um.

Und als der Policeman in Vancouver den Alten ansprach, wohin er wolle mit dem Koffer, merkte Ah Look-sin, daß er zu sprechen verlernt hatte. Ein paar Indianisch. Das war alles.

Mehr als 50 Worte Englisch hatte er nie gekannt. Aber auch die waren fort. Man holte einen Dolmetscher für Chinesisch. Aber auch seine Muttersprache hatte Ah Look-sin vergessen.

Nun betreuen sie ihn in Vancouver, bis er sich wieder besser erinnern kann. In dem Tresor der Bank von Vancouver steht die Goldkiste des Alten. Wirklich, er ist ein reicher Mann geworden.

**70 Särge reisen mit ihm . . .**

Soviel hat man mit indianischen Dolmetschern aus ihm herausgeholt: er will zurück nach Pau-Ting. Und, wenn von seinen damaligen Gefährten noch einer lebe, wolle er ihn mitnehmen. Man hat nach San Francisco rückgefragt. Kein Name ist mehr bekannt dort.

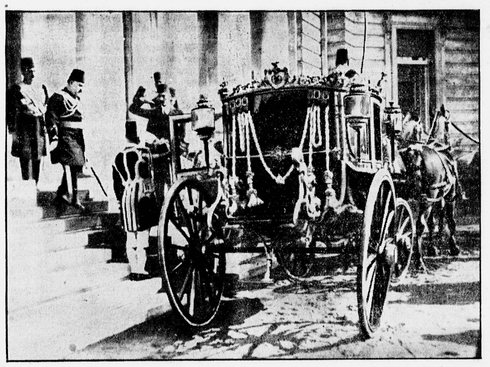
Aber man habe noch 70 weiße Särge mit toten Chinesen dort stehen. Die Leichen seien schlecht. Und noch könne man nicht absehen, wann sie in die Heimat geschickt werden könnten . . . Ah Look-sin wird mit den 70 Toten heimreisen.

Inzwischen aber geht er durch die Straßen von Vancouver, sieht das elektrische Licht, sieht die Bahnen, die ohne Pferde fahren, sieht die Autos — alles Dinge, die er nie sah in seinem Leben, und die ihn ängstlich machten, als er in die Welt zurückkehrte.

In wenigen Tagen drängt sich vor ihm die ganze Entwicklung langer Jahrzehnte zusammen. Ein paar Tage noch, dann geht der Dampfer nach San Francisco, und dann hinüber in die Heimat. Die Kaiser sind fort und die Mandarinen in Pau-Ting werden alle tot sein, die ihn kannten Und von denen, die jetzt leben, versteht er die Sprache nicht.

Aber er wird rechtzeitig nach Hause kommen, um daheim zu sterben. Das ist die große Sehnsucht eines jeden Chinesen.

Mit 70 Toten, denen diese Sehnsucht nicht erfüllt wurde, reist ein alter Mann, der in einer Einsamkeit von 53 Jahren zum Millionär wurde, der Heimat entgegen.



**Aegyptens König eröffnet das Parlament**

König Fuad (auf der Treppe) verläßt das Parlamentsgebäude in Kairo und begibt sich in seine prunkvolle Galakutsche. Die Parlamentseröffnung erfolgt alljährlich in überaus feierlicher Weise als Zeichen der seit kurzem erreichten Unabhängigkeit von England.

## Die Toteninsel in Polynesien

### Abenteuerliche Geschichte der Insel Pitcairn im Stillen Ozean

Ein englischer Seemann entdeckte im Jahre 1767 auf einer Abenteuerfahrt die südöstlichste der Tuamotu-Inseln in Polynesien. Der Seefahrer hieß Robert Constantin Pitcairn. Als er die Insel verlassen hatte und nach Europa zurückgekehrt war, wurde die Seekarte Polynesiens um einen neuen Punkt bereichert. Es war die Pitcairn-Insel, genannt nach ihrem Entdecker. Sie war berufen, in späteren Jahren in der Geschichte der Abenteurer aus allen Ländern, noch eine besondere Rolle zu spielen

Gegen Ende des 18. Jahrhunderts kreuzte eine englische Brigg in der Nähe von Tahiti. Das Schiff führ einen ungleichen Kurs. Auf seinem Deck sah es wüst aus. Der Kapitän und ein großer Teil der Besatzung waren einer Meuterei zum Opfer gefallen. Die Meuterer selbst waren unter sich nicht einig. Ein Teil von ihnen wollte nach der australischen Küste, ein anderer strebte, nach Tahiti zu kommen und sich dort einen Schlupfwinkel zu suchen Denn man fürchtete, daß die englische Admiralität eine Korvette aussenden würde, um die verschwundene Brigg zu suchen. Der Teil der Besatzung, der sich Tahiti als Landungsplatz ausgesucht hatte, gewann die Oberhand. Man steuerte auf Tahiti zu, wurde dort von den Eingeborenen nicht unfreundlich aufgenommen und machte sich daran, das arg beschädigte Schiff wieder instandzusetzen.

Als das geschehen war, wurde den Meuterern der Boden unter den Füßen heiß. Die Eingeborenen erzählten von englischen Kriegsschiffen, die regelmäßig die Insel zu besuchen pflegten. Einer der Rädelsführer, der Meuterer, der Steuermann Christians, übernahm die Führung und beschloß, eine andere Insel aufzusuchen, auf der man sich sicherer fühlen konnte. Sechs der Eingeborenen ließen sich überreden, die bevorstehende Reise mitzumachen. Die Fahrt ging in östlicher Richtung, um ein gewisses Eiland zu suchen. Christians, ein seebefahrener Mann, hatte dabei die Pitcairn-Insel im Auge, die einige Jahre vorher entdeckt worden war. Er wußte, daß die Insel ganz unbewohnt war, und daß die Sicherheit, die er und seine Leute verlangten, nur in der Einsamkeit der Polynesischen Inseln zu finden sei

Nach einiger Zeit und nach Irrfahrten, die länger dauerten, als man zuerst angenommen hatte, fanden sie auch die Insel. Basaltgestein, vulkanisches Land, ein schöner, sanft geneigter Strand und reiche Palmenwälder besonders in der Nähe der Küste. Alle Vorbedingungen für einen längeren Aufenthalt schienen gegeben. Pitcairn-Eiland war das, was man suchte. Denn die Kokospalmen und andere Früchte versprachen Ernährung für die erste Zeit.

Das Schiff wurde möglichst nahe an das Ufer herangeführt und die 30 Menschen machten sich daran, es so schnell wie möglich zu entladen. Christians drängte, denn er wußte, man durfte das Schiff nicht allzu lange am Ufer liegen lassen. Es konnte dort die Aufmerksamkeit vorüberfahrender Schiffe erregen. Und das wollte der Meuterer vor allem vermeiden.

In aller Eile wurde aus Land gebracht, was nicht niet- und nagelfest war, vor allem der Proviant, alle Werkzeuge und Holzteile des Schiffes, die man zum Aufbau von Häusern verwenden konnte. Die Reste des Schiffes wurden dann angezündet und verbrannt, so daß nichts mehr davon zeugte, daß Menschen auf der Insel wohnten. Diese Menschen waren allerdings Gefangene des Eilandes, denn sie verfügten über kein Fahrzeug mehr, um ein anderes Land erreichen zu können.

Im Schutze der Palmenwälder entstand eine kleine Siedlung. Der leicht zu bearbeitende Basalt wurde herausgebrochen. Und mit den vorhandenen Holzvorräten ließen sich leicht Häuser errichten, die der seltsamen Expedition für die nächste Zeit Unterkunft gewährten. Christians blieb auch weiter der Führer der kleinen Gesellschaft, bis es zu einem Aufruhr unter den Eingeborenen kam, der mit einem blutigen Massakre endete. Christians und einige seiner Leute wurden in der Nacht überfallen und getötet. Auf der Insel blieben nur noch 4 Engländer zurück. Bis einer der unbeschäftigten Leute eines Tages auf den Gedanken kam, ein alkoholisches Getränk herzustellen, wozu man sich die Kokosnüsse, die es in reicher Zahl gab, auserlesen hatte. Die Männer bauten sich eine Brennerei und erzeugten aus Kokosnüssen Branntwein. Das war Gift für die des Alkohols entwöhnten Leute. In der Trunkenheit fielen sie übereinander her und töteten sich gegenseitig. Ein Weißer mit Namen Adams übernahm sofort die Herrschaft des kleinen Gemeinwesens.

Adams war ein vernünftiger Mann, der sich bisher von seinen Gefährten immer zurückgehalten hatte. Als erste Tat ließ er die Branntweinbrennerei zerstören und sah auch sonst nach dem Rechten, so daß sich in. Laufe der nächsten Jahre das Leben auf der Insel gut anließ. Die Leute kultivierten das Land, arbeiteten und ernteten reichen Segen als Fleiß ihrer Bemühungen.

1808 erschien eine englische Fregatte und nahm Besitz von der Insel. Adams wurde als Gouverneur anerkannt und durch die englischen Behörden mit der Verwaltung betraut. Obgleich er auch zu den Meuterern gehört hatte, was den Engländern sehr wohl bekannt war, ließ man ihn doch auf seinem Posten, den an anderer sicher nicht so gut ausgefüllt hätte. Im Laufe der Jahre geschah es noch oft, daß die Bevölkerung durch Schiffbrüchige vermehrt wurde, deren Fahrzeuge in der Nähe der Insel strandeten. Als Adams starb, hinterließ er ein wohlgeordnetes kleines Reich.

Ein Jahrhundert ging darüber hinweg, Von Zeit zu Zeit landete ein Schiff an der Insel, denn man hatte so etwas wie einen kleinen Handelsverkehr angefangen, nahm die Erzeugnisse des Eilandes auf und brachte Gegenstände und Werkzeuge, deren die Siedler bedurften.

Vor einer Reihe von Monaten brachte ein Dampfer die erschütternde Meldung nach England, daß sich auf der Insel Pitcairn eine Epidemie auszubreiten beginne, die reißende Fortschritte mache, da alle von ihr Befallenen dem Tode erliegen müßten. Als die Notrufe dringender wurden, sah sich die englische Regierung genötigt, einen Dampfer auf den Weg zu schicken, um den bedrohten Einwohnern sanitäre Hilfe zu bringen. Nähere Mitteilungen über die Art der Erkrankung und die Zustände auf Pitcairn-Island sind bisher nicht nach England gelangt.



# Die Welt der Frau

## Du und deine Mitmenschen

Mit seinem Mitmenschen im guten, wenigstens nicht störenden Verhältnis zu stehen, wünscht sich wohl jeder. Aber es ist nicht immer ganz leicht.

Wir haben gegen manche unserer Mitmenschen ein Aber, mögen sie nicht leiden, ohne immer ganz klar die Gründe dieser Antipathie nennen zu können. Sehr oft sind es doch irgendwelche äußere Gründe, die uns abstoßen oder verletzen.

Ein taktloses, niedriges Benehmen wird wohl kaum Sympathie erwecken. Plumpe, dumme Redensarten werden eine fein empfindende Natur stets abstoßen. Auch das Schwätzen irgendwelcher hochtönender Phrasen ist etwas was unbeliebt macht.

Dies alles hat nichts damit zu tun, welchen Standes der Mensch ist. Herzensbildung ist unabhängig von äußerem Gut und von der äußeren Stellung des Menschen. Man kann sie nicht erlernen, man kann kein Examen darin machen, um sie zu besitzen, Herzensbildung ist etwas, — wie ja schon der Name sagt —, was im Herzen sitzt, und das muß man aus sich heraus spüren und fühlen.

Auch tiefere Gegensätze können in uns gegen jemand eine feindliche Stimmung erzeugen. Der eine — der genau die gleichen Fähigkeiten hat, die gleichen Examina machte —, er, gerade er, hat die Stellung erhalten, die wir uns erwünscht hatten. Man hat fest damit gerechnet, und nun hat dieser andere uns die Stelle einfach vor der Nase weggeschnappt.

Liegt es da nicht nahe, daß man diesen anderen mit feindlichen Blicken betrachtet? Daß man an ihm Fehler und Schwächen heraussucht, sie ans Licht rückt und sie aufbauscht? Wird man den anderen deswegen nicht leicht einen „Streber" schelten?

Wie schnell entwickeln sich aus solchen erst geringfügigen Verstimmungen bittere Feindschaften!

Empfindliche Menschen sind so oft gar schnell gezeigt. Dingen eine größere Bedeutung zuzumessen, die ihnen im Grunde gar nicht zukommt.

Und Liebesfähigkeit und lernt Beherrschung und Opfersinn im Spiel.

Noch sieben sie in die geduldigen Puppengeschöpfe ohne Eigenwillen im richtigen Verhältnis zum kindlichen Können und Wollen . . . Später wächst das Mädchen ganz von selbst aus dieser einseitigen Willensspannung heraus. Dann freut sich die frühere Puppenmutter, wenn ein Geschwisterchen da ist, das gewartet werden kann.

Oft und gern werden wir richtige Mütter dem kindlichen Spiel zusehen und auch daraus — lernen! Das Spiel wird oft ein Spiegel für uns, denn das Kind spielt ja sich selber als Mutter und uns, die richtige Mutter! Unsere Liebe und Sorge, unsere Liebkein und Gebete werden ausleben. Aber auch unser Zorn und unsere Grämlichkeit, unsere Ungeduld und allzuschnelle Zunge! Ein Wunder ist's oft, wie scharf Kinder sehen, wie tief sie empfinden. Können wir zufrieden sein und herzlich lachen über unser Spiegelbild? Nur dann waren wir selber gute Mütter. F. B.

### Ein kleines Lied

Ein kleines Lied klingt durch die Nacht.
Im Walde ist es aufgewacht.

Wie Kinderbeten warm und lind,
Wie Kinderaugen leuchtend sind.

So schwebt das Lied von Haus zu Haus
Und macht ein Paradies daraus.

Sein Leuchten legt's um jede Stirn,
Wie Frührot leuchtend auf dem Firn.

Wer hat solch' Liedlein nur erdacht?
Der Herrgott selber hat's gemacht.

Wolfram Krupka
(aus seinem Gedichtband „Fanal")

## Ein Blick ins Altersheim

Die alten Leute sitzen gern in der Sonne, dort wo sie am wärmsten scheint. Im Sommer, wenn jedermann den Schatten aufsucht, ist es den Alten im Sonnenschein nicht zu heiß, und im Winter mögen sie sich gar zu gern von ihm bestrahlen lassen, wenn auch die Zentralheizung im Zimmer brav ihre Pflicht erfüllt. Ist das ein Symbol, das die Tragik einsamen Alters kennzeichnet?

Die alten Leute brauchen Wärme, leibliche und seelische Wärme. „Auf den Höhen ist es kalt", sagt der Volksmund, und die alten Leute haben die Höhen ihres Lebens erreicht. Und wenn auch im Altersheim, wo sie nun ihre letzte Heimat fanden, Behagen und freundliche Pflege allsinnlich zu spüren ist, es geht doch zuweilen wie ein Frösteln durch die Herzen. Man bringt ihnen Wohlwollen entgegen, man hat sie gern und erweist ihnen kleine Wohltaten, aber die alten Leute sehnen sich nach dem, was sie selber in ihrem langen Leben so reichlich spendeten und verschwendeten, und was ihnen nun so karg bemessen ist: die Liebe.

Altersheime sind eine segensreiche Einrichtung in Anbetracht der Wohnungsnot und Raumknappheit. Wer im tätigen Leben steht und von dem unablässigen Kampf um Arbeit und der Haushalts-Sorge durch die Werktage gejagt und getrieben wird, ist herzlich froh, wenn ein betagtes Familienglied in einem Altersheim Unterkunft fand. Man weiß seine Lieben dort ja gut aufgehoben. Aber zwischen den Habseligkeiten, die so ein alter Mensch ins Altersheim für den bescheidenen eigenen Bedarf mitbringt, ist eines ungesehen mitgewandert: das Bedürfnis nach Liebe, die Sehnsucht nach jenem liebenden Verstehen, wie es nur in der Familie gedeiht, wo Bande des Blutes die Menschen aneinander ketten.

Und diese Sehnsucht wächst, weil sie selten, ach gar zu selten gestillt wird. In den alten Augen steht ein fortwährendes Warten. Wird heute oder morgen jemand von den Meinen zu mir kommen? Es handelt sich da beileibe nicht um das Mitbringen von Geschenken. Die alten Leute sind anspruchslos geworden, der alte Körper bedarf nicht mehr so reichlicher Nahrung. Sie sind auch im Altersheim treffsicher versorgt und verpflegt und sie haben auch kein Bedürfnis danach, sich über ihre leiblichen Nöte zu beklagen. Denn sie wissen ja ganz genau, daß sie im Altersheim sind und daß es nicht mehr besser mit ihnen werden kann. Sie sind zufrieden geworden in der Resignation, im Verzichten. Nur eines will in ihnen nicht zur Ruhe kommen: die Sorge um jene, die ihnen durch Bande des Blutes verbunden sind. Und da sie nun selber nichts mehr für sie tun können, wollen sie wenigstens von ihnen hören, wollen sie ihre Lieben sehen. Sie können noch, wie sie ihnen, wenn sie einmal kommen, eine Freude machen können: ein paar Blumen aus dem Garten, ein Stück Kuchen, das sie selber nicht verzehrten, für das immer hungrige Enkelkind. Oder ein paar Mark, die sie als Unterstützung bekamen und mit denen sie der Tochter, deren Mann arbeitslos ist, aus irgendeiner Not helfen können, denn das Geld für sich selber auszugeben, wäre doch zu schade!

Aber die Sehnsucht, das Warten, findet gar so selten Erfüllung. Wer gönnt sich wohl die Zeit zum Besuche eines Anverwandten im Altersheim! Da gibt es immer wichtigere und dringendere Wege. Man verschiebt den Besuch auf den nächsten Sonntag, aber da regnet es vielleicht oder man fühlt sich zu müde, denn meist liegen diese Heime außerhalb der Stadt und der Weg dorthin ist weit und langweilig. Bis dann eines Tages die Kunde von dem Heimgang des Verwandten die Seele aufrüttelt und man weinend ein paar Blumen in die erkalteten Hände legt als letzten Gruß . . .

Die Jugend sollte zuweilen in so ein Altersheim gehen, den alten Leuten die Spiele und Tänze zeigen, altvertraute Volkslieder vorsingen, sie ermuntern durch ein Advents- oder Krippenspiel. Gütige Werke der Barmherzigkeit sind in den Augen Gottes nicht minder wertvoll und verdienstlich wie die Werke der leiblichen Barmherzigkeit. Zeigt den alten Leuten, daß sie nicht vergessen sind, und denkt daran, daß auch sie einmal jung waren und ihr einmal alt werdet. Ein wenig mehr Sonne im Altersheim, damit es den alten Leuten warm und licht in den Herzen wird! A. G.

## Das Kind und die Puppe

Für ein richtiges kleines Mädel gibt es eigentlich kein natürlicheres Spielzeug als eine Puppe. Und gerade in der Weihnachtszeit kann man viele, viele glückstrahlende Puppenmütter sehen.

Was gibt es nicht alles für Puppen! Große und kleine, gelenkige und steife, mit und ohne Schlafaugen und Mama-Stimmchen. Puppen im glitzernden Seidenkleid, im Windelhöschen und nur in ein dürftiges Tüchlein gehüllt.

Und merkwürdig ist's mit den kleinen Mädelchen: Sie wünschen ihr Traumkind! Oh das nun gutgekleidet, garnicht schön und stumm ist aber groß, geputzt und sprechend, jede Puppenmutter liebt ihr Puppenkind mit innigster Liebe. Gerade die Mädchen mit dem mütterlichsten Herzen werden das unscheinbare Püppchen pflegen und verwöhnen und lieben, wie nur je eine Mutter ihr Kind.

Ganz früher, als unsere Mütter noch Kinder waren, so um 1880 herum, gab es noch richtige Flickenpuppen. Unsere Großmütter nähten sie selbst, den Kopf aus einem Bällchen Watte, mit gesichtsfarbenem Stoff überzogen, zwei Perlen als Augen, Nase und Mund eingestickt. Meine Großmutter — sie mußte für ½ Dutzend Mädel Puppen nähen — erzählte immer: „Ja, und einmal war ich so müde, da wurde der Mund schief. Zum Auftrennen kam ich nicht mehr. Da lag nun unter dem Weihnachtsbaum für Maria, deine Mutter, die Puppe und weinte. Genau so sah sie aus mit dem schiefen Mund. Aber meinst du wohl, ich habe den Mund ändern dürfen? O nein, gerade so, wie sie es oft nicht ganz leicht hatte, später werdet ihr euch vielleicht darüber freuen und das Gute dieser Saat ernten . . .

Loni Lauxmann-Kinzelmann.

**Puppenmütterchen mit ihren Lieblingen**

Schöner kann sich ein Menschenkind nicht in seinen natürlichen Beruf hineinerziehen, als so ein kleines Mädchen mit seinen Sorgen und Hegen der Puppenkinder. Spielend bildet es sich selbst voran, nur sich selber — am Puppenkind. Es übt sich im Winkticheln, es erkennt seine eigenen kleinen Sünden, wenn es sein Puppenkind ermahnt, es stärkt seine Geduld und füße Medizin. Mit welchen Ueberredungskünsten wird der kleine Pfleging bearbeitet, nur ja alles zu tun, was der Onkel Doktor befohlen hat!

## Unser Modewink

### Das Drum und Dran zum Abendkleid

Wenn die Festtage wieder verrauscht sind, beginnt wieder die Zeit der großen Bälle, und es ist erste Hauptbedingung, dafür harmonisch angezogen zu sein. Mit dem Abendkleid ist es nämlich nicht getan, Abendjäckchen und Umhang spielen auch eine große Rolle. Die beiden Modelle, die Sie hier sehen, können Sie sich ohne große Mühe selbst anfertigen. Das Cape links — Lindaschnitt G. 31 474 — besteht aus schwarzem Panne und ist mit einer Mütenranke, wie man sie jetzt viel sieht, besetzt. Farbe und Material sind so günstig, daß man das Pelerinchen zu fast jedem Abendkleid tragen kann. Anders ist es mit dem rechten Modell (Lindaschnitt M. 31 140). Dieses Jäckchen mit kaiserartigen Aermeln ist in einer zum Kleid passenden Farbe gearbeitet. Da es mehr Jackencharakter zeigt, kann es auch für Konzert und Theater getragen werden.

Etwas anderes Wichtiges ist der Kopfschmuck für den Abend. Sehr elegant ist immer wieder der Abendhut, allerdings bestehen gerade für ihn nur geringe Möglichkeiten. Als Neuestes wird jetzt ein Stirnband aus Seide oder ein Reifen propagiert. Dazu gehört ein sehr regelmäßiges Gesicht, damit die klassische Linie dieses Kopfschmuckes voll zur Geltung kommt. Für alle, die sich weder zum Abendhut noch zum Stirnreifen entschließen können, bleibt immer noch die schöne Abendfrisur, die durch Locken ihren festlichen Charakter erhält.

Helga.

# Das Kind hat Ausschlag

„Das Kind hat Ausschlag!" Dieser Ruf steht als Schreckgespenst im Gesundheitskalender aller Mütter! Ausschlag ist ein Sammelbegriff für alle möglichen Sachen. Viele, nicht ungefährliche Krankheiten, wie Infektionen, Syphilis, Tuberkulose usw. können sich durch eine Hautveränderung an, aber auch viele gänzlich harmlose Krankheiten sind von einem gefährlich aussehenden Ausschlag begleitet!

„Ich weiß nicht, Herr Doktor, mein Kind hat seit sechs Wochen diesen Ausschlag am Kopf, immer wieder habe ich Salbe darauf geschmiert, aber es will nicht besser werden!"

„Sie hätten lieber gleich kommen sollen und nicht erst noch sechs Wochen lang warten sollen. Auch darf man bei einem Ausschlag nicht irgend eine beliebige Salbe verschmieren, sondern jede Hauterkrankung muß speziell behandelt werden. Bei Ihrem Kleinen handelt es sich Gottlob um nichts Gefährliches, der Ausschlag sitzt am Kopf in eine Ausnahme von der Haarwurzelausführen, die bei Säuglingen oft vorkommt und ganz harmlos ist, aber der „Milchschorf", wie ihn der Volksmund fälschlich nennt, muß behandelt werden. Sie hätten nicht mit Salbe experimentieren sollen, sondern einfach den Schorf mit reinem Oel behandeln sollen, dann wäre er schnell beseitigt! Jetzt wird es etwas länger dauern, denn alle vernachlässigten Hauterkrankungen werden hartnäckig und langwierig!"

Ein anderes Mal telefonierte eine junge Mutter ganz verzweifelt an den Arzt: „Bitte, Herr Doktor, kommen Sie doch nachher einmal bei mir vorbei, der Heinz hat so merkwürdige rote Flecken am ganzen Körper, auch fühlt er sich heiß und fieberig an. Es sind keine Schulmaus sein, wahrscheinlich nur die Friesel!"

Mit den Frieseln wird von den medizinischen Laien auch der Masernausschlag bezeichnet, aber richtig ausgedrückt wird zunächst einmal als „Friesel" abgetan, dabei versteht der Arzt unter Friesel nur die kleinen hirsekorngroßen Bläschen mit hellen rötlichen Hof, die sich durch zu starke Schweißabsonderungen auf der Haut bilden, und die durch gutes Einpudern vertrieben werden.

Der kleine Heinz hatte natürlich nicht die Frieseln, sondern die Masern! Masern, Röteln und Scharlach sind Hautkrankheiten, die durch innere Ursachen entstehen, und die meist akut auftreten. Alle Infektionskrankheiten sind ansteckend, die erkrankten Kinder müssen streng isoliert werden. Schwer, in denen Masern- und Scharlachfälle vorkommen, haben genau wie die Eltern der Kinder die Pflicht, die Krankheit anzumelden, damit Vorsichtsmaßregeln ergriffen werden können.

Zu den ansteckenden Hautkrankheiten gehören Syphilis, Hautlupuskrankheiten und die Pilzkrankheiten der Haut, die meist kreisförmig in der Mitte abheilend und am Rande vorwärts kriechend auftreten. Bei Erwachsenen kommt noch die Parthsche hinzu, eine bartnächste Eiterung der Barthaare (auch Kopfhaare), die meist durch Unsauberkeit beim Rasieren übertragen werden.

Harmlos und ungefährlich ist die Nesselsucht, die bei vielen Kindern, besonders nach dem Genuß von Erdbeeren, bei Erwachsenen nach einem Krebsessen, verschiedenen Fischspeisen, aufzutreten pflegt, verbunden mit weißen Quaddeln auf der Haut, die heftig jucken, doch nach Einnahme von Luminal wieder verschwinden. Auch Pustulose, Stuhlsen und Farben, Konservierungsmittel von Pelzen und Wollstoffen (Mottenkugeln) verursachen bei manchen Menschen Nesselsucht.

Hautjucken kann die verschiedensten Ursachen haben, die nur der Arzt erkennen kann. Es kann Ursache von Zuckerkrankheit, Lebererkrankungen, Verdauungsstörungen und Würmern sein. Oft helfen lauwarme Bäder. Abkochungen von Eichenrinde, Behandlung mit reinem Alkohol — doch immer erst nach ärztlicher Vorschrift.

Das Kind hat Ausschlag! Da darf nicht gezögert werden und mit Leichtsinn herumgedoktert werden. Ausschlag ist ein Alarmruf für die Mütter, den wenn nicht überhört werden darf.

Dr. med. Bernhard.

# Eintopfgerichte für Januar

Je öfter der Eintopfsonntag sich wiederholt, um so reicher werden Erfahrungen und Rezepte ausgetauscht. Man besinnt sich darauf, daß früher, zur Zeit der Urgroßeltern, das Eintopfgericht ja etwas sehr Alltägliches war, man stellte in alten Rezeptbüchern, ob sich da vielleicht noch Anhaltspunkte finden; denn der Sonntag soll natürlich ihren Glanz bringen, beim nächsten Eintopfsonntag wieder etwas Ungewohntes auf den Tisch zu bringen. Selbst die Männer im Hause interessieren sich für die Frage: Was gibt's am Eintopfsonntag?

**Saure Linsen mit Speck.** Linsen (1 Pfund für vier Personen) werden fast abgewaschen und 24 Stunden in Wasser eingeweicht. Dann setzt man sie mit kaltem Wasser oder Salzwasser und Speck in den Topf. Etwa eine halbe Stunde kochen, dann je nach Geschmack Zwiebeln, Knoblauch, Gewürz, Salz, Pfeffer, Essig und Zucker hinzufügen und weiterkochen, bis die Linsen weich sind. Dann Mehlschwitze hinzufügen, die Linsen damit binden und nochmals aufkochen lassen.

**Linsen mit Speck.** Linsen (1 Pfund für vier Personen) werden fast abgewaschen und 24 Stunden in Wasser eingeweicht. Dann setzt man sie mit kaltem Wasser oder Salzwasser und Speck in den Topf. Etwa eine halbe Stunde kochen, dann je nach Geschmack Zwiebeln, Knoblauch, Gewürz, Salz, Pfeffer, Essig und Zucker hinzufügen und weiterkochen, bis die Linsen weich sind. Dann Mehlschwitze hinzufügen, die Linsen damit binden und nochmals aufkochen lassen.

**Bohnen mit Birnen.** Weiße Bohnen werden am Tage vorher in kochendem Wasser eingeweicht und früh in einem guten Feuer gekocht, damit sie richtig weich werden. Man setzt sie auf langsames Feuer und gibt in Viertel geschnittene, geschälte Apfelbirnen hinein. Wenn die Bohnen gar sind, schmeckt man sie mit Salz ab und läßt Brühwürstchen (¾ Pfund für die Person) auf dem Gericht heiß werden. Man kann die Bohnen auch ohne Birnen kochen und feingewiegte Petersilie über das Gericht streuen.

**Kartoffelsuppe mit Würstchen.** Man reibt gekochte Kartoffeln und läßt ihnen so viel kochendes Wasser hinzu, daß die Suppe dick und sämig ist. Man schmeckt sie mit Salz und heiß werden. Zuletzt läßt man Scheiben von gekochtem Schinken mit in dem Topf erhitzen. — Auf andere Weise kann man die Rübens bereiten, indem man sie zunächst in warmem Salzwasser weich kocht, zugleich mit geschälten, in kleine Stücke geschnittenen Kartoffeln und Gänse- oder Hühnerfleisch. Man verrührt ein wenig Mehl in Wasser und gibt dieses an die Sauce, die gebunden und sämig sein muß. Mit Salz gut abschmecken.

Lieselotte Winkler.

# Gartenarbeit und Blumenpflege im Januar

Mit dem Neujahrstag fängt der Hartung an, und dieses Fest mag manchem Blumenfreund oder auch der Blumenfreundin ein Tröpfchen mit „Glückstränen" gebracht haben; leider sind diese kleinen Pflänzchen im Winter künstlich zu so später Blattentfaltung gebracht, wenn es aber gelingt, das Pflanzchen durchzuerhalten, dann wird es oder seine Ableger durch seine Blüten auch im Winter Freude machen. Noch manche andere Pflanze bringen Weihnachten und Neujahr ins Haus. Alles was davon blüht, werden wir kühl stellen, um lange die Blumen zu haben. — Ein guter Platz ist zwischen dem Doppelfenster, nur laste man bei starker Kälte das innere Fenster nachts ein wenig offen damit die Pflanzen nicht erfrieren. Auch blühende Zwiebelgewächse stehen zwischen den Fenstern gut, während solche, die noch treiben sollen, jetzt warm stehen müssen. Ueber den Zimmerpflanzen dürfen wir aber die überwinternden Gewächse im Keller nicht vergessen. Alles Welkende und Faulende wird sorgfältig abgepaßt und wenn es das Wetter erlaubt, muß auch hier gelüftet werden. Sobann mache, wir einen Gang durch den Lagerkeller, suchen das Obst nach und aussortieren Faules. Nun muß es nötig, das Gemüse im Ein,chlag aus. Draußen im Garten beschäftigen wir uns mit Ausbesserungsarbeiten am Dachpfanier, am Zaun und Lattenzaun, auch können Wege gebaut und Baumgruben für die Frühjahrspflanzung ausgehoben werden. Wenn aber der Frost den Boden hart macht ob der Schnee alles zugedeckt hat, wir es in diesem harten Monat oft der Fall ist, dann bleiben wir in den geheizten Stuben und greifen zu.. Bleistift; damit zeichnen wir uns den Garten auf und fragen darum die Einteilung des Gartens für die Bestellung im kommenden Jahre ein. Es gilt, dabei den Bedarf des Haushalts zu schätzen, die Fruchtfolge zu überlegen und den nötigen Samen zu bestellen. Wer sich im vergangenen Jahre keine Aufzeichnungen gemacht hat, wird gut tun, dieses im kommenden Jahre zu tun. Wer das nicht getan hat, der lege sich jetzt im Winter ein Heft für diesen Zweck an. Samenmenge, Saatzeiten, Ernte und Eignung der einzelnen Gemüse und Sorten werden darin aufgeführt.

**Holzasche als Gießjauchefutter.** Der Wert der Holzasche als Zusatz zu Gießjauchefutter beruht hauptsächlich darin, daß die Holzasche Darmgase absorbiert. Andererseits nimmt die Holzasche aber auch zusammen mit anderen Reizstoffen wertvolle Hormone und Fermente auf, so daß ihre Einwirkung auf die Verdauung bzw. auf die Verdauungssäfte immerhin zweischneidig ist. Zweckmäßig bleibt immer, den Hühnern nicht ein übereinreichliches Futter zu verabfolgen, damit keine Verdauungsbeschwerden auftreten, dann braucht man auch keine Holzkohle dem Futter beizumischen. Zeigen sich Verdauungsbeschwerden, dann dürfte eine Futteränderung unbedingt am Platze sein und nicht nur die Verabfolgung von Holzkohle zweckentsprechend erscheinen.

**Wasserversorgung der Schweine.** Hier ist nicht überall alles in Ordnung. Am besten ist die automatische Selbsttränke. Diese Einrichtung ist zeitsparend, sie ist auch in hygienischer Hinsicht einwandfrei, die Tiere erhalten das Wasser stets rein und frisch und im Winter vorteilhaft in überschlagenem Zustande, also nicht zu kalt, infolge der weiten Rohrleitungen kann sich auch nicht so leicht Eis bilden. Bei den einfachen Selbsttränken, die automatische Selbsttränke, die automatische Selbsttränke, die automatische Selbsttränke

# Eine Seite Kurzweil

## Die Kunst, auf dem Eis zu laufen...

**Gehässige Betrachtungen eines leidenschaftlichen Eislauf-Feindes**

Von Till Ponto

Eine neue Tiergattung: Der Eislöwe!

Sollte mich einmal ein schönes, junges Mädchen fragen, auf welche Weise sie am sichersten und zweckmäßigsten ihren Zukünftigen auf eine Charakterprobe stellen könne, ich würde ihr raten: Schenken Sie ihm ein Paar Schlittschuhe, schönes Kind!

Denn auf den harmlosen Eisenkufen, schmal und unschuldig, enthüllt sich das wahre Wesen des Menschen, vornehmlich wenn er zum erstenmal drauf steht. (Oder zu stehen sucht!)

Schon das Auftreten ist aufschlußreich. Der Spekulant im weitesten Sinne — er spekuliert auf Bewunderung, auf die Bestechlichkeit der Frauenherzen und eine eventuelle Mitgift — der Spekulant erscheint im neuesten Sportdreß. Die Sachen, bunt und von der auffallendsten Art, sind so neu, daß man unwillkürlich nach

Die Paarläufer mit Herz

den Preiszetteln daran sucht. Er steht, jeder Zoll ein schöner Mann, gelangweilt nahe dem Ufer herum und übersieht geflissentlich das plebejische Treiben des heiteren Völkchens auf dem Eise. Das entbindet ihn der Verpflichtung, Schlittschuh zu laufen. Denn laufen kann er natürlich nicht!

Der Skeptiker . . .

In langen Hosen, mit Pulswärmern, steifem Hut und flatterndem Paletot sowie Schlittschuhen aus den Gründerjahren erscheint der solide Mann, um den Grundzahl zu widerlegen, daß man nur im kindlichen Alter die Eislaufkunst erlernen könne. Seine Bemühungen sind ebenso konsequent wie erfolglos. Und darum sind nicht nur die kessen Jungs, die prachtvollen Eisläufer, schuld, die mit Vorliebe seine Beine als Hochetore benutzen.

Der wahrhaft leidenschaftliche Eisläufer

Der Dicke hat sich zunächst durch einen Klauschwester gegen die Gefahr des Erfrierens geschützt und dann wohlgemut das Eis betreten in der sicheren Ueberzeugung, daß Eis mehr Tragfähigkeit besitzt als Wasser. Warum soll man es nicht einmal mit dem Eislaufen versuchen? Schade, daß die Schlittschuhe so ungeschickt schmal konstruiert sind und unter keinen Umständen eine sichere Basis für mehr als zwei Zentner Lebendgewicht bieten. Wo der Dicke hinsegelt, kracht die Eisdecke bedenklich. Aber, was tut's? Weh tun tut er sich nicht und sicherer ist diese Situation ohne Zweifel —

Ganz selten findet sich mal ein richtiger Eislaufpartner, der es versteht, mit Geschick, Eleganz und einer gewissen Wärme nicht nur Bogen, sondern auch Herzen auf dem Eis zu laufen. Ist das der Fall, so sieht der Beobachter mit leichtem Nachgefühl das Paar auf spiegelglatter Fläche in der Ferne verschwinden.

In der Regel aber darf er dem schönen jungen Mädchen beim Abschnallen der Schlittschuhe behilflich sein und ihre Tränen des Zornes und der Enttäuschung zum Trocknen bringen bei der boshaften Beobachtung der Eislaufkünste — — vom sicheren Ufer aus.

Denn das ist nun doch einmal der schönste Sport all derjenigen, die nicht Schlittschuhlaufen können . . .

Der Gemütliche

### Die Ahnungslose

Tochter: „Ich mag gar keinen Roman mehr lesen! Jedesmal hört er auf, wenn sie sich kriegen und es dann am schönsten wird!"

Vater: „Dummes Zeug! Wer hat dir denn gesagt, daß es dann am schönsten wird?"

### In Anbetracht der Tatsache . . .

„Das ist also dein neues Grundstück? Offen gestanden, ich finde den Preis reichlich hoch für dieses Fleckchen Erde, zwei Meter lang, drei Meter breit . . ."

„Ja, aber du mußt nicht vergessen, wie tief es ist!" (Tribune de Genève.)

### Die bösen Fremdwörter

In einer Schule sind zu wissenschaftlichen Zwecken die Augen sämtlicher Schüler durch Augenärzte untersucht worden. Dem Schüler Fritz gibt der Direktor den Inhalt folgenden Briefes an seinen Vater mit: „Werter Herr! Die heute angestellte Untersuchung hat leider ergeben, daß Ihr Fritz stark zur Myopie neigt. Sie müssen etwas in dieser Sache tun."

Am nächsten Morgen brachte Fritz dem Direktor folgenden Antwortsbrief des Vaters: „Werter Herr Direktor! Besten Dank für Ihre Nachricht. Ich habe meinem Sohne eine gehörige Tracht Prügel zuteil werden lassen und ich hoffe, er wird es nicht wieder tun. Sollte er dennoch sich wie'r etwas zuschulden kommen lassen, so bitte ich um gefällige Mitteilung."

### Musikalische Familie

„Stimmt das, Herr Wimmrich, daß Ihre ganze Familie so musikalisch ist?"

„Ja, ich spiele Geige, meine Frau Klavier, meine älteste Tochter singt, die zweite spielt Cello und mein Sohn bläst Saxophon."

„Ach, wie nett. Da haben Sie gewiß sehr schöne musikalische Abende?"

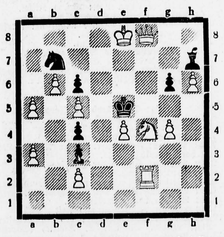
„O ja, wir stellen dann das Radio an!"

### Diplomatie

Es war einst ein König in Abessinien,
Der schrieb nur immer in schiefen Linien,
Jedoch seine Königin, die Bamabe,
Die schrieb wie nach der Schnur so g'rade.
Einst fragte der König einen der Schranzen:
„Welche Schrift gefällt dir am besten im ganzen?"
O weh, dachte der, lob ich eine von beiden,
So wird mir der and're das Leben verleiden.
Er sprach, nachdem er gegrübelt tief:
„Für meine Meinung erflieh ich Gnade,
Was g'rade geht, das geht nicht schief,
Jedoch das Schiefe lieb ich g'rade!"
Was die Königin und der König taten?
Sie machten den Schranzen zum Diplomaten.

### Schachaufgabe

**Hans Neuberg**



Weiß zieht und setzt in spätestens drei Zügen matt.

### Schwierige Verteilung

Frau Tüchtig hat für die lieben Ihren selbstverständlich einen prächtigen Honigkuchenteig angesetzt. Als es zum Ausrollen und Ausstechen der Formen kommt, überlegt Frau Tüchtig, daß es am zweckmäßigsten ist, den ganzen Honigkuchenteig in der gleichen Form auszustechen und zu backen, damit keines der Kinder sich bei der Verteilung durch ein kleineres Gebäckstück benachteiligt fühlt.

So entsteht also ein ganzer Berg voll Honigkuchen und Frau Tüchtig geht ans Abzählen, um allen Kindern die gleiche Anzahl zukommen zu lassen. Dabei stellt sich heraus, daß sie jedem der Kinder 15 Honigkuchen geben kann und dann noch zehn zurückbehält. Würde sie nämlich 20 Honigkuchen auf jeden Kopf verteilen wollen, so ginge eines der Kinder ganz leer aus.

Wieviel Honigkuchen hat Frau Tüchtig gebacken und wieviel Kinder wurden damit erfreut?

### Silbenrätsel

Aus den Silben

al — al — an — ar — at — bach — bi — bock — da — dau — ei — el — el — el — er — hof — ka — la — le — le — li — mo — no — noch — nen — ni — nie — nig — re — reh — rei — rei — se — sen — stel — ster — tal — te — ter — ti — ti — vieh — za — ze — zi

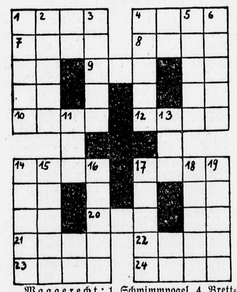
sind 18 Wörter zu bilden, deren erste und dritte Buchstaben, beide von oben nach unten gelesen, ein Sprichwort ergeben.

1. biblische Gestalt .....
2. deutsche Stadt .....
3. Teil des Heeres .....
4. Vogel .....
5. männliches Wild .....
6. dänische Insel .....
7. Viehsammelstelle .....
8. altes Längenmaß .....
9. Hausgerät .....
10. deutscher Fluß .....
11. britische Kolonie in Afrika .....
12. französischer Kurort .....
13. Kissenfüllung .....
14. Laubbaum .....
15. inneres Körperorgan .....
16. Haustier .....
17. berühmter Maler .....
18. Hunnenkönig .....

### Ein rätselhafter Bursche

Er ist über breite Wasser geschwommen
Und trocken wieder ans Land gekommen;
Und wo ein Haus ihm den Weg verbrettert,
Da hat er die steilste Wand erklettert
Und ist jenseits gesund und munter
Wieder des Weges gepurzelt hinunter;
Und wo ein Mensch macht' stehen und liegen,
Da ist er ihm über den Kopf gestiegen;
Und wo er sich einen Tag vermeilt,
Da ist er noch in der Nacht enteilt.
Wer ist das?

### Kreuzworträtsel



Waagerecht: 1. Schwimmvogel, 4. Brettspiel, 7. weiblicher Vorname, 8. Gebetsschluß, 9. Nachtvogel, 10. dalmatinische Insel, 12. Lasttier, 14. Hausprodukt, 17. Gärmittel, 20. Trinkstube, 21. Biene, 22. Durchlaß, Kanal, 23. alkoholisches Getränk, 24. Schauspiel von Sudermann.

Senkrecht: 1. weiblicher Vorname, 2. höchster Berg im Böhmerwald, 3. Brühe, Tunke (alte Schreibweise), 4. Fußleistenbrett, 5. Vogel, 6. Himmelsbote, 11. türkischer Titel, 13. Gewässer, 14. Titel der Europäer in Indien, 15. Harzart, 16. inneres Körperorgan, 17. Getreidepflanze, 18. Element, 19. Vorname eines französischen Romanschriftstellers.

### Auflösungen aus voriger Nummer

**Schachaufgabe**

Lösung: König f 7 — f 8

Wenn Schwarz K e 5 × T d 6, dann S d 8 — f 7 matt.

Wenn Schwarz f 4 — f 3, dann D a 2 — h 2 matt.

Wenn Schwarz S e 3 × g 4, dann D a 2 — d 5 matt.

Wenn Schwarz c 7 × T d 6, dann S d 8 — e 6 matt.

Wenn Schwarz D a 4 × D a 2, dann S d 8 — f 7 matt.

### Handel mit Apfelsinen

400 Apfelsinen. Die erste Käuferin kaufte 200, die zweite 100, die dritte 50, die vierte 25, die fünfte 23 Apfelsinen, das macht zusammen 398 Apfelsinen, so daß die Händlerin nur zwei Stück zurückbehält.

### Silbenrätsel

1. Zwiebel, 2. Anarchie, 3. Herold, 4. Lachtaube, 5. Erzenter, 6. Narew, 7. Salami, 8. Italiener, 9. Nepomuk, 10. Dattel, 11. Delphi, 12. Ipswich, 13. Etikett, 14. Stereotypie, 15. Elemi, 16. Ebonit. — Zahlen sind die Seele der Wirklichkeit.

### Rechnen wir mal ein bißchen!

Die Zahl 495 wird geteilt in 68, 112, 270 und 45. Bei den verschiedenen Rechnungsverfahren mit diesen Teilen ergibt sich stets die Ziffer 90.

### Kreuzworträtsel

Waagerecht: 5. Fegefeuer, 8. Nat, 9. Rotlauf, 12. Weg, 14. Ile, 15. Eid, 16. Lar, 17. Ubet, 19. Eder, 22. Edgar, 23. Sarkasmus.

Senkrecht: 1. Orfe, 2. Aare, 3. Jerrbild, 4. Perfidie, 6. Entgelt, 7. Etagere, 10. Oel, 11. Uri, 17. Usus, 18. Eber, 20. Darm, 21. Rips

Verantw. für den redaktionellen Teil: Dr. Heinrich Staab, für den Anzeigenteil: Laurenz Ollergeld, beide in Paderborn. Druck u. Verlag: Westfälisches Volksblatt Akt.-Ges., Paderborn. DA. „Der 7. Tag" 56 510

5. Jahrgang – Blatt Nr. 2 — Sonntag, 14. Januar 1934
Verlagspostanstalt Paderborn

Heute neuer Roman!

# Der 7. Tag

Sonntagszeitung für Stadt und Land

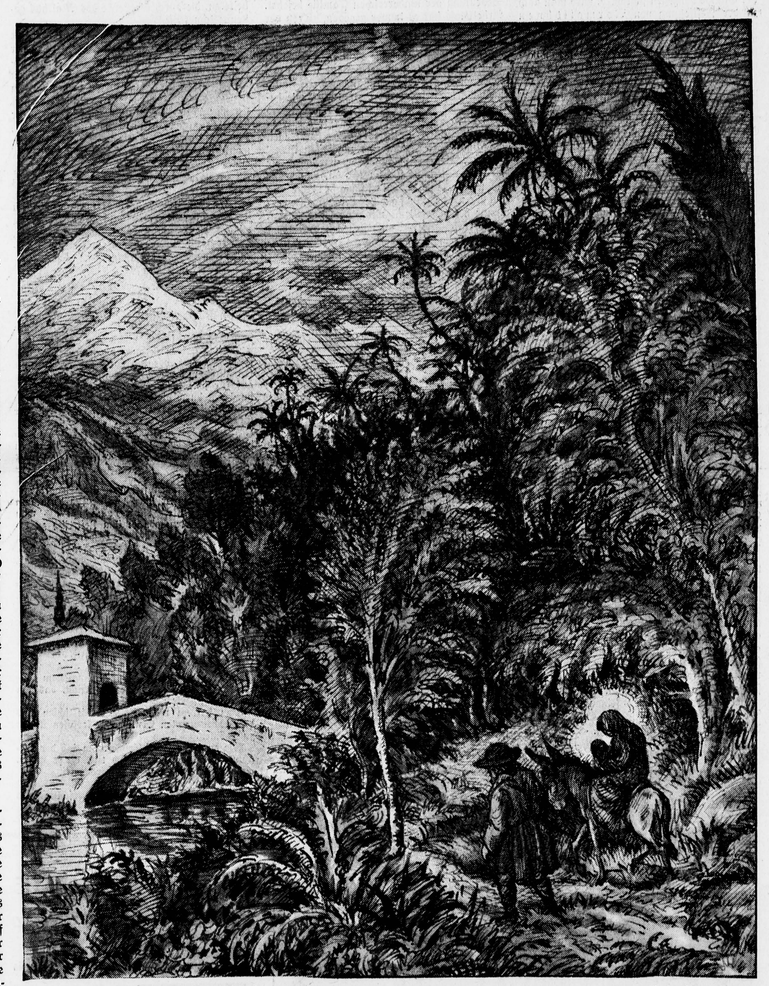
## Flucht

Der Wind ging in den Balsambäumen,
die Nacht war kühl,
und Palästinas Sterne schauten
der Allerschönsten auf das Pfühl.

Da ward die Kammer vom Wort erfüllet:
— Flieht mit dem Sohn!
Auf Sion der Königslöwe brüllet,
bang um den Thron. —

Da nahm die Schönste ohne Verziehen
das schlafende Kind — — —
Ihr lieben Sternlein, saht ihr sie fliehen
durch Nacht und Wind?

(Aus Maria Homscheid „Lichter durchs Jahr", Berglandverlag Elberfeld)



Schutz des hl. Kindes (Flucht nach Aegypten) — R. von Hoerschelmann

## Kind und Nation

In dem heiligen Paar floh die Familie vor der Mordbrand eines römischen Herrschers, der dem kl. Christuskinde als einem mutmaßlichen Gegner, einem neuen Könige, nach dem Leben trachtete. Der gottgesandte Erlöser wurde als ein weltlicher Herrscher betrachtet, dessen Aufstieg den Thron ins Wanken bringen könnte, den Herodes als Statthalter Roms innehatte. Damals wurde die Familie auf göttliche Weisung geschützt, indem Joseph und Maria nach Aegypten flüchteten, bis die Gefahr vorüber war.

Wir haben am vergangenen Sonntag den Tag der Familie gefeiert. Jahrhunderte sind seit jenem übernatürlichen Schutze der Heiligen Familie vergangen. Gerade unsere Neuzeit hat mit rein wissenschaftlichen Erkenntnissen wieder zu der Bedeutung der Familie zurückgefunden. Die Zeit der Aufklärung und des liberalistischen Eigennutzes ist zusammengebrochen, wie es ernste Kenner der Entwickelung vorausgesehen haben. Sie hat sich selbst ihr Grab geschaufelt, weil sie taktlos war und sich in irre Theorien erging, um das Wohlleben als Prinzip des menschlichen Daseins zu rechtfertigen.

Wir erinnern uns der Lehre des Engländers Malthus, der die Geburtenbeschränkung als den einzigen Ausweg aus der industriellen Krisis bezeichnete. Seine Rechnung sah sehr bestrickend aus, und alle Welt, vor allem aber die Wissenschaft, glaubte an ihre Richtigkeit. Malthus behauptete, die Menschen vermehrten sich stärker als die Ernährungsmöglichkeiten. Er führte Verarmung und Absatzlosigkeit auf diesen Unterschied zurück. Das klang in einer opferunlustigen, kinderunfreudigen Zeit der Genußsucht und des Sichauslebens gerade recht. Warnend erhoben die päpstlichen Enzykliken ihre Stimme für die naturgetreue Normalfamilie. In der Biologie regte sich ein leiser Widerstand gegen die Lehre des Engländers. Denn die Biologie hatte es nicht nur mit dem Menschen und seinen Interessen zu tun. Sie erforschte alles Leben auf dieser Erde und nahm da Gesetze wahr, die durch die liberalistische Verseuchung nicht erschüttert werden konnten. Es war ein Mönch, der zuerst die Gültigkeit der Vererbungsgesetze auch für das menschliche Leben darstellte. Dieser Mönch Mendel ist der Wegbereiter einer ganz neuen Wissenschaft geworden.

Der volkstümliche Widerstand gegen die Malthusche Lehre regte sich aber in den kinderreichen Familien selbst. Deutschland ging hier mit der Gründung des „Reichsbundes der Kinderreichen zum Schutze der Familie" voran. Von vornherein hat sich dieser Bund nicht darauf beschränkt, die wachsende Zurücksetzung und Benachteiligung der kinderreichen Familie im Wirtschaftsleben und in der Gesetzgebung zu bekämpfen. Er gab seiner Arbeit, wie sich schon in seinem Titel dartut, eine ethische Grundlage. Der Reichsbund ist das populäre, aus der wirtschaftlichen Not geborene Widerstandszentrum gegen die zerstörende Lehre des Engländers geworden. Durch die Forschungen seines gelehrten Mitarbeiters Prof. Bergsträßer ergab sich sehr bald zahlenmäßig, daß die Kinderarmut unserer Zeit einen großen Teil Schuld an der geringen Absatzmöglichkeit und damit Beschäftigung unserer Industrien trug. Man forderte den Familienlohn. Er bedeutet, daß die Entlohnung nicht mit einigen Mark „Kinderbeihilfe" abgetan, sondern für jedes Kind ein fühlbarer Erziehungsbeitrag geleistet wird. Zu diesem Zwecke wurde die Familienversicherung vorgeschlagen. Sie soll.e darauf beruhen, daß alle Deutschen in einer Kasse seien, aus der die Ausgleichsbeträge für die kinderreichen Familien gezahlt würden.

Der liberale Staat war nicht nur gesinnungsmäßig, sondern auch nach seiner ganzen Struktur zu einer solchen großen Behandlung des Problems der Familie unfähig. Er konnte kein System erfinden, die Arbeitgeber zur Bevorzugung der kinderreichen Arbeitnehmer zu veranlassen. So behalf er sich mit einer geringen Steigerung der Kinderzulagen, mit der Junggesellensteuer, mit der Familien- und Kinderfürsorge. Es bedurfte erst eines ganz neuen Staatssystems, um die Wünsche der Kinderreichen und Forderungen des Naturgesetzes einer Lösung entgegenzuführen. Diese Bestrebungen sind erst mitten in ihrem Werden. Sie erfordern einen gewaltigen Umbau unserer Wirtschaftsordnung, der den Gemeinnutz

zur Grundlage und die Solidarität zur Voraussetzung hat.

**Heute bestehen noch Kinderzulagen** von unmerklicher Bedeutung. Es besteht noch die Junggesellensteuer. Aber in die derzeitige Gesetzgebung sind schon wichtige Familiengesichtspunkte eingearbeitet. Der zurzeit bestehende und von den Treuhändern der Arbeit einstweilig überwachte Lohn- und Anstellungsschutz wirkt sich für die kinderreiche Familie aus, deren Ernährer sonst der erste war, der bei schlechter Wirtschaftslage um seinen Arbeitsplatz bangen mußte. Die Anrechnung der Hausgehilfin auf die Steuerschuld bringt einen weiteren Familienschutz in die Gesetzgebung, wenn auch nicht zu verkennen ist, daß dieser Schutz mehr arbeitsmarktpolitisch Bedeutung hat. Wenn aber der Umbau der Wirtschaftsordnung auf den Gedanken der Stände vollzogen sein wird, wird man auch zu der Festsetzung von Normallöhnen und -gehältern kommen. Sie sollen, wie mitgeteilt wird, auf der Lohnfestsetzung für eine bestimmte, bevölkerungspolitisch notwendige Größe der Familie beruhen. Wer darunter bleibt, wird im Lohn oder Gehalt unter der Normalfestsetzung bleiben. Wer die Mittelgröße einer Familie überschreitet, wird ebenso stufenweise besser gestellt. Die Ständeordnung wird im übrigen die nötige Machtvollkommenheit haben, um dem kinderreichen Familienvater jene bevorzugte Berücksichtigung zu sichern, die ihm aus nationalpolitischen und ethischen Gründen zusteht. Das ist eine der weittragenden moralischen Wirkungen der Ständeordnung, wie sie auch die Enzykliken predigen. Hier wird, ohne daß viel von moralischen Gesichtspunkten die Rede ist, eine Erziehungsarbeit geleistet werden, die von großer Bedeutung für die Bevölkerungspolitik und den Schutz der naturgetreuen Normalfamilie ist.

Der Staat schafft in der ständischen Ordnung das Mittel, die Familie zu schützen und für ihre Ausbreitung Sorge zu tragen. Darüber hinaus kommt es aber auf die Gesinnung an. Wir haben ein ganzes Zeitalter fortschreitender Entwertung der Familie hinter uns. Der große deutsche Volksforscher Wilhelm Riehl sagte einmal mit Recht, daß in dieser Zeit ein jeder sein eigener Herr bleiben wolle und die Familie nur als Mittel zum Zweck des persönlichen Fortkommens betrachtet. Wer in der Vorkriegszeit behauptet hätte, daß die Wirtschaft der Familie und dem Volke zu dienen habe, wäre ausgelacht worden. Wer sich vermessen haben würde, damals zu sagen, daß Kinder Arbeitgeber seien, die Hunderttausenden von Volksgenossen Brot und Arbeit geben, hätte tauben Ohren gepredigt.

Es war eine einzige familienfeindliche Atmosphäre. Wir waren doch schon so weit, daß der Bengel auf der Straße sich unflätige Bemerkungen über die Mutterschaft erlaubte. Im neuen Strafrecht wird auch mit dieser Erscheinung, die viele als eine nebensächliche Kleinigkeit betrachteten, energisch aufgeräumt. Man wird einen Gesetzesparagraphen einfügen, der schon die geringste unehrerbietige Bemerkung über eine solche Frage mit den schärfsten Strafen belegt.

Der Staat kann nur seinen starken Arm leihen, um die äußeren Erscheinungen der Entartung niederzuzwingen. Die Gesinnung selbst muß aus einem religiösen, christlichen Leben und durch eine Erziehung kommen, die Gott in den Mittelpunkt des menschlichen Handelns stellt. Das offenbart die gewaltige Segenswirkung der Religion und des christlichen Glaubens. In unseren Großstädten muß wieder die Achtung vor dem christlichen Glauben und das christliche Lebensgefühl geweckt werden. Wir müssen wieder der Verantwortung bewußt werden, die das diesseitige Leben mit dem Jenseitsziel der Menschheit verbindet.

Auch auf dem Lande ist der Geburtenrückgang fortgeschritten. Wir brauchten nicht um unser Grenzvolkstum zu fürchten, keine Siedlungspläne zu entwerfen, wenn hier alles in der rechten Gesinnung lebte.

Gerade die schlimme Wirtschaftsnot hat uns über die wirtschaftliche und nationale Bedeutung der kinderreichen Familie belehrt. Arbeitslose hat es immer gegeben. Trotz der riesigen Arbeitslosigkeit hat Deutschland nach dem Weltkriege mehr Menschen beschäftigt als vorher. Als aber die Millionen Arbeitslose auf den Straßen herumstanden und mit ihren wenigen Unterstützungsgeldern auskommen mußten, wurde es uns klar, wie bedeutsam die Familie für die Nation und ihr Wirtschaftsleben ist. Das war der Segen, der schließlich in jeder Not steckt weil alles von Gott gewollt und zugelassen ist.

Der „König Herodes" aber, vor dem wir fliehen müssen, ist nicht mehr da, wenn wir die moralische, wirtschaftliche und nationale Aufgabe der Familie erkannt haben. Wenn wir eingesehen haben, daß Deutschland nur auferstehen kann, indem es ein wachsendes und gesundes Geschlecht birgt. Wenn wir in uns selber ernsthaft zu dem Problem der naturgetreuen Familie Stellung genommen haben und danach handeln. Diese Erkenntnisse mögen schwer fallen, solange eine ungerechte Verteilung des Lohnertrags Platz hat. Sie mögen schwer fallen, solange der Neid und das Sicherstum durch die liberalistische Gestaltung der Wirtschaft und des Fortkommens diese Welt beherrschen. Wenn es aber der neuen Wirtschaftsordnung gelingt, die Familie wirklich zur Grundlage der Anteilnahme an Staat und Wirtschaft zu machen, ist der große Ansatz getan, der den christlichen Lehren entspricht. Mut, und unverdrossen gilt es, die christlichen und sittlichen Maßstäbe hochzuhalten und zu achten, deren gesunde Wirkungen auch für das leibliche und nationale Wohl sich unerschütterlich durch eine Zeit der Verirrung bewahrheiten, die durch die Lehre des Malthus gekennzeichnet ist.

Es ist ein schlechter Soldat, der die Stellung verläßt. Es ist ein schlechter Mitarbeiter am Aufbau, der nicht den ständigen Ermahnungen des Führers und den Verordnungen der neuen Gesetzgebung auch in seinem persönlichen Leben den Widerhall verleiht, den die Nation braucht. Wir kämpfen gegen Herodes, den Kindermörder, der beinahe das göttliche Erlösungswerk in menschlicher Verblendung verhindert hätte. Unser Zeitalter muß das Zeitalter des Kindes werden. Nicht in dem Sinne, daß man mit den Kindern Experimente macht, sondern in dem Sinne, daß Kinder zu haben, der Stolz unserer Nation wird. Dann erst ist der Boden geschaffen, auf dem alle Aufraumaßnahmen ihre praktische Bedeutung erhalten.

## Der blinde Feldwebel / Von Richard Euringer GDS

In den Kämpfen um Ostpreußens Befreiung von den Russen verlor ein abgedienter Infanterie-Feldwebel durch Flammenwurf sein Augenlicht.

Als er aus dem Feuer taumelte und in die Luft schlug, kreiste purpuren über ihm die Nacht. Er harrte sie an, eine Weltbrandfission, mit vor die Stirn geschlagenen Händen; in rasenden Schmerzen verzückt und staunend.

Als die Bilder nicht wiederkehrten, die sein Leben gewesen, jene schwermütigen Linien des Horizonts, die grauen Oden weidefallender Landschaft, der Trotz der Kolonnen in der Uferlosigkeit weltweiter Räume unter einem kühlen Himmel; als die purpurne Betäubung, ringgebärend aus purpurnen Ringen diesen ganzen mächtigen Menschen in den Strudel seiner Blendung aufzusaugen drohte, schrie er und tappte nach einem Halt, nicht fortgeschleudert zu werden auf dies fürchterliche Ziel zu, das als Wahnsinnsdrall in blutiger Geschoßbahn aufrauschte aus seiner Stirn.

Es war ein junger Feldgrauer, dessen Arm er anfiel mit der Traumgewalt seiner Schmerzbesessenheit. Einer jener Unschuldsjungen, deren Gesicht schier mädchenhaft mitlief im fahlen Ernst bärtiger Landsturmleute.

Den schob er vor sich her, tappend mit dem Klammergriff, der die Erde nicht losläßt, der die Finger nicht löst, sondern sich verkrampft, Mensch zu bleiben und dazusein.

Den lotste er durch die Suppen; denn er war der Blinde, der den Sehenden, blind für alle Gefahr, aus den Deckungen herausstieß über freies Gelände, das Sperrfeuer bestrich.

Verstummend vor der selbstvergessenen Gewalttätigkeit des Tappenden schämte sich der junge Mensch seiner nüchternen Beobachtung. In dieser halben Stunde wurde er fest. Geführt von dem, der den Einschlag der Granaten nicht mehr sah, gingen ihm die Augen auf für jene schweigende Verachtung, die hindurchgeht durch die Anfechtung des Todes.

So reifte eine erste Frucht schon in der Stunde, da das Grausame geschehen.

Auf dem Verbandsplatz weigerte sich der Verwundete, für den Heimtransport bestimmt zu werden. Was denn sollte er daheim? Hinter einem Hunde betteln als erbärmlicher Invalide?

Die Aerzte sahen sich an. Doch wagte niemand die Neugierfrage, wie er sich denn sein Verbleiben denke. Man nahm ihn als vom Schock Betäubten, gönnte ihm Zeit, sich zu besinnen.

Im Packraum einer zerschossenen Fabrik, deren Kisten zu Bettstellen umgewandelt waren, verbrachte er seine erste Nacht. Als ihm ein Kamerad die Tür aufstieß, und mit umgeschnallter Koppel der Gealterte hereintrat, wandten die Hilflosesten den Kopf.

Kam da einer Besichtigung zu halten?

Das Fluchen brach plötzlich ab. Die herrgottslästerlichen Witze verkrochen sich in ihren Winkel. Ein armer Teufel stöhnte.

Vor den trat der Blinde.

Da schaute er auf. Mit verängstetem Fieberblick las er das erloschene Gesicht, das ihn blicklos musterte.

Eine seltsam magnetische Kraft schien aus dem unverwandten Ernst dieser leblosen Augen zu strömen.

Wie zu einer Spuk-Erscheinung sah der Ungläubige empor, besann sich tief, ob er wache, ob er träume oder ob er gestorben sei.

So überwunnte ihn der Schlaf.

Die Leitung des Lazaretts überschlug bald den Gewinn, den ihr ein solcher Wächter brachte.

Der Blinde tat Dienst.

Sein Auftauchen im Saal schaffte Ruhe, Ordnung, stopfte Frechheiten das Maulwerk.

Die Leute vergaßen ihre Nöte, ihre Wut, ihre Sorgen, und beguckten sich den „Alten", stießen sich mit Ellenbogen und getrauten sich kaum zu flüstern; denn es kam die Sage auf, er sehe am Ende doch noch.

Diese Sage starb auch nicht ab, als notwendig gewordener ärztlicher Eingriff jeden möglichen Zweifel ausschloß, und der Mann mit leeren Augenhöhlen wie ein Toter umging.

Die Mannschaft, die im lässigen Dienstbetrieb der Frontpraxis es mit der Grußpflicht sonst nicht so genau nahm, erstarrte ungewollt, wenn er vorbeikirrte.

Er ließ zum Appell antreten. Die Kompanie stand atemlos. Er „richtete" sie „aus"; er trat an den Flügel, und jeder Stiefel suchte Stellung, rückte und ruckte, bis die Linie einem Strich glich.

Er trat vor die Ratten und „deckte" sie „ein". Er sagte kein Wort, aber der Mann sah sich gesehen und tat seine Pflicht.

Wo der eine oder andere dazu neigte, Unfug zu treiben, trat der Gruppenführer auf. Die Allgemeinheit litt nicht, daß ein Gebrest sei um das Gebrechen eines allgedienten Soldaten. Was der rüdeligste Kommiß-Drill nicht vermocht hätte: das Anstandsgefühl erwachte im Haufen, das Gewissen schlug den Leuten unterm Waffenrock, sie schämten sich vor einander, weil sie sahen, was der Vorgesetzte nicht sah. Sie bekamen den Blick für ein ordentliches, ehrliches Einleben für sich selbst. Ja, sie setzten allmählich ihren besten Ehrgeiz drein, den „Alten" nicht zu blamieren, wenn höhere Besichtigung feststellen wollte, daß er dergleichen Dienst nicht mehr verstehe. „Es ist erstaunlich", sagten die Herren Kommandeure, „wie der Mann das zuwege bringt", wenn sie Musterleistungen erlebten.

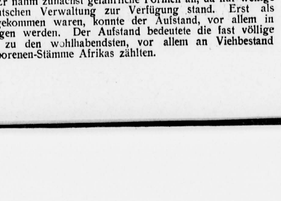
Man lieh ihm sich aus. Er schritt Fronten ab und nahm Vorbeimärsche entgegen. Die Truppe riß sich zusammen unter seinem Blick. Er ging um als guter Geist.

**Ein unterirdischer See gefährdet die St.-Pauls-Kathedrale in London**

Das Londoner Wahrzeichen, die Kathedrale von St. Paul, befindet sich nach Meinung der Geologen in schwerer Gefahr. Drei Meter unter den Fundamenten ist ein unterirdischer See festgestellt worden, der sich unter dem ganzen Gebäude hinzieht. Es besteht jetzt die schwierige Aufgabe, die Wassermengen abzuleiten, die das Gebäude in ständige Einsturzgefahr bringen.

**Vor 30 Jahren:**
**Herero-Aufstand in Deutsch-Südwestafrika**
**Ausritt einer Abteilung der Schutztruppe im ehemaligen Deutsch-Südwestafrika**

Am 11. Januar sind es 30 Jahre her, daß in unserer ehemaligen Kolonie Deutsch-Südwestafrika der Herero-Aufstand ausbrach. Er nahm zunächst gefährliche Formen an, da nur wenige hundert Mann der Schutztruppe der deutschen Verwaltung zur Verfügung stand. Erst als Verstärkungen aus dem Mutterland angekommen waren, konnte der Aufstand, vor allem in der Schlacht am Waterberg, niedergerungen werden. Der Aufstand bedeutete die fast völlige Vernichtung der Herero, die bis dahin zu den wohlhabendsten, vor allem an Viehbestand reichsten Eingeborenen-Stämme Afrikas zählten.

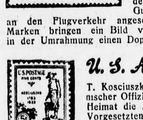




**DAS NEUESTE FÜR DEN BRIEFMARKEN-SAMMLER!**

MITGETEILT VOM BEHRENS NEUHEITENDIENST, BRAUNSCHWEIG

**Belgien**

Der Kampf gegen die Tuberkulose ist für die dichtbesiedelten Industriegebiete Belgiens von höchster Wichtigkeit. Alle Kräfte werden dazu mobil gemacht, auch die Philatelie. Alljährlich erscheint eine Wohltätigkeitsausgabe. Die Zuschläge halten sich in bescheidenen Grenzen.

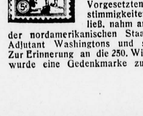



**Franz. Guiana**

Die neuen Flugpostmarken sind aus dem Bedürfnis nach eigenen Flugmarken entstanden: denn schon lange ist Guiana durch die Aliterie an den Flugverkehr angeschlossen. Die neuen Marken bringen ein Bild von Cayenne, darüber in der Umrahmung einen Doppeldecker.

**Basutoland**

Ein neues Markenland in Afrika auf dem Gebiete der südafrikanischen Union. Als Postgebiet jedoch selbständig geworden wie vor einigen Monaten Swaziland. Die Marken tragen im Medaillon ein Bild Königin Georges, darunter eine Landschaft und im Vordergrunde ein Krokodil als charakteristisches Wahrzeichen.




**U. S. A.**

T. Kosciuszko, ein bekämpfter polnischer Offizier, der schon in seiner Heimat die Aufmerksamkeit seiner Vorgesetzten erregte, wegen Unstimmigkeiten 1777 aber Polen verließ, nahm an den Freiheitskämpfen der nordamerikanischen Staaten teil. Er wurde Adjutant Washingtons und später Brigadegeneral. Zur Erinnerung an die 250. Wiederkehr dieser Kämpfe wurde eine Gedenkmarke zu 3 c. herausgegeben.

**Niederl. Indien**

Die diesmalige Wohltätigkeitsausgabe soll dem Notleidenwerk für die arbeitslosen jungen Männer in Niederl. Indien zu Gute kommen, denn auch in den Kolonien hat die Weltkrise zahlreiche Opfer gefordert. Der Aufschlag auf die vier Werte ist nur gering.




# Streifzug durch die Woche

Nach dem furchtbaren Eisenbahnunglück bei Paris haben nun wieder weit über hundert Menschen im Kohlenrevier der Tschechoslowakei ihr Leben lassen müssen. Wenn der plötzliche Tod mit solchen Ziffern auftritt, dann zwingt er uns, aufzuschauen und nachzudenken. Tag für Tag sterben ja Menschen. Vielleicht sogar jede Sekunde einer. Aber wir merken es nicht und gehen ruhig unserer Wege. Es ist, als ob der Tod für diese unsere Unachtsamkeit ihm gegenüber Rache nehmen wollte, man kann auch sagen, es ist, als ob die ewige Vorsehung in ihrer unendlichen Güte daran erinnern wollte, daß wir uns nicht allzu sicher auf dieser Erde einbauen.

Gerade die Totenglocke, deren wimmernde Töne einen Leichenzug begleiten, hat doch etwas in sich von dem ernsten feierlichen Klang der Ewigkeit. Sie erinnert uns an etwas, das eben doch da ist in seiner erschütternden Wirklichkeit. Da hilft kein feiges Ausweichen und keine romantische Flucht. Man muß diesem Tode männlich und kühn ins Antlitz schauen. Man muß sich seine Gedanken über das Leben so bilden, daß man auch mit dem Tode fertig wird. Jeden Tag, jede Stunde und Minute kann doch ein solches Ereignis auch in meiner Familie und in meinem persönlichen Dasein eintreten. Und dann muß ich bereit sein, genau wie ein Geschäftsmann, wenn der Revisor kommt.

Man spricht heute viel von der sogenannten Existenzialphilosophie. Es ist das eine Philosophie, die nicht auf dem ruhigen Boden bürgerlicher Sicherheit entstanden ist, sondern auf dem vulkanischen Gelände ständiger Lebensbedrohung. Ein Gutes hat sie, daß sie nämlich von einer brutalen Wirklichkeit ausgeht und endlich einmal aufhört, den Ernst des Lebens in romantische Harmonien aufzulösen. Nirgend fand ich die Anwendung dieser Philosophie auf das Leben so stark wie in dem letzten Roman der Sigrid Undset „Ida Elisabeth" (Verlag Rütten & Loening, Frankfurt, 6,80 RM). Eine bayerische Frau ist das, die früh genötigt ist, das Zusammenleben mit ihrem halb schwachsinnigen Mann, der unfähig ist, seine Familie zu ernähren, aufzugeben. Sie geht dann allein in den harten Lebenskampf, eine Mutter, die alles hinopfert für ihre Kinder. Als ihr das Glück einer neuen Liebe begegnet und als sie es verlockt mit allen Zaubern einer echten persönlichen Hingabe, da widersteht sie auch dieser Versuchung, denn sie lebt für ihre Kinder, denen sie ihr ganzes Wesen ungeteilt widmet. In diesem Roman werden uns keine weltverschütternden Dinge erzählt, aber es wird uns ein Mensch geschildert, der mit den kleinen Realitäten fertig wird, die vom Morgen bis zum Abend an uns herantreten. Es ist ein Mensch, der sich nicht selbstsüchtig absichließt und bezusagen die Sorgen der andern nicht an sich herankommen läßt. Nein, es ist einer von denen, die um die menschliche Gemeinschaft wissen, um die Schuld, wie wir sie alle haben. Ida Elisabeth ist nicht religiös im gewöhnlichen Sinne des Wortes. Nur eine Gnade ist ihr von Anfang an verliehen, ihrem Gewissen zu folgen und alles so zu tun, wie sie es innerlich für richtig hält. Sie grübelt nicht übermäßig viel, macht sich aber doch gesunde Gedanken über das, was um sie herum vor sich geht. Nachdem sie nun ihr eigenes Schicksal gemeistert und unglaublich viele Schicksale anderer Menschen hat vorüberleiten sehen, kommt sie von selber auf hohe heitlige Gedanken. Gerade am Sterbebett des Mannes, der für ihr ganzes Leben eine so grausame Enttäuschung war, gehen ihr diese Gedanken auf.

„Er ist doch wirklich nur ein Junge, und er soll sterben — und ich war mit ihm verheiratet und habe Kinder mit ihm gehabt, und ich habe ihn manchmal doch auch in gewissem Sinne ganz lieb gehabt — und eigentlich habe ich ihn nie leiden können, und stets blieb ich mit beiden bewußt, wie fremd er mir und wie fremd ich ihm war. Und trotzdem gab es immer etwas von irgendwoher im Weltenraum draußen, oder von einem, der unsichtbar neben mir herging, oder von etwas in mir selbst, — das mich dazu zwang, nur über das zu urteilen, was ich im klaren Lichte des Alltags sehen und begreifen konnte. Erscheinungen gleichsam, aber diese innere Stimme wollte mich auch dazu bringen, zu begreifen, wie ganz anders das immer bei allen Menschen ist. Ist es Gott — in dessen Händen all die unausgleichbaren Gegensätze ruhen, ein Urgrund, in dem wir mit einmal anderem in uns vereinigt sind als nur mit dem, wodurch wir nie einig werden können, eine Art magnetischer Nordpol für die Seelen, der mich innerlich vor Kummer und Schande zittern läßt, weil ich diesem Jungen hier die Unwahrheit sage . . ." (er muß sterben und sie hat ihn doch auf ein längeres Leben noch vertröstet), „aber wenn es Gott ist, so muß er mir doch auch helfen können, wenn ich, die leben soll, versuche, die Bürde weiter zu tragen, die ich mir selbst aufgeladen habe, und er kannt den Sinn von Friethjofs Leben, das den Anschein hat, als sei es so sinnlos gewesen; darum weiß er auch, was ich immer nur habe ahnen können, weshalb Friethjof ständig ein Kind blieb — und wenn die schwarze Woge, die herankam und mit Sölvi entriß, jetzt auch Friethjof mit sich nimmt, so fällt auch dieses Kind in seine Hände. Und vielleicht ist er das, was Vorzhild immer behauptet — ein altiebender Vater."

Von der Existenz der Wirklichkeit, der sie nicht aus dem Wege geht, kommt diese stille große Frau zu der höchsten Wirklichkeit, die es gibt, zu Gott selber, und der Tod ist es recht eigentlich, der sie mit ihren Gedanken zum Ziele kommen läßt. So muß es Nacht werden, wenn wir die goldenen Sterne sehen sollen.

Wie gerade aus dem Elend heraus die höchsten und schönsten Gedanken entstehen können, zeigt uns auch ein Gedicht von Ernst von Wildenbruch, dessen 25. Todestag wir am 15. Januar brachen. Es ist das unvergleichlich schöne Gedicht „Deutschland und die Welt", das mit der Strophe beginnt:

Wenn ich an Deutschland denke,
tut mir die Seele weh.
Weil ich rings um Deutschland
Die vielen Feinde seh . . .,

Die Vorstellung kommt für einen Augenblick über ihn, es könnte einmal Deutschland untergehen, es könnte eine Zeit kommen, wo es seine Aufgabe nicht mehr erfüllt. Dann müßte ein großes Klagen entstehen über dieses Land und seine Sendung:

Wo ist sie hingegangen,
Die große stille Macht,
Die eines Volkes Seele
Der andren nahgebracht?

Den wundersamen Spiegel,
Wer schlug in Trümmern ihn,
Aus dem das Weltenantlitz
Tiefsinnig widerschien?

Aber der Dichter ist wohlgemut. In der Not seiner Gedanken findet er Gott. All seine Sorge geht nun über in jenes starke Vertrauen, das auch uns erfüllen sollte, wenn auch das Schicksal einmal gegen uns ist:

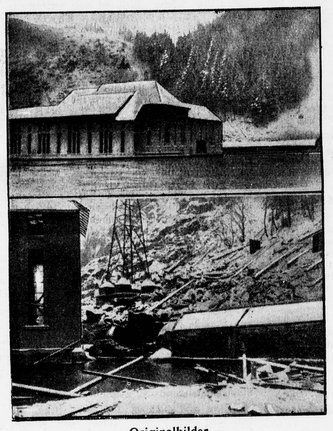
Nur einer, doch der stärkste,
Der nicht im Stiche läßt —
Deutschland, du Land des Glaubens,
Halt deinen Glauben fest!

Du, buhle nicht um Freundschaft
Und schmeichle nicht dem Neid,
Bleib du getreu die selber
Und warte deiner Zeit!

Und warte bis die Menschheit,
Die heut am Alter krankt,
Zurück zu ihrer Seele,
Zurück zu dir verlangt.

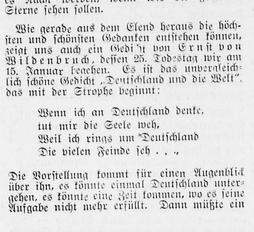
**Zum 25. Todestag des Dichters Wildenbruch**
**Ernst von Wildenbruch,**

der bekannte nationale Dichter und Dramatiker, starb vor 25 Jahren, am 15. Januar 1909 in Berlin. Wildenbruch war ein Enkel Prinz Louis Ferdinands von Preußen und hat für seine erfolgreichen Dramenwerke vor allem Stoffe aus der deutschen und preußischen Geschichte gewählt.



**Originalbilder von der Kolmarer Ueberschwemmungs-Katastrophe**
**Oben: Das Kraftwerk von Urbeis in dem überschwemmten Staustee nach der Katastrophe. — Unten: Das geborstene Zuleitungsrohr, das das Unglück verursachte.**

Das Unglück, dessen Ursache den Technikern vorläufig noch ein Rätsel ist, kostete neun Menschen, die von den Fluten überrascht wurden, das Leben. Die Einrichtungen des Kraftwerks selbst sind vollkommen zerstört.

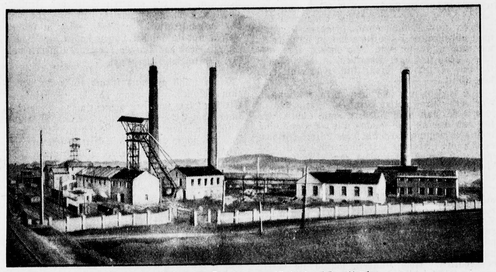


**Zu dem furchtbaren Grubenunglück in Nordböhmen**
**Blick auf den Nelson-Schacht in Osseg bei Dux.**

Im Duxer Kohlenrevier ereignete sich auf der Grube Nelson III in Osseg eine furchtbare Explosion, durch die 130 Bergleute verschüttet wurden. Die Grubenanlage geriet in Brand, so daß kaum Hoffnung besteht, die Eingeschlossenen zu retten.

**Gegen die Fesseln von Versailles**

Dieses eindrucksvolle Denkmal wurde auf dem Flugplatz Fuhlsbüttel bei Hamburg eingeweiht. Es zeigt einen durch Ketten gefesselten Flugzeugmotor, der als Symbol der deutschen Luftfahrt gedacht ist, deren Entwicklungsmöglichkeiten so sehr durch den Vertrag von Versailles geknebelt ist.

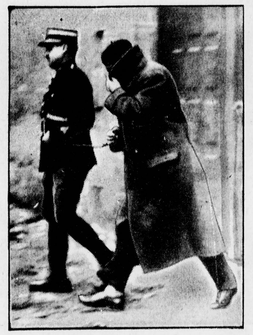


**Neuartige Panzer-Schnellboote bei der englischen Kriegsmarine**

In England werden gegenwärtig Versuche mit kleinen gepanzerten Schnellbooten angestellt, die vor allem bei der Abwehr von U-Booten eingesetzt werden können. Die Schiffe sind mit zwei Torpedos, zwei Flugzeug-Geschützen, Vernebelungsapparat und Funkstation ausgerüstet.

## Frankreich inmitten des Finanzkrachs von Bayonne

Bild rechts: Einer der Hauptschuldigen, Tissier, wird gefesselt zum Verhör gebracht. Tissier war der Direktor des Leihhauses in Bayonne, dessen wertlose Schuldverschreibungen zu hunderten Millionen Francs vertrieben wurden. — Bild links: Der russische Emigrant Stavisky hat es verstanden, durch betrügerische Manipulationen mehr als 700 Millionen Francs zu erschwindeln.



# Ein Abschied vor zehn Jahren

Fünfzehn, sechzehn Leute saßen wir um den alten Eichentisch. Anchenge Studenten 1923.

Noch einmal tranken wir ihm zu, der nun von uns ging. Ein letztes Mal. So hatten wir es immer gehalten, so hielten wir es auch heute. So hielten wir es unter Umständen, die es auch dem jugendlichsten Herzen nicht verstatteten sich über die Not dieses Abschiedes hinwegzusetzen.

Damals kostete ein Glas Bier tausend Mark oder zehntausend Mark, so ungefähr. Es war kein großer Unterschied zwischen tausend Mark und zehntausend Mark. Es war dies eigentlich nur ein Unterschied in der Zeit. Ein Unterschied von wenigen Tagen. Ueberhaupt schien es keine großen Unterschiede mehr zu geben. Alle Grenzen, Maßstäbe, vermeintlich unerschütterliche Begriffe waren ins Gleiten geraten, in die gröblichste Unordnung. Was gestern gegolten hatte, galt heute nicht mehr, und was heute galt, würde morgen nicht mehr gelten.

Man sagte, wir lebten im Frieden. Man sagte, wir lebten in einem Land, das deutsch sei vor Recht und Gesetz und so bestätigt und anerkannt von aller Welt. Aber draußen tritt schwarze, belgische Gendarmerie mit übergehängtem Karabiner durch die Straßen. Draußen standen belgische Doppelposten im Stahlhelm und mit aufgepflanztem Seitengewehr Schildwacht vor den öffentlichen Gebäuden der altersgrauen Stadt und den vor braunen Uniformen wimmelnden Kasernen. Standen Schildwacht gegen unbewaffnete Menschen, die nichts suchten als Ruhe und Arbeit. Nun hatten diese Menschen weder das Eine noch das Andere, nur Schildwachen, schwarze Gendarmen und braune Uniformen hatten sie vor sich, wo immer sie standen. So waren ihre Gesichter ernst und hart geworden, in ihren Augen flackerte es, und in ihrem Innern brannte eine böse Glut. — — —

Wir stießen mit ihm an: „Also, prost denn, Norbert! Prost, alter Junge!" Mehr sagten wir nicht, und auch Norbert sagte nichts. Er sah uns nur an und machte mit der Hand eine leichte Bewegung durch die leere Luft: Ist doch alles egal! Aber es war nicht alles egal. Es war noch lange nicht alles egal. Noch nicht! Norbert wußte es so gut wie wir. Er wußte es besser.

Rechts und links von ihm saßen noch zwei aus seiner Generation, der „großen". Es waren die letzten. Noch Knaben, waren sie von der Schulbank weg dem bedrängten Vaterlande zu Hilfe geeilt. Noch Knaben, hatten sie stahlumwittert in tausend Höllen Mannespflicht getan und ihre jungen Leiber den Feuerzungen entgegengehalten. Noch Knaben, waren sie bereit gewesen, ihr irdisches Sein der Freiheit und der Ehre zu opfern. Nie sah Deutschland ein schöneres Geschlecht.

Dann, nach Jahren, waren sie heimgekehrt, in sich das Erleben von Tod und Untergang, das inwendig nie sterben würde, in sich das mörderische Lied der Schlachtfelder, das nie aus den Ohren weichen würde, in sich aber auch ein heiliges Wissen um die letzten großen Dinge dieser Erde und dieses Menschseins, um die alleräußersten Opfer der Treue und Kameradschaft. So waren sie heimgekehrt in das Land, das sie jahrelang, ohne zu weichen, mit ihren Leibern gedeckt hatten. Nun stand da der tausendfach geschlagene Feind Schildwacht gegen Wehrlose. Schildwacht auch gegen sie.

Sie hatten geschwiegen und waren ihres Weges geradeaus gegangen. Waren in die Hörsäle gegangen, in die Laboratorien, in die Zeichensäle. Hatten gelernt für eine Zukunft, die nichts in sich zu bergen schien als Not und Leid und Jammer. Seitdem sie Kinder gewesen, schien ihre Zukunft nicht anderes zu bergen. Aber sie hatten ihren Glauben nicht verloren, trotz allem — den Glauben an die eigene Kraft. Während rundum alles taumelte, wankte, stürzte, hatten sie den Kopf hochgehalten. „Es wird doch einmal anders!" Jahrelang hatten sie, den Tod vor Augen, daran geglaubt. Noch immer glaubten sie daran.

Nun trieb man wieder einmal einen ihrer besten hinaus, Norbert, den Leutnant, der an der Somme dabeigewesen, dem ein Schrapnell vor Douaumont ein paar Rippen zerfetzt hatte. Im nächsten Semester hatte er seine Abschlußprüfung machen wollen. Nun stak in seiner Tasche der Ausweisungsbefehl der Besatzungskommission. Denn er, Norbert, hatte vierzehn Tage vorher des Nachts vor dem Doppelposten am Rathaus, „um zu provozieren" das Deutschlandlied gesungen. Norbert sagte, es wäre so über ihn gekommen". Deshalb mußte er verlassen, was Deutschland war. Bis zwölf Uhr um Mitternacht mußte Norbert die besetzte Zone hinter sich gebracht haben. — — —

Still saßen wir um den Tisch. Diese Stille um blutjunge, begeisterungsfähige Jugend, ich fühle es deutlich, war geradezu unheimlich. Es war die Unheimlichkeit der geheimnisvollen, gewaltigen, explosionsschwangeren Spannung, die allerorts die Atmosphäre dieses Landes und dieser Zeit bis zum Platzen erfüllte. Es war dies eine Spannung unter Tausenden: Der Jugendweg eines Menschen, der Norbert hieß, an seiner fünfzehnten Station — und draußen, auf der anderen Seite der Fensterscheiben, zwei, drei Schritte von uns entfernt, die Demonstration der Macht —. In solchen Zeiten und in solchen Lagen haben die Wände Ohren. Und das Rathaus der großen Reden und die Kraftmeierei vergehen.

Einer stand auf und sprach ein paar Worte zum Abschied. Er sprach von der Gemeinsamkeit der Not, von der gemeinsamen Verpflichtung, vom Erbe der Frontgeneration. Was nur gefühlt werden könne, könne man nicht aussprechen, sagte er, und wir hätten gelernt, das besonders gut zu verstehen und besonders zu schätzen, was nicht gesagt werde. Wenn Norbert nun gehen müsse, wenn er unter diesen Umständen gehen müsse, er ließe uns Unersetzliches zurück: Sein Vorbild, sein Beispiel und seinen Glauben. Dies sein Erbe, das Erbe seiner Generation, solle bei uns Jungen in guten Händen sein — — —.

Norbert sagte nichts. Mit seltsamen, fernen Augen sah er an uns vorbei durch die buntverglasten Fenster, in denen das Licht der Sonne leuchtete. Ein paarmal nickte er kaum wahrnehmbar mit dem Kopf. Das mag einige Sekunden gedauert haben. Dann, ganz plötzlich, stand er auf und sah auf die Uhr. „Es wird Zeit", sagte er mit einer fremden, harten, fast wesenlosen Stimme. So, durchfuhr es mich, muß seine Stimme gewesen sein, wenn er seine Leute zum Sturm aus den Gräben kommandierte. — — —

Die Stadt war im Belagerungszustand. Jede Menschenansammlung war verboten. Mehr als drei Leute zusammen war eine Menschenansammlung". „Wir machen kein Theater", hatte Norbert gesagt. „Ihr bleibt in der Schenke." Nur seine beiden Nachbarn gingen mit ihm. Mit der Straßenbahn, zu Fuß und mit Handkarren, wie es gerade kam, nachher in der englischen Zone, mit der Eisenbahn, würden sie ihn und seine drei Koffer an die Grenze bringen. Kurz vor Mitternacht würde er sie überschreiten.

Von den Fenstern der Schenke aus sahen wir die drei über den Markt gehen. Norbert in der Mitte. An berittenen Gendarmen, an dem Doppelposten des Rathauses vorbei. Ohne den Kopf, ohne den Blick zu wenden. Wie von ungefähr im gleichen Schritt, trotz den Koffern. So gingen sie, als führen sie zu Besuch. Der Leutnant, der Feldwebel und der Musketier. Fest zusammen. Die letzten der studentischen Frontgeneration.

Keiner sagte ein Wort, als wir ihnen nachschauten durch die Fensterscheiben. Es war auch nicht möglich, etwas zu sagen. Aber wir fühlten es alle: Was da über den Markt ging, diese drei, es war mehr als ein Symbol.

Werner Oellers.

## Wintertraum

Verschneit liegt rings die ganze Welt,
Ich hab' nichts, was mich freuet.
Verlassen steht der Baum im Feld,
Hat längst sein Laub zerstreuet.

Der Wind geht nur bei stiller Nacht
Und rüttelt an dem Baume:
Da rühret er seine Wipfel sacht
Und redet wie im Traume.

Er träumt von künft'ger Frühlingszeit,
Von Grün und Quellenrauschen,
Wo er im neuen Blütenkleid
Zu Gottes Lob wird rauschen.

Joseph von Eichendorff

# Kreuz im Grauen / Ein Kriegserlebnis

Jetzt steht das Kreuz in einem Wäldchen hinter unseren einstigen Linien vor Ypern in einer winzigen Kapelle, um die ein Soldatenfriedhof schlummert.

Aber damals . . .

Als wir das erste Mal an einem Abend, der schon halbe Nacht war, dort in Stellung gingen, erschreckte das Kreuz uns beinah. Das Dorf war zerschossen, eigene und feindliche Granaten hatten es in einen wirren Trümmerhaufen verwandelt. Kein Haus stand mehr unter seinem Dach; kaum spärliche Mauerreste; oft genug kein Stein auf dem andern. Der Weg durch die Trümmerstätte war nicht einfach und nicht ungefährlich; die feindlichen Kugeln pfiffen darüber hin und uns um die Ohren. Manchem — und so manches tat damals seinen ersten Schritt in den Graben — mag ein wenig beklommen zumute gewesen sein; erst allmählich gewöhnten sich ja die Nerven an das Todeslied, das die ziellosen Kupferbohnen des englisch-französisch-farbigen Gegners uns in die Ohren zischten und summten.

Fast hatten wir schon das Dorf hinter uns, als der Bildstock plötzlich, wohl vier Meter hoch und drei Klafterns, aus der mondscheinlosen Unsichtigkeit vor uns emporwuchs und unwillkürlich den Fuß zögern machte. An einer Wegbiegung, der auch wir zu folgen hatten, war er mitten in einem riesigen Haufen von Mauerresten und angekohltem Holzwerk im Erdboden verankert. Unversehrt stand er in dem Felde der Zerstörung, der Vernichtung, des Grauens und Todes. Ein unheimlicher Eindruck und zugleich ein seltsam tröstender. Damals glaubten wir, die Granaten seien dem Kreuze scheu aus dem Wege gegangen; später hörten wir, daß eine französische Granate es am Fuß zerbrochen und zu Boden geschleudert hatte, daß aber deutsche Fäuste ihm seinen alten Platz mit Hilfe des Grabhügels von zerstörten Menschenwohnungen wiedergegeben hatten.

Und wir hörten zugleich — und das geschah im Graben und aus dem Munde eines, der hier schon lange vor Ypern lag — ein anderes, das uns wie ein Märchen ansprach und uns ein verstohlenes Lächeln selbstbewußter Ungläubigkeit entlockte . . . bis wir die leibhaftigen Zeugen der wundersamen und wahrsagten Erzählungsgeschichte zu Gesicht bekamen:

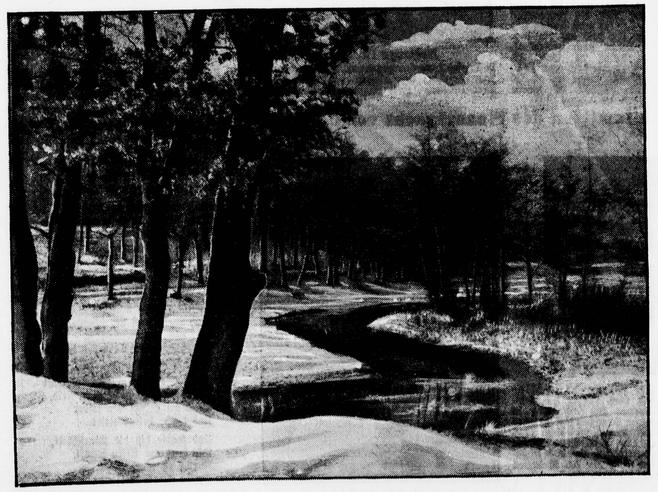
In unserem Ruhequartier Houthoulst, einer kleinen Ortschaft, deren Einwohner geflohen waren, als der Krieg sie überfiel, war allein ein altes Menschenpärlein zurückgeblieben. Vielleicht meinten sie, daß die paar Jahre, die ihnen das Leben womöglich noch schenkte, eine Flucht nicht lohnte. Vielleicht auch vertrauten sie dem Schutze des weißen Altersschnees, der ihre Scheitel zierte. Vielleicht aber auch waren sie nicht imstande, die allgemeine und künstliche eingepflanzte Furcht und den Abscheu vor den deutschen „Barbaren" zu teilen . . . Sie waren geblieben; er bestellte seine paar Hufen Ackerland und pflanzte seinen Kartoffeln; sie wusch für unsere Offiziere und für uns Gemeinen und Unterhosen — stets hing in ihrem Garten ein lustig baumelndes, buntes Heer davon.

Bei diesen beiden Alten befanden sich aber noch zwei Menschenkinder, ein Knabe von etwa neun Jahren und ein elfjähriges Mädchen. Und diese beiden waren die Zeugen für den Bildstock von Pilkem. Als unsere Truppen in jenen unvergeßlichen Apriltagen von 1915 die deutsche Linie vorwärts und die Franzs- und Englischmänner aus den Kellern und Gewölben der eroberten Dörfer haufenweise zusammentrieben, vermochte der Gegner seine hintere Linie nur durch verschwenderische Einsetzung seiner gesamten artilleristischen Kräfte zu halten; und möglicherweise hätten sein Granathagel den deutschen Ansturm auch noch nicht zu Stehen gebracht, wenn nicht die Sümpfe und Moräste sich uns so zäh und niederträchtig in den Weg geworfen hätten. Eine Wirkung indes hatte das Granatfeuer des Feindes unsichtigkeit vor uns emporwuchs und unwillkürlich den Fuß zögern machte. An einer Wegbiegung, der auch wir zu folgen hatten, war er mitten in einem riesigen Haufen von Mauerresten und angekohltem Holzwerk im Erdboden verankert. Unversehrt stand er in dem Felde der Zerstörung, der Vernichtung, des Grauens und Todes. Ein unheimlicher Eindruck und zugleich ein seltsam tröstender. Damals glaubten wir, die Granaten seien dem Kreuze scheu aus dem Wege gegangen; später hörten wir, daß eine französische Granate es am Fuß zerbrochen und zu Boden geschleudert hatte, daß aber deutsche Fäuste ihm seinen alten Platz mit Hilfe des Grabhügels von zerstörten Menschenwohnungen wiedergegeben hatten.

Und wir hörten zugleich — und das geschah im Graben und aus dem Munde eines, der hier schon lange vor Ypern lag — ein anderes, das uns wie ein Märchen ansprach und uns ein verstohlenes Lächeln selbstbewußter Ungläubigkeit entlockte . . . bis wir die leibhaftigen Zeugen der wundersamen und wahrsagten Erzählungsgeschichte zu Gesicht bekamen:

In unserem Ruhequartier Houthoulst, einer kleinen Ortschaft, deren Einwohner geflohen waren, als der Krieg sie überfiel, war allein ein altes Menschenpärlein zurückgeblieben. Vielleicht meinten sie, daß die paar Jahre, die ihnen das Leben womöglich noch schenkte, eine Flucht nicht lohnte. Vielleicht auch vertrauten sie dem Schutze des weißen Altersschnees, der ihre Scheitel zierte. Vielleicht aber auch waren sie nicht imstande, die allgemeine und künstliche eingepflanzte Furcht und den Abscheu vor den deutschen „Barbaren" zu teilen . . . Sie waren geblieben; er bestellte seine paar Hufen Ackerland und pflanzte seinen Kartoffeln; sie wusch für unsere Offiziere und für uns Gemeinen und Unterhosen — stets hing in ihrem Garten ein lustig baumelndes, buntes Heer davon.

Bei diesen beiden Alten befanden sich aber noch zwei Menschenkinder, ein Knabe von etwa neun Jahren und ein elfjähriges Mädchen. Und diese beiden waren die Zeugen für den Bildstock von Pilkem. Als unsere Truppen in jenen unvergeßlichen Apriltagen von 1915 die deutsche Linie vorwärts und die Franzs- und Englischmänner aus den Kellern und Gewölben der eroberten Dörfer haufenweise zusammentrieben, vermochte der Gegner seine hintere Linie nur durch verschwenderische Einsetzung seiner gesamten artilleristischen Kräfte zu halten; und möglicherweise hätten sein Granathagel den deutschen Ansturm auch noch nicht zu Stehen gebracht, wenn nicht die Sümpfe und Moräste sich uns so zäh und niederträchtig in den Weg geworfen hätten. Eine Wirkung indes hatte das Granatfeuer des Feindes unsichtigkeit vor uns emporwuchs und unwillkürlich den Fuß zögern machte. An einer Wegbiegung, der auch wir zu folgen hatten, war



Kalter Januartag

Fast hatten wir schon das Dorf hinter uns, als der Bildstock plötzlich, wohl vier Meter hoch und drei Klafterns, aus der mondscheinlosen Unsichtigkeit vor uns emporwuchs und unwillkürlich den Fuß zögern machte. An einer Wegbiegung, der auch wir zu folgen hatten, war er mitten in einem riesigen Haufen von Mauerresten und angekohltem Holzwerk im Erdboden verankert. Unversehrt stand er in dem Felde der Zerstörung, der Vernichtung, des Grauens und Todes. Ein unheimlicher Eindruck und zugleich ein seltsam tröstender. Damals glaubten wir, die Granaten seien dem Kreuze scheu aus dem Wege gegangen; später hörten wir, daß eine französische Granate es am Fuß zerbrochen und zu Boden geschleudert hatte, daß aber deutsche Fäuste ihm seinen alten Platz mit Hilfe des Grabhügels von zerstörten Menschenwohnungen wiedergegeben hatten.

Und wir hörten zugleich — und das geschah im Graben und aus dem Munde eines, der hier schon lange vor Ypern lag — ein anderes, das uns wie ein Märchen ansprach und uns ein verstohlenes Lächeln selbstbewußter Ungläubigkeit entlockte . . . bis wir die leibhaftigen Zeugen der wundersamen und wahrsagten Erzählungsgeschichte zu Gesicht bekamen:

In unserem Ruhequartier Houthoulst, einer kleinen Ortschaft, deren Einwohner geflohen waren, als der Krieg sie überfiel, war allein ein altes Menschenpärlein zurückgeblieben. Vielleicht meinten sie, daß die paar Jahre, die ihnen das Leben womöglich noch schenkte, eine Flucht nicht lohnte. Vielleicht auch vertrauten sie dem Schutze des weißen Altersschnees, der ihre Scheitel zierte. Vielleicht aber auch waren sie nicht imstande, die allgemeine und künstliche eingepflanzte Furcht und den Abscheu vor den deutschen „Barbaren" zu teilen . . . Sie waren geblieben; er bestellte seine paar Hufen Ackerland und pflanzte seinen Kartoffeln; sie wusch für unsere Offiziere und für uns Gemeinen und Unterhosen — stets hing in ihrem Garten ein lustig baumelndes, buntes Heer davon.

Bei diesen beiden Alten befanden sich aber noch zwei Menschenkinder, ein Knabe von etwa neun Jahren und ein elfjähriges Mädchen. Und diese beiden waren die Zeugen für den Bildstock von Pilkem. Als unsere Truppen in jenen unvergeßlichen Apriltagen von 1915 die deutsche Linie vorwärts und die Franzs- und Englischmänner aus den Kellern und Gewölben der eroberten Dörfer haufenweise zusammentrieben, vermochte der Gegner seine hintere Linie nur durch verschwenderische Einsetzung seiner gesamten artilleristischen Kräfte zu halten; und möglicherweise hätten sein Granathagel den deutschen Ansturm auch noch nicht zu Stehen gebracht, wenn nicht die Sümpfe und Moräste sich uns so zäh und niederträchtig in den Weg geworfen hätten. Eine Wirkung indes hatte das Granatfeuer des Feindes



# Pferdekameraden

*Von Heinrich Leis*

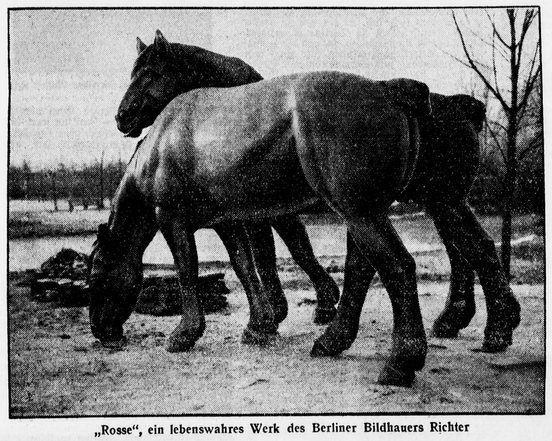
Friedlich grasen die Rosse auf der Pferdeweide. Weithin streckt sich die Koppel mit saftigem Gras, eine so ausgedehnte Fläche ist es, daß die Tiere kaum etwas von Zwang und Gefangenschaft spüren, frei tummelnd wie die Ungezähmten ihres Stammes in Steppe und Prärie. Buschiges Laubwerk deckt den Grenzzaun. Fichten und Kiefern schließen am Horizont den dunklen Rand. Schilfgras und Binsen wuchern scheu, wo hinter dem Erlenbestand die Moorfläche leuchtet mit schillerndem Lachen. Dieses fremden Geländes außerhalb ihrer Weide achten die Pferde nicht, bald dient bald in schlanken Galopplsprüngen den zugemessenen Raum durchkreisend. Fern hinter Bäumen versteckt, schimmert die Front des Gutshofes mit langen Reihen der Ställe, windverweht klingt bisweilen der schnaufende Sentinton der Maid und trägt ein Stimmenhall die Ahnung menschlicher Nähe.

Der Rappe weicht aus, entspringt, doch nach wenigen Sätzen wendet er, stößt sein Wiehern in die Luft wie einen Hilferuf. Einer hat ihn bei der Mähne gefaßt, tätschelt beruhigend den Hals. Da hält er still. Nur leise, bittend klingt sein Schnauben. Sie wollen ihn zum Stall führen; er stemmt sich fest gegen den Zug der Hände. Ein heftiger Ruck reißt ihn frei. Und wieder entspringt er, wieder schnurrt er zurück, in ruhelosem Eifer bald ferner, bald näher, doch stets bedacht, daß kein Arm ihn erreicht. Das Nicken des Kopfes scheint auf etwas irgendwo in der Ferne hinzudeuten.

Nun erst entdeckt der Verwalter, die Pferde keine sind von Schmutz überkrustet, und wie eine Ahnung überkommt es ihn: Etwas ist geschehen, das Tier will auf seine Weise davon Kunde geben, die Menschen, die es als stark und mächtig hat kennenlernen, zur Hilfe herausholen. Und er geht langsam auf den Rappen zu, der nun in kurzen Sprüngen vor ihm herkratzt, immer zurückweicht, als wolle er sich vergewissern, daß die Männer ihm folgen. Der Weg führt durch den Wald, einen schmalen Pfad zwischen den Stämmen. Freies Feld winkt sich, doch ist es nicht das Weideland der Koppel, es ist der schilfbewachsene, mit Lachen schillernde Moorgrund. Und nun sehen es alle, ein brauner Kopf taucht auf aus dem Binsengras, ein Stück der Brust kommt blinkweiß hoch im krampfhaften Bemühen, den Körper aus der umfriedenden Hülle des Schlamms zu lösen.

Hart am Rand des Sumpfes bleibt der Rappe stehen, verhofft mit klugem und besorgtem Blick die Anstalten zur Rettung seines Kameraden. Vorsichtig von Büschel zu Büschel tastend, kommen die Männer von zuhause. Und wild sich waltzenden Pferdeleib näher. Schon versinken sie selbst bis zu den Knien im Morast. Einer rennt zurück, um Zaumzeug zu holen. Breiter schaffen andere herbei, die sie unter dem Bauchen unterschieben. Mählich greift das Tier auf Halt, der Zügel zieht an, die Sprunggelenke krafften sich in verzweifeltem Sprung. Hoch spritzt das moorige Wasser. Noch ein Ruck, ein Aufschäumen aller Kraft, unterstützt von zupackenden Armen, und das Pferd sitt auf den Beinen, versinkt wieder, aber schon ist der Grund flacher; es arbeitet sich, vom Zaum geholfen, empor, watet, hat die Grenze der Sumpfflächen erreicht.

Der Rappe tritt dicht zu dem geretteten Kameraden, reibt die Nüstern an seinem Hals; und der Braune dankt dem Freund mit derselben stillen Zärtlichkeit. Heimwärts zu den Ställen traben die beiden Pferde zwischen den Männern in gelassener Ruhe, als verständen sie das Glück ihrer in Todesnot bewährten Gemeinschaft. Und Freude scheint sie zu erfüllen wie Menschen, die ein hartes Stück Arbeit geglückt haben und die wissen, daß ihnen auch schlimme Gefahr nichts anhaben kann, weil sie stark und brüderlich zusammenstehen.



„Rosse", ein lebenswahres Werk des Berliner Bildhauers Richter

# Hochzeiter im Winterwalde

*Eine naturkundliche Plauderei von Heinz Küting*

Noch tragen Wald und Heide das weiße, glitzernde Winterkleid. Die Heidbirken stehen im Rauhreifgewande, und in den kahlen Kronen des Eichen singt der Wind sein ewigmonotones Lied. Wege und Stege im Walde sind verweht. Selbst der kleine Bergbach hat sein Murmeln verlernt. Nur recht flüchtig leuchtet der kurze Tag in die Schluchten und Waldwinkel hinein, dann friert die kahle Dämmerung schon wieder hinter den Bergen hervor. Und in Nacht und Schweigen und klingender Kälte erstirbt der Hochwald, die Wohld und die Heide.

Aber der Wald ist nicht tot. Es will nur so scheinen. Irgendwo klang am Nachmittage das Trommeln und Hämmern des Baldererwirten, des Spechtes, irgendwo huschte ein Baumläufer den Stamm hinan, auf der Waldwiese schimpften die Spatzen mit einer hutzligen Krähenmutter, aus irgendeinem dunklen Versteck wehten die Stimmchen der Haubenmeisen, die einander neckten und auf der weiten Schneise standen zwei Schmalhiere und schauten in den weißen, leuchtenden Wintertag.

Und drunten in den düsteren, langdurchschneiten Fichten herrschte sogar Hochbetrieb. Dort wohnt das gelbköpfige Goldhähnchen, der kleinste und leichteste Vogel der Heimat, mit Minnegedanken in seinem winzigen Herzchen. Unaufhörlich schickt der Zwerg sein silberhelles „Si — Si" in die Stille des Tages, werbend und freudig. Heller Schnee und Eis, Rauhreif und Frost macht das Liebeslied, der heimlichen Geliebten entgegen. Derweil rings alles im Todesschlafe ruht, feiert der kleine Sänger Hochzeit. In wenigen Tagen ist das Nestchen hergerichtet, und schon Ende Januar, Anfang Februar piepsen darin die Jungen. Dieses Zwergengeschlecht kann es sich leisten, mitten im Winter Hochzeit zu machen, denn an Nahrung selbst es ihm nicht. Im Tannen- und Fichtenwalde ist ihr Tisch reichlich gedeckt. An jedem Stamme gibt es Insteneier und Schmetterlingspüppchen genug zum Spiel und zur Nahrung für die Kleinen.

Noch früher als das Goldhähnchen beginnt der Kreuzschnabel mit dem Neibau und dem Brutgeschäft. Dieser Zigeuner unter den Vögeln, der seinen Namen nach dem kreuzförmigen Schnabel trägt, lebt vom Samen unserer Tannen und Fichten. Oben im Gabelzweige der Fichte hängt sein Nest, das bereits Anfang Januar im Rohbau fertig wurde. Anfang Februar tummeln sich darin drei bis vier Junge, die mit dem harzigen Nadelholzsamen gerne vorliebnehmen, und das um so mehr, als ihn die Alten zunächst im eigenen Kropfe aufgeweicht haben. Das gräulich bepuderte Männchen und das Weibchen im dunkelgrünen Kleidchen haben allen Grund, um diese Jahreszeit zu freien, denn gerade im Winter können sie am leichtesten eine Familie ernähren. Frost und Kälte lassen die Schuppenpanzer der Tannen- und Fichtenzapfen aufspringen, so daß der Vogel mit seinem kreuzförmigen Schnabel den Samen bequem herausnehmen kann.

Weit gereiselwoller und ungestümer wirbt aber der dritte der winterlichen Baumbesucher, der Waldkauz. Wenn die Nacht ihren dunklen Mantel um Wald und Heide gelegt hat, der Wind an dürren Aesten rüttelt und die Wipfel der Fichten und Tannen unheimlich miteinanderrauschen, zerreißt das gellende „Kuit — Huit — Huit — Huit" des Waldkauzes die nächtliche Stille. Erschreckt hoppelt der träumende Mümmelmann aus der Fichtenschonung, Gespinst einen die Mäuse unter den salben, raschelnden Buchenblättern in ihre Löcher zurück. Dann ist wieder tiefe Stille ringsum. Nur der Schwindsüchtige hustet in kahlen Baumkronen, und das Rieshirsch zittert am Wege vor Kälte. Und wieder der schauerliche Ruf. Huit — Huit — Huit! Nach der Mitte anschwellend, dann weich, verbend, leise verhallend. Die jenseitigen Berghänge werden das Echo zurück. Ein neuer Ruf, dringlicher, ungestümer, leidenschaftlicher. Und noch ein dritter, vierter und fünfter. Erst dann folgt von drüben die Antwort. Die Antwort der Geliebten! Ein zaghaftes, aber bejahendes „Hu — Hu — Hu — Hu". Immer wilder wird der Ruf des Kauzes, herausfordernd. Und wieder kommt eine Antwort von drüben. Jetzt war fertig. Mitunter beruhen Kunststücke, die die Tiere machen, auf nur einem Trick. Zu Chicago wurde z. B. vor kurzem ein „Tanzbär" Hund vorgeführt. Sobald ihm ein Notenblatt vorgehalten wurde, fing er an zu heulen. Der Hund konnte das Knistern der Seide nicht ertragen; sobald er es vernahm, heulte er. Der Dresseur stieß nun, sobald er ihm das Notenblatt vorhielt, von einem Manne, der hinter einem Vorhang stand, mit einem Seidenstoff rascheln, das war das ganze Geheimnis!

# Die Spatzen / von Hans Leitheim

O die Spatzen, o die kleinen Brüderlein,
Grau und minder sitzen sie im Sonnenschein
Warten wo die Dornen aus den Hecken greifen,
Bis die beubeladnen Wagen daran streifen,
Tragen eifrig Halm um Halm im Schnabel fort,
Zimmern ihr Gemäuse doch am sicheren Ort.

Wenn die Kinder lernend in der Schule sitzen
Sehen sie die Spatzen vor den Fenstern flitzen;
In dem Efeu draußen hocken sie zu dutzend,
Lesen, Singen, Rechnen hören sie verwundert —
Doch auch sie vermögen immerfort zu schwatzen,
Hör nur wie sie tschilpen immerfort, die Spatzen.

Für die Pferde vor den Wagen schwerbeladen
Sind die kleinen Spatzen gute Kameraden.
Wenn der müde arme Gaul den Kopf läßt hängen,
Wenn die wunden Glieder schmerzen in den Strängen,
Kommen schon die unverwüstlich munteren Spatzen
Und ergötzen ihn mit Schimpfen und mit Schwatzen.

Und auch darum will ich noch die Spatzen preisen.
Weil sie nicht im Herbst zum warmen Süden reisen,
In den grauen, in den weißen Wintertagen
Kann sie selbst der grimme Hunger nicht verjagen —
Gebe Gott, daß Schnee und Wind sie nicht verlehren,
Und daß bald die wa men Tage wiederkehren.

Bau folgen und die Liebesfreuden der kommenden Wochen mit ihr genießen.

Das ist das wunderbare Liebeslied und Liebesspiel der Hochzeiter im Winterwalde. Wie ein zartes, leises Vorfrühlingsahnen geht es durch die eis- und schneebedeckten Wälder und Berge, Täler und Schluchten, über die träumende Heide. Und wenn das erste Tauflüftel über das weite Niedgras huscht, wird der Wald nächtlich wieder erwachen zu einem Schauplatz frisch-fröhlichen Minnespiels. — —

## Etwas von der Tierdressur

Die Peitsche ist d. e für den Tierbändiger nur noch eine Art Standessymbol, aus seiner Arbeit ist sie so gut wie verdrängt. Unser Zeitalter der Psychologie hat bessere Mittel und Wege gefunden, um dem Tier beizukommen. Der heutige Dresseur sucht sich mit dem Tier zunächst einmal genau bekannt zu machen, und zwar weniger zu dem Zweck, daß das Tier ihn, als daß er das Tier kennt. Wie jeder Mensch hat nämlich auch fast jedes Tier eine Eigentümlichkeit. Schon die Gefangenschaft wirkt in dahin, daß das Tier sich eine Spielerei angewöhnt. Die erste Vorstufe der Dressur ist daher stets eine mehr oder minder strenge Haft, die oft ein Jahr und noch länger andauert. Aus ganz kleinen Anfängen läßt sich mitunter eine Dressurnummer entwickeln. So hatte ein Leopard sich in der Gefangenschaft angewöhnt, auf allerlei Gegenstände, die im Käfig herumstanden, zu springen. Diese Gewohnheit wurde dazu benutzt, ihn zum Tanzen auf einer rollenden Kugel abzurichten. Ein Schimpanse hatte sich einen sonderbaren Gang mit gezierten Drehungen angewöhnt, und schleunigst wurde ihm eine seiner Posen dabei hin und her. Man kleidete ihn als Frau an, gab ihm einen Käfig in die Hand, und die Schaunummer war fertig. Mitunter beruhen Kunststücke, die die Tiere machen, auf nur einem Trick. Zu Chicago wurde z. B. vor kurzem ein „Tanzbär" Hund vorgeführt. Sobald ihm ein Notenblatt vorgehalten wurde, fing er an zu heulen. Der Hund konnte das Knistern der Seide nicht ertragen; sobald er es vernahm, heulte er. Der Dresseur hielt nun, sobald er ihm das Notenblatt vorhielt, von einem Manne, der hinter einem Vorhang stand, mit einem Seidenstoff rascheln, das war das ganze Geheimnis!

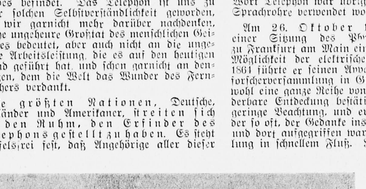
Rasse: Kopf eines russischen Windspiels

# Von der tönenden Nadel zur Kurzwelle

## Zum Gedenken an Philipp Reis

Ein Griff nach dem Hörer, einige Drehungen an der in ihrer Handhabung so einfachen, in ihrer Wirkung aber kaum begreifenden Nummernscheibe, ein hoher Pfiff- ton — und plötzlich sprechen wir mit irgendeinem Menschen, den wir sprechen wollen, genau so, als säße er uns am Tisch gegenüber, gleichgültig, ob er sich im Nebenzimmer, im Nachbarhaus Stadtteil oder in irgend einer Stadt eines entlegenen Landes befindet. Das Telephon ist uns zu einer solchen Selbstverständlichkeit geworden, daß wir garnicht mehr darüber nachdenken, welche unerhörte Großtat des menschlichen Geistes es bedeutet, aber auch nicht an die ungeheure Arbeitsleistung, die es auf den heutigen Stand gebracht hat und schon garnicht an denjenigen, dem die Welt das Wunder des Fernsprechers verdankt.

Die größten Nationen, Deutsche, Engländer und Amerikaner, streiten sich um den Ruhm, den Erfinder des Telephons gestellt zu haben. Es steht zweifelsfrei fest, daß Angehörige aller dieser



Die ersten Apparate, mit denen Reis seine Versuche durchführte.

Völker wertvolle Gedanken und Verbesserungen beigesteuert haben. Die Streitfrage läuft nur darauf hinaus, mit welchem Augenblick man den Fernsprecher als „erfunden" ansieht, ob mit dem Augenblick der ihr technischen Lösung des Problems oder mit der erst anwendungsmäßigen praktischen Verwirklichung oder mit dem heutigen Stand der Fernmeldetechnik, die das Telephon unentbehrlich gemacht hat. Sicher ist jedenfalls, daß es ein Deutscher war, in dessen Kopf zuerst der Gedanke reifte, die menschliche Sprache mit Hilfe von Elektrizität zu übertragen, der diesem Gedanken zuerst Gestalt verlieh, und auf dessen grundlegenden Arbeiten alle anderen Erfinder fußten.

Ende der fünfziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts lehrte an der Erziehungsanstalt des Hofrats Garnier in Friedrichsdorf bei Homburg v. d. H. in den fremden Sprachen und Physik ein junger Lehrer, Philipp Reis. Seinen Schulungen war dieser Lehrer mannigmal etwas unheimlich, denn er besaß ganz eigenartige Gaben. Er sah, was in der Schulstube vorging, und was die Jungen am Brunnen trieben, obwohl er sich nachweislich in seiner „Werkstatt", einer dem Schulgebäude benachbarten Scheune, befand. Für den Physiker waren diese Fähigkeiten aber durchaus nicht „übernatürlich". Jene Reis hatte sich eine „Camera obscura" gebaut, die ihm die Vorgänge in der Schulstube widerspiegelte, und ein in das Brunnenrohr eingeschalteter Drahtmesser zeigte ihm an, wenn die Jungen am Brunnen sich gegenseitig bespritzten.

Dieser in der praktischen und theoretischen Physik so gut unterrichtete Lehrer Johann Philipp Reis war der Sohn eines angesehenen Bäckermeisters in Gelnhausen, wo er am 7. Januar 1834 geboren wurde. Liebe zur Wissenschaft erfüllte schon den Knaben. Während der Lehrjahre in einer Frankfurter Farbenhandlung hat sich Reis durch den Besuch von Vorträgen und Vorlesungen ununterbrochen fortgebildet. Welche Wertschätzung der junge Mann bei den älteren Wissenschaftlern genoß, beweist am besten, daß Garnier, dessen Institut in Friedrichsdorf Reis besucht hatte, als dieser ihn im Jahre 1858 einmal wieder besuchte, ihm die Stelle eines Lehrers in den modernen Sprachen und Physik an seiner Schule anbot. Obgleich damals die Möglichkeit eines Studiums in Heidelberg für ihn bestand, nahm Reis das Angebot an.

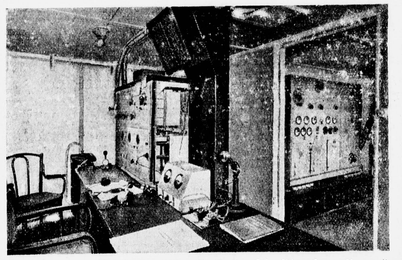
Schon in der Frankfurter Zeit ist dem jungen Reis aus der Kenntnis der akustischen Vorgänge heraus der Gedanke gekommen, den Schall mit Hilfe der Elektrizität zu übertragen. Er wußte, daß die Schallwellen mechanische Vorgänge im Ohr des Menschen auslösen. Er kannte aber auch die sogenannte „galvanische Musik" von Page, der schon 1831 gezeigt hatte, daß ein von einer Drahtspule umgebener Eisenstab tönte, wenn man durch die Spule einen in seiner Stärke wechselnden elektrischen Gleichstrom schickte. Die Verbindung dieser beiden physikalischen Tatsachen wurde zu der schöpferischen Idee des Erfinders, die ihn nicht früher wieder losließ, bis er sie zur Wirklichkeit entwickelt hatte.

Diese Wirklichkeit bestand zunächst in der Nachbildung eines menschlichen Ohres aus Holz. Später aus einem Faßbund, in das ein Loch gebohrt war. Ueber das Loch war eine frische Haut, eine Wurstschale gespannt, auf die ein Platinblättchen aufgeklebt war. Auf diesem ruhten leicht zwei Metallfedern, denen der Strom einer Batterie zugeführt wurde. Das war der Schallempfänger. Der durch eine Drahtleitung mit ihm verbundene Wiedergabeapparat bestand aus einer Stricknadel, um die ein Draht gewickelt war. Das Ganze nannte Reis „Telephon", Fernton, dabei sich an den damals schon bekannten Ausdruck „Telegraph", Fernschreiber, anlehnend. Das Wort Telephon war übrigens schon früher für Sprachrohre verwendet worden.

Am 26. Oktober 1861 hielt er in einer Sitzung des Physikalischen Vereins zu Frankfurt am Main einen Vortrag über die Möglichkeit der elektrischen Tonübermittlung. 1861 führte er seinen Apparat auf der Naturforscherversammlung in Gießen vor. Aber obwohl eine ganze Reihe von Versuchen die wunderbare Entdeckung bestätigte, fand Reis nur geringe Beachtung, und erst nachdem, wie leider so oft, der Gedanke ins Ausland gewandert und dort aufgegriffen war, geriet die Entwicklung in schnellem Fluß. Reis hat freilich den Weiterfolg seiner Erfindung nicht mehr erlebt. Er starb am 14. Jan. 1874.

Reis' Apparat war von einer gradezu genialen Einfachheit. Er bestand aus einer Membran, in deren Mitte ein Stückchen Platinblech aufgeklebt war. In loser Berührung mit diesem Plättchen war eine Nadel, ebenfalls aus Platin, angebracht. Wenn nun die Membran durch einen Schalltrichter angesprochen wurde, geriet sie entsprechend den Schallschwingungen in schwingende Bewegung. Dadurch war die Verbindung von Plättchen und Nadel bald eine innigere, bald eine losere. Ueber diese Berührungsstelle wurde der Strom einer galvanischen Batterie geleitet, der analog den Schwankungen der Membran Schwankungen unterlag. Die elektrischen Ströme gelangten dann über eine Leitung aus Kupferdraht zu dem Empfänger. Dieser bestand aus einer Spule isolierten Kupferdrahtes, die einen länglichen Kern aus weichem Eisen enthielt. Der Kern war mit seinen Enden auf einem Resonanzboden aus Holz gelagert. Die vom Sender der ausgehenden Sprechströme bewirkten nun eine wechselnde Magnetisierung des Kernes, der dadurch zu magnetischen Schwingungen angeregt wurde, die wieder durch den Resonanzboden verstärkt und so dem Ohr wahrnehmbar gemacht wurden. Es lag auf der Hand, daß dieser Apparat für die Praxis noch manche Mängel aufwies. Die ersten, die eine entscheidende Verbesserung vornahmen, waren die Amerikaner Graham Bell und Elisha Gray, die die Lautstärke dadurch erhöhten, daß sie vor dem Kern des Empfängers eine dünne, kreisförmige Membran aus Eisenblech anbrachten, die durch die wechselnden magnetischen Kräfte in schwingende Bewegung versetzt wurde und so mit große Genauigkeit das in den Sender gesprochene Wort wiedergab. Weitere Verbesserungen lieferte Edison und, man möchte fast sagen natürlich, auch Edison.

Entsprang der Grundgedanke deutschem Geiste, so war es auch wieder ein Deutscher, der der neuen Erfindung den Weg ins praktische Leben öffnete. Als im Jahre 1877 die Nachricht von den Verbesserungen des Amerikaners Bell nach Deutschland gelangte, war es der berühmte Generalpostmeister Stephan, der sofort die ganze Tragweite der Erfindung erkannte und als erster den Fernsprecher in den öffentlichen Verkehr stellte, und zwar zunächst im Telegraphenwerkefür zur Weitergabe von Telegrammen. Da das Telephon in seiner Handhabung viel einfacher war als der Telegraph, konnten so zahlreiche neue Orte an das Telegraphennetz angeschlossen werden. Schon nach Ablauf eines Jahres war der Fernsprecher in 287 deutschen



Die neuzeitliche Telephonanlage an Bord des Schnelldampfers „Bremen", die drahtlose Gespräche sowohl mit dem europäischen als auch mit dem amerikanischen Festland gestattet.

Telegraphenanstalten eingeführt. Das Vorgehen der deutschen Reichspostverwaltung war ein Ereignis ersten Ranges, das von der ganzen Kulturwelt mit Staunen verfolgt und bald nachgeahmt wurde. In Amerika kam dann der Gedanke auf, den Fernsprecher auch für Gespräche von Privatpersonen untereinander unter Zuhilfenahme eines Vermittlungsamtes nutzbar zu machen. Im Jahre 1878 wurde in New-Haven (Connecticut) das erste Fernsprechamt der Welt in Betrieb genommen. In Europa dagegen verhielt sich die Oeffentlichkeit dem privaten Telephonverkehr gegenüber noch sehr abwartend. Als Stephan die Aufforderung erhalten ließ, sich für ein neu zu schaffendes Fernsprechamt zu Berlin zu melden, konnten nur 91 Anmeldungen ein, und der größte Teil der Betreffenden erklärte, nur Wert auf eine Verbindung mit einer bestimmten Stelle zu legen. Es bedurfte des ganzen Einflusses der Persönlichkeit Stephans, um die erforderliche Anzahl von Teilnehmern zu gewinnen. 1881 kam das Berliner Fernsprechamt in Tätigkeit. Ein Jahr darauf hatten bereits 21 deutsche Städte diesen Errungenschaft mit insgesamt 3721 Sprechstellen.

Die weitere Entwicklung ging dann mit Riesenschritten voran. Weitere Verbesserungen im Fernsprechwesen machten es möglich, die Ferne sprechende benachbarter Orte miteinander zu verbinden. Es gelang, die menschliche Stimme auf immer größere Entfernungen zu übertragen, zuletzt auf Tausende Kilometer. 1899 wurde in Berlin der erste Fernsprechautomat aufgestellt, der die Erfindung allen Schichten des Volkes zugänglich machte. Die letzte Errungenschaft im Fernsprechwesen ist bekanntlich die Hochfrequenzphonie, also das Fernsprechen von und zum Zuge, und die Radiotelephonie mit Schiffen auf hoher See, damit praktisch das Fernsprechen mit fast dem gesamten Erdball.

Heute hat der Deutsche Philipp Reis in aller Welt Jünger und Nachfolger gefunden. Neben dem alten Edison stand vor allem der Italiener Marconi, der auf dem Gebiete des Fernsprechens — das heute allerdings schon recht viel auf drahtlosem Wege vor sich geht — gleich bahnbrechende Versuche machte.

Marconis neuestes Versuchsgebiet ist das in letzter Zeit viel beachtete und noch mehr diskutierte Gebiet der kurzen Wellen. Das heißt, es sind nicht mehr die typischen, schon häufig zur Anwendung gelangenden Kurzwellen sondern die „Mikrowellen", von denen man nächstens wahre Wunder erwarten darf.

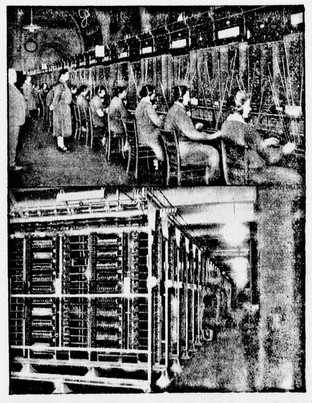
Der geniale deutsche Physiker Philipp Reis.

Diese Mikrowellen, wie sie Marconi benutzt, haben vor allen anderen Wellen verschiedene äußerst schätzenswerte Eigenschaften voraus. Erstens einmal können sie im wahrsten Sinne des Wortes gelenkt werden, zweitens können sie kein störendes „Echo" ebenso wenig wie Witterungs- und Temperaturein-

## Ein neuartiges Flug-Leuchtfeuer

Schweden bemüht sich augenblicklich um die Einrichtung neuer einheimischer Flugverkehrslinien durch den Bau neuer Landungsplätze und Leuchtfeuer für den Flugdienst. Oberst Odelberg, der Generaldirektor der Privatgesellschaft Svensk Flygtrafik, teilte mit, daß es der Schwedischen Aga-Gesellschaft gelungen ist, einen neuen Typus von Flugleuchtfeuern zu schaffen. Die Gesellschaft hat ein Leuchtfeuer mit einer Leuchtkraft von 2 000 000 Kerzen konstruiert, das bei klarem Wetter auf 70 Kilometer und bei Nebel auf 20 Kilometer sichtbar ist. Die Luftverkehrsvereinigung bemüht sich sehr darum, die schwedischen Städte zur Anlage dauerner Landungsplätze anzuregen, und hat auch die Regierung darum gebeten, einen Teil der Arbeitslosen-Unterstützungsfonds für die Anlage von Landungsplätzen zu verwenden.

Seitdem „der fliegende Postwagen" im Jahre 1928 seine Flüge zwischen Schweden und London begann, hat sich der Nachtverkehr rapide entwickelt, aber die Luftpost wird sich erst dann lohnen, sagte Oberst Odengren, wenn der Flugverkehr regelmäßig Tag und Nacht stattfinden kann. Ein gutes Beispiel für die zunehmende Schnelligkeit des Flugs gab der Redner, als er der Versammlung mitteilte, daß man im nächsten Jahre von Malmö in Südschweden nach Paris in 4 Stunden 15 Minuten wird fliegen können, während diese Flugreise gegenwärtig noch 7 Stunden in Anspruch nimmt.



Fernsprechamt einst und jetzt. Oben das alte Fernsprechamt mit Handbetrieb, unten das moderne Fernsprechamt mit Selbstanschlußbetrieb. Der Selbstanschlußbetrieb hat wohl viele Arbeitskräfte entbehrlich gemacht, aber sicher auch hunderttätigen Aerger erspart.



# Der lächelnde Tod

Von Francis D. Grierson

Berechtigte Übertragung aus dem Englischen: Margrith F. v. Meiss

### 1. Kapitel

#### Nebel

Die beiden jungen Männer, die unter der Tür des Nachtklubs in Tottenham Court Road standen, starrten in die Dunkelheit hinaus und fröstelten ein wenig. Der Portier in funkelnder Galauniform tat aus Sympathie und Höflichkeit desgleichen.

„Sehr dichter Nebel," meine Herren," sagte er. „Er fiel vor einer Stunde, und zwar ganz plötzlich. Um 10 Uhr war es noch fast klar, — um 10,15 Uhr konnte man nicht mehr über die Straße sehen."

Neben einem wirklich echten Londoner Nebel kommt nicht mal ein schottischer Nebel auf.

Peter Felle nahm seinen Zylinder von der Wand, schlang den weißseidenen Schal um den Hals und zog seine Handschuhe an.

„Roger, alter Freund," sagte er, „man sollte meinen, ein Taxi wäre in diesem Falle das Gegebene, findest du nicht?"

Der Aeltere bejahte, aber der Portier schüttelte den Kopf.

„Das ist wohl ziemlich aussichtslos," sagte er in bedauerndem Ton. „Etwa vor einer halben Stunde versuchte ich, eins für einen anderen Herrn zu beschaffen und läutete vier Hattestellen vergeblich an. In solch einer Nacht werden einem alle Taxis vor der Nase weggeschnappt."

Peter nahm seine Zigarette aus dem Mund, blies einen Ring in den braunen Nebel und wandte sich an seinen Freund: „Was sollen wir machen?"

„Zu Fuß gehen," erwiderte Roger lakonisch.

Peter schlug seinen Mantelkragen hoch.

Es war charakteristisch für beide, daß keiner vorschlug, zu dieser späten Stunde telephonisch seinen Chauffeur kommen zu lassen.

Die beiden Freunde traten in den Nebel hinaus und begannen ihren Marsch durch die stillen Straßen.

„Im Grund genommen hab' ich den Nebel sehr gern," bemerkte Peter nach einer Weile. „Nebel ist etwas Amüsantes. Wir ist, ich sei ein Seeräuber, der auf unbekannten Meeren kreuzt und seine Beute sucht."

„Roger Kent, wortkarg wie immer, nickte bestätigend.

„Ich erinnere mich, einmal . . ." wollte Peter Felle fortfahren, — mußte jedoch seine Erinnerung für sich behalten. Roger legte plötzlich die Hand auf den Arm seines Freundes, blieb stehen und starrte durch den dichten Nebel. Eine Straßenlampe beleuchtete schwach die Stelle an der sie standen und ließ die Umgebung infolgedessen noch düsterer erscheinen.

Roger wollte weitergehen, als ein dunkles Etwas sich einige Meter von ihm entfernt erhob und an ihm vorbeihuschte. Bei dem matten Schein der Laterne sah er für die Dauer eines Augenblickes das schneeweiße, in Schrecken erstarrte Gesicht eines Mädchens, in der nächsten Sekunde war es im Nebel verschwunden.

Roger zögerte. Das bleiche, entsetzte Gesicht, das geisterhaft aus dem Nebel aufgetaucht war, hatte ihn erschreckt. Er hatte das Gefühl, als hätte sich eine eiskalte Hand plötzlich auf sein Herz gelegt.

Er riß sich zusammen, ging ein paar Schritte weiter und blieb mit erstauntem Ausdruck erneut stehen. Er war über etwas Dunkles gestolpert, das auf einer Türschwelle lag.

Peter, der seinem Freund gefolgt war, zündete ein Streichholz an, bei dessen flackerndem Schein Roger den Körper eines Mannes sah.

„Betrunken!?" fragte Peter kühl.

Roger schwieg sekundenlang. Dann richtete er sich auf und schüttelte den Kopf.

„Ich fürchte — tot."

Peters Züge wurden ernst. „Soll ich einen Polizisten holen?"

Roger überlegte einen Augenblick.

„Nein, sagte er schließlich. „Es ist besser, du gehst selber zur Polizeiwache. Sie ist nur ein paar Schritte von unserem Klub entfernt. — Sie werden eine Bahre mitbringen müssen."

Peter nickte und ging.

Roger steckte die Hände in die Manteltaschen und sah nachdenklich auf den hingestreckten Körper zu seinen Füßen. Ein ihm unerklärliches Unbehagen wurde stärker und stärker in ihm. Mit systematischer Gewohnheit überdachte er die Sachlage.

Schrecklich mußte in den Schützengräben Frankreichs und Flanderns hatten ihn an den Anblick des Todes in bei weitem furchtbarerer Gestalt gewöhnt. Schließlich war ihm der Tote absolut fremd. Aber das bleiche, schreckverzerrte Gesicht des jungen Mädchens ging ihm nicht mehr aus dem Kopf. Er hatte es nur sekundenlang gesehen, und doch erinnerte er sich an jeden einzelnen Zug dieses Gesichtes so genau, als hielte er eine Photographie davon in der Hand.

Roger Kent war im Grunde alles andere eher wie leichtsinnig. Er hatte in seinem Leben viele Interessen gehabt, aber die Frauen hatten nicht dazu gezählt. Mit einem ungeduldigen Achselzucken versuchte er, das Bild des jungen Mädchens von sich abzuschütteln. Gedämpfte Schritte näherten sich. Er wandte sich um.

Ein paar Taschenlampen warfen ein mattes Licht, in dem Peter, ein Polizist und ein mächtig gebauter Mann im Smoking auftauchten. Hinter ihnen standen ein paar Angestellte neben einer Bahre.

„Hallo, Roger," rief Peter. „Dies ist Inspektor Sims, der zufällig auf der Polizeiwache war. Hauptmann Kent," fügte er hinzu, sich zu dem Herrn im Smoking wendend.

Roger sah den Mann, dessen Namen er mehr als einmal in den Zeitungen gelesen hatte, interessiert an. Der Detektiv-Inspektor Sims, war einer der fähigsten Offiziere von Scotland Yard. Mit einigem Erstaunen stellte Roger fest, daß diesem schriftsmäßig gekleideten Mann mit dem freundlichen, harmlosen, rundlichen Gesicht, wenig von den traditionellen Detektiven anzusehen war, — abgesehen von den scharfen Augen, die durchdringend auf ihm ruhten.

Inspektor Sims verneigte sich leicht. Dann beugte er sich über den dunklen Körper. Der große Sch-in seiner Lampe fiel auf einen Mann mittleren Alters. Er war ein dunkler Typ von ziemlich schmächtigem Körperbau. Irgend etwas an ihm ließ auf einen Ausländer schließen, obwohl der Tote einen englischen Anzug trug. Er schien sanft hinübergeschlafen zu sein, denn seine Gesichtszüge waren nicht entstellt und um den Mund gegen sich Linien, die Roger an einen im Schlafe Lächelnden erinnerten.

Sims beobachtete den Toten nicht lange. Nach einigen Minuten erhob er sich und gab dem Polizisten einen kurzen Befehl. Darauf bat er die beiden Freunde, ihn zum Polizeipräsidium zu begleiten, für den Fall, daß man ihrer Aussage bedurfte. Ohne ein Wort mehr zu verlieren, wandte er sich zum Gehen. Roger und Peter folgten ihm, während die Angestellten den Toten sorgfältig auf die Bahre hoben.

Wenige Minuten später erreichten sie das Polizeipräsidium. Der Inspektor führte sie in ein Zimmer, das als Büro eingerichtet war. Ein freundliches Kaminfeuer knisterte in einer Ecke. An einem Pult saß schreibend ein älterer Polizeioffizier, welcher mit seiner runden Glatze an einen Klostermönch erinnerte, der andächtig sein Brevier studiert.

Als sie eintraten, sah er von seiner Arbeit auf, legte seine Feder auf das Tintenfaß, trocknete bedächtig seine Eintragungen mit dem Löschblatt und erhob sich.

„Einen Stenotypisten!" befahl Sims kurz. Ein Sergeant drückte auf einen Knopf an seinem Pult.

„Diese jungen Herren sollen uns mitteilen . . ." wollte Sims gerade fortfahren, als er plötzlich schwieg und überrascht Hauptmann Kent anfah, dieser starrte entgeistert auf einen graubärtigen Herrn, der in einem Lehnstuhl am Feuer saß, eine Pfeife im Munde, die er mit allen Anzeichen äußersten Wohlbehagens rauchte. Genau wie Inspektor Sims trug auch er einen Smoking. Mantel, Zylinder und Schal lagen auf der Fensterbank.

„Hallo, Onkel!" rief Roger erstaunt aus. „Was, im Himmel, sucht du hier?!"

Die Augen des kräftigen Mannes zwinkerten hinter den goldgefaßten Brillengläsern, als er eine Rauchwolke in die Luft blies.

„Hallo, mein lieber Roger!" erwiderte er gelassen. „Respekt dem Alter! — Wenigstens habe ich es früher immer so gehalten. Erkläre mir also erst mal, was du hier suchst."

„Ich . . . das heißt, mein Freund Peter Felle und ich, fanden einen Toten."

„Gut. Warum soll ich aber nicht auch einen Toten gefunden haben? Meines Wissens hast du dir kein Patent darauf geben lassen, oder?"

Roger lächelte etwas unbehaglich.

„Weiß dich zusammen, alter Freund," fuhr der ersiere fort. „Bericht Inspektor Sims wahrheitsgemäß, was geschehen ist. Ich bin sicher, er wird für dich tun, was in seiner Macht steht. Es ist allemal das Beste, reinen Tisch zu machen."

Peter verbiß sich mühsam das Lachen, und Roger war drauf und dran zu antworten, als Inspektor Sims seine Hand doch hielt. Die Türe wurde geöffnet. Ein Angestellter, der Papier und Bleistift in der Hand hielt, trat ein, und setzte sich an das Pult.

Es wurde notiert, daß Hauptmann Roger Kent, Offizier a. D. des Königlichen Artillerie-Regiments, zur Zeit mit seiner Mutter in Lancaster Gate lebend, den anscheinend toten Körper eines ihm unbekannten Mannes gefunden hatte, der in dieser Nacht um 11,30 Uhr auf der Türschwelle eines Ladens in der Tottenham Court Road lag.

Es wurde fernerhin notiert, daß der honourable Peter Felle, zweiter Sohn des Grafen Fellemere, ebenfalls einstiger Offizier des Königlichen Artillerie-Regimentes, zurzeit in einer Etagenwohnung der Dover-Street wohnend, anwesend war, als Hauptmann Kent seine Entdeckung machte, und zur Polizeiwache ging, während Hauptmann Kent bei dem Toten zurückblieb. Dies habe sich während außergewöhnlich dichten Nebels zugetragen.

Kaum war dies und einiges andere notiert worden, zog sich der Angestellte zurück, arbeitete das Verhör aus und bereitete die Papiere für die Unterschriften der Zeugen vor.

Nachdem Roger seine erste Ueberraschung überwunden hatte, verhielt er sich mit der ihm angeborenen Diskretion und stellte keine weiteren Fragen über die Anwesenheit seines Onkels.

Statt dessen konstatierte er, daß dies eine grauenhafte Nacht sei.

Peter, der nicht recht einsah, warum ein Gentleman, der genötigt worden war, ein Polizeipräsidium wegen einer unheimlichen Affäre zu besuchen. in eben diese Affäre verwickelt werden sollte, bot Inspektor Sims eine Zigarette an, die dieser lächelnd annahm.

„Sie kennen also Professor Wells?" fragte Sims, sich Roger zuwendend.

Der Professor antwortete seinerseits. „Sie werden gehört haben, daß dieser junge Mann mich Onkel nannte. Ich bin eigentlich gar nicht sein Onkel. Da jedoch sein Vater und ich Freunde waren, maßt er sich an, sich als eine Art unoffiziellen Neffens von mir betrachten zu können. Ich gestichte es ihm, weil er mir bei weitem weniger Schande macht wie mancher wirkliche Neffe."

Roger lachte und rückte sein Monokel zurecht.

„Gut," bemerkte Sims. „Ich glaube, wir brauchen Ihren unoffiziellen Neffen und seinen Freund nicht länger . . ."

„Wenn wir Ihnen aber noch irgendwie behilflich sein könnten . . ." warf Peter höflich ein.

Aber der Detektiv schüttelte verneinend den Kopf. „Es mag sein, daß wir einen von Ihnen für das Verhör benötigen müssen. Das hängt jedoch von dem Bericht des Polizeiarztes und dem Urteil des Leichenbeschauers ab. Inzwischen . . ."

„Inzwischen," unterbrach Professor Wells ihn, „könnte ich mich eigentlich ein wenig gastfreundlich erweisen, und wenn es nur deswegen wäre, diese unschuldige Jugend vor den Händen schlechter Menschen zu bewahren. Kommt zu einem Schluck Whisky zu mir nach Hause."

Als er aufstehen und nach Hut und Mantel greifen wollte, hielt Inspektor Sims ihn zurück.

„Da wir gerade hier sind," sagte er, „will ich noch ein paar Minuten warten, um den Polizeiarzt zu vernehmen. Vielleicht wollen Sie auch noch so lange hierbleiben, — Ihr Mediziner habt einander meist etwas zu sagen. Zweifellos weiß Hauptmann Kent den Weg zu ihrer Wohnung und er, sowie Mr. Felle könnten schon vorausgehen. — Sind die Entwürfe fertig, Sergeant?"

Der kleine Polizist war gerade dabei, die letzten Linien auf der Schreibmaschine zu hämmern. In wenigen Augenblicken hatten Roger und sein Freund die Dokumente unterschrieben und gingen hinter einem Beamten, der ihnen mit einer Taschenlampe leuchtete, wieder durch den dichten Nebel.

„Na, ich bin so froh!" rief Peter Felle aus, dessen gute Laune weder der Nebel noch das tragische Erlebnis mit dem Toten zu beeinträchtigen vermochte. „Die Macht der Polizei in allen Ehren! Der gute Mr. Sims konnte uns mit einer Selbstverständlichkeit und Eile an die Luft, die eines Majors, der einen Rekruten loswerden will, würdig gewesen wäre."

„. . . aber um einiges höflicher war," bemerkte Roger.

„O doch, ja, — die höfliche Verderrlichkeit einer Weinverkäufin in einem Veranstaltungslokal fünf Minuten nach der Polizeistunde."

Sie erreichten das große Haus, das Professor Wells seit mehreren Jahren bewohnte.

### 2. Kapitel

Es ist begreiflich, daß es Roger Kent überraschte, zu sehen, wie Professor Wells sich im Polizeipräsidium wie zu Hause fühlte. Denn Wells war ein Gelehrter von internationalem Ruf, der, wenn er gewollt hätte, seinem Namen unzählige Titel hätte beifügen können.

Wells war ein Mann, der sich selten in der Oeffentlichkeit zeigte. Er zog es vor, seine Bücher für sich sprechen zu lassen. — Bücher, in denen er von Zeit zu Zeit die Resultate seiner Untersuchungen ausführte die ihn an die Spitze der wissenschaftlichen Forschung stellten. Bei den seltenen Gelegenheiten, bei denen er sich dazu überreden ließ, in einer der vielen wissenschaftlichen Versammlungen zu sprechen, erntete er großen Beifall, denn seine kurzen klaren Sätze, seine anschaulichen Schilderungen machten seine Aeußerungen für den Laien sowie für den Sachverständigen gleich interessant und begreiflich.

Professor Wells hatte jedoch ein Talent, von dem nur sehr wenige etwas ahnten. In der Schule hatte er einen Freund, namens Merivale, gehabt. Diese Freundschaft hatte sich mit den Jahren gefestigt. Wells hatte Medizin studiert und als Arzt praktiziert, bis er durch eine beträchtliche Erbschaft unabhängig geworden war, und sich dadurch ganz der Giftlehre widmen konnte. Durch die Entdeckungen auf diesem Gebiet war er berühmt geworden. Das Studium der Giftlehre hatte ihm außerdem Gelegenheit gegeben, Untersuchungen zu machen, bei denen Psychologie keine geringe Rolle spielte.

Währenddessen war Charles Merivale dem Staatswesen beigetreten und hatte ein Talent für logisches Denken entwickelt, das ihn in der Abteilung für Kriminalistik bald bekannt werden ließ. Er machte sein Glück, als er mit einem wichtigen Fall beauftragt wurde, der die geschickteste Behandlung verlangte, da ernstliche Komplikationen von internationaler Tragweite vermieden werden mußten.

Durch einiges in der Affäre verwirrt, erinnerte er sich seines Freundes Professor Wells. Dieser hatte kurz vorher seinen Posten an der Universität aufgegeben, da er für seine privaten Untersuchungen mehr Zeit und Konzentration brauchte. Merivale kannte seines Freundes Talent und — was in diesem Fall noch wichtiger war — seine Diskretion, und wandte sich an ihn. Es war dem Professor in jener Affäre nicht nur möglich gewesen, die Anwendung eines fast unerforschten Giftes festzustellen, sondern er konnte außerdem eine neue Entdeckung machen, der Merivale mit vollem Erfolg nachging. Nachdem Merivales Ruf einmal gesichert war, wurde ihm die Aufsicht über die wichtige Abteilung des „Criminal Investigation Department of Scotland Yard" anvertraut.

Trotz des Drängens seines früheren Freundes verbot Wells sich ein- für allemal, daß sein Name in dieser Angelegenheit genannt wurde. Er behauptete, er zöge vor, die Oeffentlichkeit kenne in ihm nur den Gelehrten und betonte, es sei für den Fall, daß man seine Hilfe wieder benötigen sollte, von weitaus größerem Wert, wenn die Verbrecherwelt nichts von der Zusammenarbeit mit der Polizei ahne. — ein Argument, dessen Stichhaltigkeit Merivale zugeben mußte.

Tatsache ist, daß Professor Wells bei jenem Fall den Reiz des Studiums am Verbrechertum erkannt hatte. — einem Studium, bei dem ihm seine wissenschaftlichen Forschungen und Untersuchungen sehr zugute kamen.

Der Fall bildete den Anfang seiner Zusammenarbeit mit Scotland Yard, wo Wells bald einer der gesuchtesten Berater wurde, obwohl selbst in offiziellen Kreisen nur sehr wenig Menschen von dieser Zusammenarbeit ahnten.

Einer der wenigen war Inspektor Sims, der Wells außerordentlich schätzte. Der Inspektor stammte aus sehr guter Familie. Verschiedene private Gründe schmerzlicher, aber keineswegs entwürdigender Art hatten ihn veranlaßt, unter einem Pseudonym der Polizei zu beiuirteten. Er hatte es außerordentlichen Fähigkeiten zu verdanken, daß er schnell befördert wurde. Merivale, der seine Geschichte kannte, hatte Sims zu seiner Stelle bei der Detektiv-Abteilung verholfen, und dieser hatte sehr bald Gelegenheit, sein Können zu zeigen. In verhältnismäßig kurzer Zeit avancierte er zum Polizeioffizier. Sein Chef hätte ihm gerne einen noch höheren

## Waldwinter

Der Atem raucht, der Tag ist kalt.
Die jungen Fichten frieren.
Der Ostwind harft im Winterwald;
Der Krähen müder Schrei verhallt
In silbernen Revieren.

Die blütenweiße Flockenlast
Hängt schwer auf allen Zweigen.
Beim Rotwild ist der Tod zu Gast;
Goldhähnchen singt auf schwankem Ast
Ein Lied zum Hochzeitsreigen.

Der Tag ist rauh, der Weg ist schmal.
Am Moore träumt die Weide.
Ein weltenfernter Sonnenstrahl
Irrt schüchtern über Berg und Tal
Und küßt die stille Heide.

Heinz Küting

Posten zugeteilt, aber aus verschiedenen privaten Gründen, die Meritale nur gutheißen konnte, zog Sims es vor, auch fernerhin einen Posten innezuhaben, der ein größerer Vertrauensposten war, wie der mancher anderer Beamten, die vielleicht nach außen hin einen höheren Rang einnahmen.

Professor Wells Anwesenheit im Polizeipräsidium war bei weitem weniger ungewöhnlich als Roger angenommen hatte. Sims hatte mit Wells in Russell Square konferiert und hatte beschlossen, anschließend bei der Polizeiwache vorbeizugehen, um einige Erkundigungen über eine Affäre, die ihn von Interesse war, einzuziehen. Wells hatte ihn begleitet und sie waren drauf und dran gewesen, wieder nach Russel Square aufzubrechen, als Peter Felle auf der Bildfläche erschien. Sims, der Hut und Mantel bereits wieder angezogen hatte, begleitete Peter und die Männer mit der Bahre zu dem Zimmer und ließ den Professor in einer Unterhaltung mit dem Sergeanten zurück.

Roger und sein Freund blieben nicht lange allein. Der Professor und Sims folgten ihnen bald. Die vier Männer gruppierten sich bei Whisky und Tabak gemütlich um ein knisterndes Kaminfeuer, um das Geschehene zu besprechen.

Wells zündete eine mächtige Meerschaumpfeife an und zog an ihr, bis sie zufriedenstellend brannte. Dann blinzelte er Roger zu.

„Roger," sagte er, „da ich nicht betrunken zu sein scheine und genügend Geld habe, um es nicht anderen Menschen aus den Taschen klauen zu müssen, wundert es dich sicher, wie ich mitten in der Nacht ins Polizeipräsidium geraten bin!"

Roger lachte. „Geht mich nichts an," erwiderte er kurz.

„Richtig. Aber gerade weil du dich nur um deine eigenen Angelegenheiten kümmerst, habe ich beschlossen, dir etwas über die deiner Mitmenschen mitzuteilen. Ich habe Mr. Sims gesagt, daß du nicht unbedingt ein Dummkopf bist, und demnach, was du uns vorhin gesagt hast, glaube ich annehmen zu können, daß auch dein Freund Peter Felle etwas anderes wie Stroh im Kopfe hat."

„Meinen aufrichtigen Dank!" warf Peter ein, während Roger sich das Lachen verkniff.

„Nun hört mir mal zu," fuhr der Professor fort, seine redende Art fallen lassend. „Ich möchte euch etwas vorschlagen. Wie ihr euch dazu verhaltet, ist absolut eure Sache. Aber ich setze voraus, daß ihr mir verbrecht, daß das, was ich euch sagen werde, absolut geheim gehalten wird, bis Inspektor Sims oder ich euch die Erlaubnis geben, zu sprechen. Um mich ganz klar auszudrücken, ich meine, daß Ihr unter keinen Umständen irgendeinem Menschen das Geringste von dem sagen dürft, was ihr, unseren augenblicklichen Fall betreffend, jetzt oder später erfahren werdet. Habe ich euer Versprechen?"

„Aber selbstverständlich!" beeilte sich Peter zu sagen. Roger überlegte. Wells bemerkte zugleich des jungen Mannes Stirnrunzeln.

„Schau, Roger," sagte er, „halte mich bitte nicht für einen theatralischen Narren, weil ich solch Versprechen von euch verlange. Du weißt, ich tue es nicht, weil ich euch nicht trauen würde, aber ich bin in diesem Fall — wie du gleich sehen wirst — durch eure und meine Verschwiegenheit für andere Menschen verantwortlich. Somit bitte ich dich, den Ernst der Lage nicht zu unterschätzen und . . ."

„Schon gut, Onkel," unterbrach Roger ihn herzlich. „Ich verstehe dich absolut. Bitte fahre fort."

„Gut so. Die Situation ist also folgende: Inspektor Sims, der notabene ein guter alter Freund von mir ist, und der mir aus diesem Grunde erlaubt hat, euch ins Vertrauen zu ziehen, — Inspektor Sims ist an dem Fall des Mannes, den ihr heute Nacht tot in der Tottenham Court Road gefunden habt, sehr interessiert. Wieso, das wird er euch gleich selber sagen. Was mich anbetrifft, so wird es euch überraschen, zu hören, daß ich seit mehreren Jahren mit Scotland Yard zusammenarbeite. Meine Kenntnis von Giftmischungen ist ein- oder zweimal von Nutzen gewesen. Es ist nun aber sehr wichtig, daß so wenig Menschen wie irgend möglich von meiner Zusammenarbeit mit der Polizei erfahren. Das haltet also bitte geheim. Das wäre alles, was ich euch für den Augenblick zu sagen habe. Also, Sims, Sie haben das Wort."

Der Inspektor nahm seine Zigarre aus dem Mund und betrachtete nachdenklich die glimmende Asche.

Roger beobachtete ihn und mußte einmal mehr denken, daß er nie im Leben jemand gesehen hatte, der weniger dem Typ des Detektivs entsprach wie dieser Mann mit dem Benehmen des Weltmannes. Sims pflegte selber zu sagen, sein absolut alltägliches Gesicht sei eine seiner größten Chancen. Seine ganze Erscheinung war in jeder Beziehung unauffällig. Dem hatte er es zu verdanken, daß er sich leicht unkenntlich machen konnte.

Inspektor Sims schwieg einige Augenblicke und sammelte seine Gedanken in seiner gewohnten planmäßigen Art. Als er zu sprechen begann, umspielte ein schelmisches Lächeln seine Augen.

„Ich fürchte, Wells, daß wir beide — ich als Repräsentant des Gesetzes und Sie als

**Winterzauber im Wald**

Ratgeber in düsteren komplizierten Fällen — in der Achtung der beiden jungen Männer bald sinken werden. Hauptmann Kent und Mr. Felle stellen sich wahrscheinlich vor, wir dringen mit automatischen Pistolen vor und fassen den Mörder, nachdem wir seine Spur mit Bluthunden haben verfolgen lassen, in seinem Zufluchtsort, einer chinesischen Giftböhle. Aber ich fürchte, wenn sie die Schnitzer und Fehler sehen, die wir machen, werden sie den gesunden Respekt für die Kriminalpolizei verlieren, der doch hoffentlich beim größten Teil der Bevölkerung vorhanden ist."

„Wenn man Sie so sprechen hört," meinte Wells lachend, „könnte man wirklich glauben, Sie seien ein Gedankenleser, anstatt eines . . . na, ich will's lieber nicht sagen, sonst werden Sie mir noch eingebildet. Aber Sie wissen ganz genau, daß ich immer wieder ob ihrer Scharfsinnigkeit erstaunt bin und . . ."

„Und wenn man Sie so sprechen hört," unterbrach Sims ihn, „könnte man glauben, Sie seien einer meiner Jünger zu meinen Füßen anstatt eines routinierten Schlaumeiers, der mich immer wieder davor bewahrt, noch größere Schnitzer zu machen wie ohnehin. Aber wenn wir in diesem Tert weitermachen, werden Ihre Freunde denken, wir gehörten einem Bewunderungskomitee an. Um also zum springenden Punkt zu kommen," fuhr er fort, sich den beiden jungen Männern zuwendend, „wie Wells Ihnen bereits sagte, interessiere ich mich außerordentlich für den Mann, den Sie heute nacht aufgefunden haben. Mein Verdacht mag absolut falsch sein, aber das ist ein Risiko, mit dem wir jeden Tag rechnen müssen. Verließen wir uns nur auf Gewißheiten, so würden wir sehr wenig erreichen. Sie waren es also, Hauptmann Kent, der den Körper zuerst sah?"

„Ja," antwortete Roger.

„Sie beobachteten den Mann, als ich ihn mit meiner Lampe beleuchtete. Ich stelle mir vor, Sie haben in Ihrem Leben schon manchen Toten gesehen. Fiel Ihnen der Ausdruck dieses Mannes irgendwie auf?"

„Sehr friedlich."

„Richtig."

„Lächelnd," fügte Roger hinzu.

„Ja, lächelnd," stimmte Sims ihm bei. Er nahm ein Notizbuch aus der Tasche, und blätterte darin.

„Es interessiert Sie vielleicht, daß dies nicht das erste Mal ist, daß wir einen Toten mit diesem lächelnden Ausdruck gefunden haben. Der Professor kann ihnen erzählen, daß eine solche Verzerrung der Gesichtsmuskeln leicht erklärlich ist. Strychnin, zum Beispiel, ruft ein Grinsen hervor, das als risus sardonicus bekannt ist. In manchen Fällen sind jedoch auch heftige Krämpfe die Folge dieses Giftes, — Krämpfe, in denen die Glieder fürchterlich verkrümmt werden und das Rückgrat sich so biegt, daß die Fußsohlen zuweilen den Hinterkopf berühren. Doch davon können wir noch später sprechen."

Er warf einen Blick auf das Notizbuch und fuhr fort:

„In Scotland Yard haben wir eine besondere Art einzelne oder mehrere zusammenhängende Fälle herauszufinden, und zwar durch eine Bezeichnung, die sich dem Gedächtnis leicht einprägt. Ich erwähne dies, weil ich mich frage, ob dies ein neuer Fall des Lächelnden Todes" — wie wir sagen — ist. 1908 wurde im Hyde Park eine Frau tot aufgefunden. Ihre Züge trugen dieses eigentümliche Halb-Lächeln. Der Tod wurde damals einer Herzschwäche zugeschrieben. Der nächste Fall, den ich mir notiert habe, fiel in das Jahr 1909, — diesmal ein Mann, der mit nackts vor einer Ladentüre in Regent Street tot aufgefunden wurde. Das Verdikt: Herzschwäche. 1911 und 1912 waren es zwei weitere Fälle, der nächste im Jahre 1919 und wieder einer 1923. Jedesmal wurde der Tod der Herzschwäche zugeschrieben. Natürlich hasse ich mich kurz, um Zeit zu sparen. Ausführliche Berichte über jeden einzelnen Fall liegen in Scotland Yard.

„Faktum ist, daß das Opfer in allen Fällen sehr reich, oder Erbe eines großen Vermögens war. Ehrlich gesagt ging mir der Lächelnde Tod' etwas auf die Nerven. Wir zogen die verschiedensten Erkundigungen ein, — waren jedoch von den Resultaten nicht unbedingt befriedigt. Ich muß zugeben, daß es uns unmöglich war, irgendeinen stichhaltigen Anhaltspunkt ausfindig zu machen. Aber irgendwie ist mir die Sache nicht ganz geheuer, und wenn wir diesen letzten Fall zu den vorherigen rechnen können, ist es mir möglich, daß es uns gelingt, etwas Genaueres herauszufinden.

„Sie wundern sich sicher, daß ich Ihnen dies alles erzählt habe. Zumindest dachten wir, es sei besser, Sie von der Mitarbeit des Professors bei Scotland Yard zu unterrichten. Das ist ein Geheimnis, von dem nur sehr wenige wissen, und es könnte viel davon ab, daß es nicht laut wird. Wells hat Ihnen nicht gesagt, daß wir ihn als einen unserer vertrauten inoffiziellen Mitarbeiter betrachten. Ich bin immer froh, wenn ich ihn dazu bewegen kann, mir bei meinen Fällen behilflich zu sein.

„Fernerhin hat Professor Wells mir vorgeschlagen, es wäre gut, wenn Sie uns helfen würden, falls Sie dazu bereit sind und falls eine gewisse Theorie, die wir aufgestellt haben, sich als richtig genug erweist, um weiterverfolgt zu werden. Sehen Sie, Sie sind beide Zivilisten, — niemand wird auf den Gedanken kommen, daß Sie uns helfen, somit ist es gut möglich, daß wir Sie sehr gut brauchen können. Ich muß Ihnen jedoch von vornherein sagen, daß Sie damit rechnen müssen, daß wir eventuell nur Ihre Zeit verschwenden und vielleicht zu keinem befriedigenden Resultat gelangen. Auch ist es nicht ausgeschlossen, daß Sie persönlich gefährdet sein werden. Dies ist die Sachlage. Es ist nun an Ihnen, zu entscheiden, ob Sie mitmachen wollen oder nicht."

Der Detektiv brachte dies in einem Ton vor, als ob er eine Verabredung zu einem Essen oder zu einer Partie Golf vorschläge, aber in Wirklichkeit beobachteten beide, er sowie der Professor, mit viel größerer Spannung, wie der Vorschlag von den beiden jungen Männern aufgegangenommen würde, als diese ahnten.

Die vier Männer hätten, wie sie so vor dem freundlichen Kaminfeuer saßen, für einen Impressionisten eine interessante Studie abgegeben.

Der Professor, der seine langen Glieder bequem auf einem niedrigen Sessel ausgestreckt hatte, erinnerte irgendwie an eine große englische Dogge, die wohl gutmütig ist, aber nicht unnötig geärgert sein will.

„Sims mit glattgekämmten, leicht ausgebleichtem Haar und dem freundlichen Gesicht, das von den Jahren kaum gezeichnet war, schien der Inbegriff eines zufriedenen Menschen, der stets darauf bedacht ist, der Sonne immer dorthin zu folgen, wo sie gerade scheinen mag. Aber einem scharfen Beobachter wäre der wachsame Ausdruck der Augen, die Zähigkeit, im entscheidenden Augenblick mit den breiten, kräftigen Händen zupacken zu können, die beherrschte Entschiedenheit jeder einzelnen Bewegung nicht entgangen.

Roger Kent, noch in den frühen Dreißigern, hatte den gereiften Ausdruck derer, die im Weltkrieg erfolgreich eine verantwortungsvolle Stelle innegehabt haben. Als die Mobilisation einen intensiven Eingriff in das Leben galvanisiert hatte, war Roger auf der Artillerieschule.

Die Kadetten von Sandhurst wurden durch die letzten Kurse gehetzt und zur Kavallerie oder Infanterie abgeschoben. Roger grämte sich voll Ungeduld in Woolwich. Er selbst sich jedoch mit einer stillen Entschlossenheit an die Arbeit, die seine Lehrer befriedigte. Diesen kam es nur zu sehr darauf an, so bald wie möglich frisches Blut zur Artillerie zu schicken, die es so dringend brauchte. Roger bestand sein Schlußexamen, kam mit dem Leutnantsstern auf der Schulter zur Feldartillerie nach Frankreich, bevor viel mehr als die sechs Monate, die der Krieg nach Aussage der Klugtuer hatte dauern sollen, an Zeit verflossen war.

Drei Kriegsjahre voller Gefahren und Unannehmlichkeiten brachten Roger allerlei: einen militärischen Orden, als Beweis, daß seine Dienstzeit nicht umsonst gewesen war; stählerne Muskeln und rasche Aufnahmefähigkeit; die Gewohnheit, sich nur auf sich selbst zu verlassen, und eine Menschenkenntnis, die nicht aus Büchern zu erlernen war.

Wie alle guten Soldaten hatte auch Roger seinen Ehrgeiz, aber er war kein Streber und ein zu guter Offizier, als daß sein Brigadekommandeur freiwillig auf ihn verzichtet hätte. Er lobte Roger daher nicht zum Generalstab.

So kam es, daß Roger seine Batterie als Major nur einen Monat kommandiert hatte, als ein deutscher Granatsplitter sein linkes Auge traf. Der Arzt des Feldlazarettes schüttelte den Kopf. Roger fuhr in die Etappe und schließlich nach London, wo ihm ein bekannter Spezialist geradezu heraus gratulierte, daß er überhaupt noch am Leben sei und ihm ein Glasauge in die Höhlung setzte.

Roger, der nie gesprächig gewesen war, wurde noch um einen Grad schweigsamer, sein herber Mund noch herber. Er kaufte sich ein Monokel, das einen unauffällig hellgrauen Ton hatte, welcher das harte gläserne Auge verbarg.

Freudig nahm er eine Stelle als Instruktionsoffizier der Artillerieschule an, die ihm angeboten wurde, und tat sein Möglichstes, den jungen Burschen, die ihm zwischen die Finger kamen, eine gründlichere Auffassung des Soldatentums beizubringen, als dies in den Militärschulen bis dahin üblich war.

Zu seinen Schülern gehörte Peter Felle, der voll kriegerischer Begeisterung frisch von der Kadettenschule kam. Roger, der an Erfahrung um Jahrhunderte, in Wirklichkeit aber nur um wenige Jahre älter war, schloß Peter in sein Herz. Und Peters unverdorbener junger Geist glaubte an Roger wie an einen Gott.

Nach abgelaufener Lehrzeit rückte Peter nach Frankreich aus, und als Roger eine vierzehntägige „Erholungsreise" in das Kampfgebiet machte, hatte er Gelegenheit, festzustellen, daß sein Schüler seine Sache gut gelernt hatte.

Ihre Freundschaft, die im Kriege begonnen hatte, dauerte im Frieden weiter.

(Fortsetzung folgt.)



# Des Deutschen Reiches Geburt

## am 18. Januar 1871 zu Versailles

**Kurz bevor wir die Wiederkehr des Tages der Regierungsübernahme durch den Volkskanzler Adolf Hitler feiern, können wir diesmal mit ganz besonderer Bedeutung festlich jenes Tages gedenken, durch den ein großer Vorgänger unseres Kanzlers, Bismarck, in Versailles des Deutschen Reiches Einigkeit und Festigkeit vorbereitete und gründete.**

**Die Kapitulation von Paris am 28. Januar 1871**

Zehn Tage nach der Kaiserproklamation zu Versailles erkannte die französische Hauptstadt ihre Ohnmacht der deutschen Belagerungsarmee gegenüber. Jules Favres, der französische Außenminister, traf an der Sèvres-Brücke bei Paris zur Unterzeichnung der Kapitulation der Hauptstadt ein und wurde von einer deutschen Offiziers-Abordnung empfangen. (Nach einer zeitgenössischen Darstellung.)

„Entschieden war der Feldzug, wenn zwar keineswegs beendet", so sagte Moltke nach den Erfolgen der deutschen Armee am 2. September 1870. Innerhalb von vier Wochen hatte Schlacht auf Schlacht den Sieg gebracht — Vionville, Mars-la-Tour, Gravelotte, St. Privat, Beaumont, Noisseville, Carignan. Ein großer Teil des französischen Heeres ist umklammert und kapituliert, 32 Generäle, 20 000 Offiziere und über 100 000 Mann werden in die Kriegsgefangenschaft abgeführt. General Reille übergibt König Wilhelm I. am 1. September das historische Handschreiben des Kaisers Napoleon III.: „Mein Herr Bruder! Da ich nicht inmitten meiner Truppen habe sterben können, bleibt mir nur übrig, meinen Degen in Eurer Majestät Hände zu legen. Ich bin Eurer Majestät guter Bruder — Napoleon."

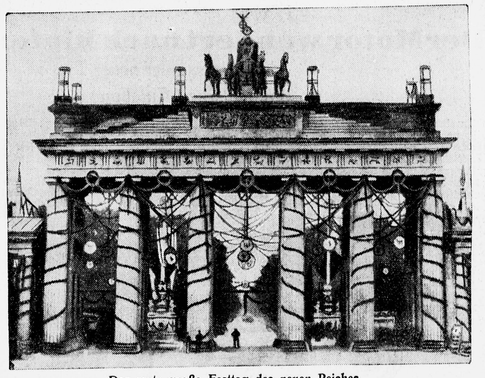
In vier Wochen war die Welt umgewandelt. Deutschland, nicht nur einig, sondern auch mächtig und gebietend, wie nie zuvor, hatte das bisher ehrfürchtig von Europa angestaunte neue Cäsarentum des Napoleoniden gestürzt! Aber Moltke sollte Recht behalten — entschieden war der Krieg, beendet noch nicht! Wohl war ein Teil der Armee gefangen, ein anderer in Metz eingeschlossen, aber von der in Paris ausgerufenen dritten Republik bewaffnet, erhebt sich das französische Volk einmütig nach Ablehnung eines Waffenstillstandes gegen die Deutschen.

Von September bis Januar wurden die Kämpfe fortgesetzt. Das Mitglied der provisorischen Regierung, Gambetta, stellte eine Armee an der Loire, eine zweite im Norden auf. Aber Schritt für Schritt eroberten die deutschen Truppen das Land. Die Festungen Toul, Straßburg, Metz und endlich Belfort wurden eingenommen, es blieb Paris! 300 000 Mann verteidigten jeden Fußbreit französischen Bodens um die Hauptstadt und Ausfälle, Gefechte, Eroberung und Wiedereroberung der Ortschaften des Vorlandes hielten die deutschen Truppen zwei Monate lang in Atem.

In der Heimat bejubelte man die Siege der tapferen Truppen, Bismarck aber war von Besorgnis erfüllt um der Verzögerung willen, die die Eroberung von Paris und damit das Ende des Krieges immer wieder erlitt. Er schreibt in seinen „Gedanken und Erinnerungen": „Von London wurde bei unsern mahgebenden Kreisen der Gedanke vertreten, daß die Übergabe von Paris nicht durch Geschütze, sondern nur durch Hunger herbeigeführt werden dürfe. Ob der letztere Weg der menschlichere war, darüber kann man streiten, auch darüber, ob die Greuel der Commune zum Ausbruch gekommen sein würden, wenn nicht die Hungersnot das Freiwerden der anarchischen Mittheit vorbereitet hätte. Es mag dahingestellt bleiben, ob bei der englischen Einwirkung zugunsten der Humanität des Aushungerns nur Empfindsamkeit und nicht auch politische Berechnung im Spiele war. Jedenfalls vermehrte die Verschleppung der Ueberwältigung von Paris und des Abschlusses der kriegerischen Vorgänge für uns die Gefahr, daß die Früchte unserer Siege uns verstimmert werden könnten."

In dieser Situation fand Bismarcks diplomatisches Genie den Ausweg — „Die Annahme des Kaisertitels durch den König bei Erweiterung des Norddeutschen Bundes war ein politisches Bedürfnis, weil er in den Erinnerungen aus Fürsten, da er rechtlich mehr, faktisch weniger als heute zu bedeuten hatte, ein verbindes Element für Einheit und Zentralisation bildete —". Unter den Zustimmungen der Landesfürsten fehlte die des Königs von Bayern. An einem abgedeckten Eßtisch entwarf Bismarck das Schreiben an den König, in dem der Staatsmann darauf hinwies, daß der König seine Konzessionen nicht dem König von Preußen, nur dem deutschen Kaiser zu machen habe! Nach sieben Tagen gehetzter Reise überbrachte Graf Holnstein am 3. Dezember die zustimmende Antwort seines Königs in Versailles. Am 18. Januar fand im Spiegelsaal des Lustschlosses Ludwigs XIV. die Proklamation statt, eines der feierlichsten und bedeutungsvollsten Ereignisse der jüngeren deutschen Geschichte.

Nach dem Tage von Sedan hatte der Großherzog von Baden den einfachen Vorschlag gemacht, der deutschen Einigung dadurch Ausdruck zu verleihen, daß der König von Preußen, nur dem deutschen Kaiser zu machen habe! Nach sieben Tagen gehetzter Reise überbrachte Graf Holnstein am 3. Dezember die zustimmende Antwort seines Königs in Versailles. Am 18. Januar fand im Spiegelsaal des Lustschlosses Ludwigs XIV. die Proklamation statt, eines der feierlichsten und bedeutungsvollsten Ereignisse der jüngeren deutschen Geschichte.



**Der erste große Festtag des neuen Reiches**

Das Brandenburger Tor zu Berlin, festlich geschmückt für den Einzug der siegreichen Truppen, gekrönt von dem in die Hauptstadt einfahrenden Siegeswagen. (Eine interessante zeitgenössische Aufnahme.)

Nach dem Tage von Sedan hatte der Großherzog von Baden den einfachen Vorschlag gemacht, der deutschen Einigung dadurch Ausdruck zu verleihen, daß der König von Preußen, nur dem deutschen Kaiser zu machen habe! Nach sieben Tagen gehetzter Reise überbrachte Graf Holnstein am 3. Dezember die zustimmende Antwort seines Königs in Versailles. Am 18. Januar fand im Spiegelsaal des Lustschlosses Ludwigs XIV. die Proklamation statt, eines der feierlichsten und bedeutungsvollsten Ereignisse der jüngeren deutschen Geschichte.

Nach dem Tage von Sedan hatte der Großherzog von Baden den einfachen Vorschlag gemacht, der deutschen Einigung dadurch Ausdruck zu verleihen, daß der König von Preußen, nur dem deutschen Kaiser zu machen habe! Nach sieben Tagen gehetzter Reise überbrachte Graf Holnstein am 3. Dezember die zustimmende Antwort seines Königs in Versailles. Am 18. Januar fand im Spiegelsaal des Lustschlosses Ludwigs XIV. die Proklamation statt, eines der feierlichsten und bedeutungsvollsten Ereignisse der jüngeren deutschen Geschichte.

Wir Wilhelm, von Gottes Gnaden
[illegible] Deutscher Kaiser, König von Preußen
[illegible]

**„Kaiser von Deutschland" oder „Deutscher Kaiser"?**

Bei der Formulierung des Kaisertitels für die Proklamation von Versailles gab es eine kleine Schwierigkeit — König Wilhelm wünschte sich „Kaiser von Deutschland" zu nennen, indes Bismarck mit allem Nachdruck auf Grund politischer logischer und dialektischer Rücksichten auf der Formulierung „Deutscher Kaiser" bestand. Bismarck hielt sich bei der Verlesung der Proklamation an diesem Wortlaut, indes sich der Großherzog von Baden beim abschließenden Hoch halt, indem er den Ruf auf „Kaiser Wilhelm" ausbrachte. Unsere Abbildung ist eine interessante Illustration zu diesem Thema — die Schriftzüge entstammen dem Immediatbericht des Kanzlers an den König Wilhelm vom November 1870, in dem er den Kaisertitel in seiner Auffassung anführt: die korrigierende Randbemerkung stammt von der Hand des Königs . . .

tritt der Südstaaten zum norddeutschen Bunde beantragt und die bayrische Regierung den Wunsch eines Verfassungsbündnisses ausgesprochen. Der Reichstag genehmigte die Verträge, zu denen die Verhandlungen der folgenden Monate geführt hatten, und nachdem die vom König als unerläßliche Vorbedingung bezeichnete Zustimmung sämtlicher deutscher Fürsten und freien Städte erfolgt war, übernahm der König Wilhelm I. die kaiserliche Würde, „in dem Bewußtsein der Pflicht, in deutscher Treue die Rechte des Reiches und seiner Glieder zu schützen, den Frieden zu wahren, die Unabhängigkeit Deutschlands, gestützt auf die geeinte Kraft des Volkes, zu verteidigen. — „Wir nehmen sie an", so proklamierte Wilhelm I., „in der Hoffnung, daß dem deutschen Volke vergönnt sein wird, den Lohn seiner heißen und opfermütigen Kämpfe in dauernden Frieden und innerhalb der Grenzen zu genießen, welche dem Vaterlande die seit Jahrhunderten entbehrte Sicherung gegen erneute Angriffe Frankreichs gewähren. Uns aber und Unsern Nachfolgern an der Kaiserkrone wolle Gott verleihen, allzeit Mehrer des Reiches zu sein, nicht an kriegerischen Eroberungen, sondern an den Gütern und Gaben des Friedens auf dem Gebiete nationaler Wohlfahrt, Freiheit und Gesittung!"

**Bismarcks Hauptquartier in Versailles**

Die historische Aufnahme zeigt in der Mitte den Kanzler und, von links nach rechts, stehend von Wartensleben, Wollmann, Graf Bismarck-Bollen, Delbrück (im Zylinder) rechts vom Kanzler sitzend Graf Hatzfeld und v. Keudell, dahinter stehend Wagener und Holstein.

Auf den Schlachtfeldern war die Saat aufgegangen, welche die stille Arbeit des deutschen Geistes seit Jahrzehnten ausgestreut hatte. Woran Hardenberg einst Monate lang vergeblich gearbeitet hatte, wofür Stein und Blücher mit der ganzen Wucht ihrer Persönlichkeit, Gneisenau mit der Heldenkraft seiner glühenden Verehrtheit eingetreten, was neben Bismarck andere führende Politiker für die vornehmste Aufgabe ihres Lebens im Dienste des vaterländischen Wohls erkannt hatten, war Wirklichkeit geworden! Der „Kronprinz des Deutschen Reiches und von Preußen" schrieb in sein Tagebuch: „Die langjährigen Hoffnungen unserer Vorelteren, die Träume deutscher Dichtungen sind erfüllt, und ein an Haupt und Gliedern reformiertes Reich steigt unter dem alten Namen und dem tausendjährigen Abzeichen aus sechzigjähriger Nacht hervor!"

Erst zehn Tage nach der Proklamation von Versailles wurden die Pariser Forts den deutschen Truppen übergeben, ein Waffenstillstand zugebilligt und Wahlen zu einer Nationalversammlung in Frankreich vorbereitet. Am 26. Februar waren die Friedenspräliminarien zwischen dem Grafen Bismarck und Thiers, dem Chef der französischen Exekutivgewalt, abgeschlossen. Nach langwierigen Schwierigkeiten konnte dann am 10. Mai 1871 der definitive Friede von Frankfurt geschlossen werden. —

Vor dreiundsechzig Jahren wurden so die Grundlagen für des Reiches Einigkeit und Festigkeit gelegt. Damit war, nach mehr als einem halben Jahrhundert der Zerrissenheit und Kleinstaaterei das wesentlichste gewonnen: der Zusammenschluß Deutschlands zu einer nationalen Einheit! Wenn nach mancherlei furchtbaren Krisen, Verirrungen und schweren Rückschlägen jetzt schöner denn je das Reich erstand, so dürfen wir dankbar jenes Tages gedenken, an dem der Grundstein des Reiches gelegt wurde.

# Der neueste deutsche Autobus: ein Dampfwagen

*Eindrücke einer ersten Probefahrt*
*Technische Einzelheiten, Ergebnisse*

Fuhr da kürzlich ein äußerlich ganz normaler großer Omnibus auf einer Landstraße zwischen Wupper und Ruhr. Trotzdem es ziemlich bergan ging, ließ der Wagen in der Geschwindigkeit kaum nach. Vollkommen geräuschlos zog er an allen Kraftfahrzeugen, die mit dröhnenden Motoren gegen den Berg ankeuchten, vorbei. Und jedesmal wiederholte sich folgendes: Statt des elektrischen Hornrufes verbreitete gellend eine Dampfpfeife Alarm zur Vorsicht. Prompt schoß aus dem Führerhaus,

Der Holzgas-Autobus setzt sich durch

**Hier wird Brennmaterial „getankt"**

In Deutschland verkehren zurzeit etwa fünfhundert Autobusse, die mit Holzgas angetrieben werden und sich ausgezeichnet bewährt haben sollen. Die Bereitung des Gases geschieht im Wagen selbst, der so zugleich das flüssigen Treibstoffes Holzkloben „tankt".

bei 1200 Umdrehungen etwa 100—120 PS und arbeitet normal mit einer Zylinderfüllung von rund 30 Prozent. Es ist jedoch möglich, die Füllung zwecks Erzielung eines höheren Drehmomentes bis auf 80 Prozent, d. h. das zweieinhalbfache des normalen Maßes zu steigern. Kupplung, Kardan und Schaltgetriebe gibt es beim Dampfbus nicht mehr. Die Fahrgeschwindigkeit wird lediglich durch ein Fußpedal geregelt, das die Dampfdrossel betätigt. Ein zweites Fußpedal dient zur Rückwärtssteuerung und gleichzeitig für die Aenderung des Füllungsgrades. Der Oelkauf kostet etwa 240 Liter, der Wasserbehälter 120 Liter; der Bus hat demnach einen Aktionsradius von reichlich 400 km.

Beim Dampfbus nun fällt jedes Schalten weg. Der Fahrer löst die beiden Handbremsen und tritt lediglich auf ein Fußpedal. Ganz sanft setzt sich der Bus in Bewegung. Tritt der Fahrer kräftiger zu, so beschleunigt der Wagen sofort. Auch ein sehr starkmotoriger amerikanischer Personenwagen reicht hinsichtlich Elastizität nicht an den Dampfwagen heran. Aus dem Stand bis zu 60-Kilometer-Tempo wird alles mit dem einen Fußpedal geregelt; lediglich bei starken Steigungen oder bei Rückwärtsfahrt wird das zweite Pedal getreten, um Füllungsgrad und Richtung zu ändern.

Auch für die Insassen selbst bietet der Dampfbus vorzügliche Annehmlichkeiten. Die Maschine arbeitet nahezu geräuschlos. Außerdem fällt das beim Schalten eines Großkraftwagens fast unvermeidbare Ruckeln weg.

Ein weiterer Vorteil besteht in der Möglichkeit einer kurzzeitigen, ganz erheblichen Leistungssteigerung der Antriebsmaschine, die dem Verbrennungsmotor vollständig versagt ist. Darüber hinaus aber würde der Kraftverkehr mit Dampfkraftwagen für unsere ganze Volkswirtschaft Vorteile bieten, deren Bedeutung in ihrer ganzen Tragweite heute noch gar nicht zu übersehen ist. Deshalb wird der Dampfautobus zweifellos seinen Weg machen und dem Kraftverkehr mit Großfahrzeugen neuen Auftrieb geben.

Aber auch die Entwicklung des Personenkraftwagens kann stark beeinflußt werden; läuft doch heute bereits ein vollkommen getriebe- und fundamentloser Dampf-Personenwagen, der bei nur 75 PS ein 150-Kilometer-Tempo erreicht haben soll. Dabei unterscheidet sich dieser äußerlich überhaupt nicht von einem schnittigen, dem heutigen Geschmack entsprechenden, eleganten Tourenwagen.

# Der Motor wandert nach hinten

*Ein interessanter neuer Typ im deutschen Autobau*

In einem Augenblick, wo es gilt, die Motorisierung Deutschlands mit allen Mitteln zu fördern, hat auch die älteste Automobilfabrik der Welt (Daimler-Benz) einen neuen Wagen geschaffen: Den Typ 130. In erster Linie kam es hier darauf an, trotz mäßiger Anschaffungs- und Unterhaltungskosten der Qualität nicht abzuweichen. Zwangsläufig mußte also ein von Grund auf neuer Konstruktionsweg beschritten werden. Denn man wollte ja den Markt nicht um einen weiteren Kleinwagen bereichern, dessen niedriger Preis doch gewöhnlich nur auf Kosten der Leistungsfähigkeit und Zuverlässigkeit erkauft wird. So entstand nach jahrelanger Arbeit und härtester Prüfung der wirtschaftlichste, zuverlässige und dabei rassigste Schwingachswagen der Welt.

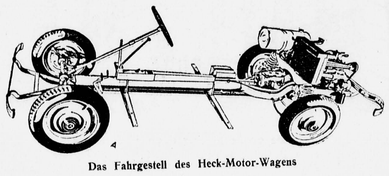
Ein weiterer Vorteil dieser Konstruktion besteht darin, daß der Motor nach hinten gelegt wurde. Diese an sich naheliegende Neuerung hatte schon viele wesentliche Vorteile im Gefolge: 1. wurde das Fahrzeug hierdurch viel geräumiger, 2. wurde der Platz für die Fahrgäste zwischen die Achsen gelegt, 3. bilden Motor, Kupplung, Getriebe und Differential ein einziges, leicht zugängliches Aggregat, das in einer Gabel am Ende des Rohrchassis gelagert ist und durch den Wegfall des bisher üblichen technischen Aufwandes eine erhebliche Gewichtserleichterung und damit Leistungserhöhung bewirkt, 4. werden die Störungen der Insassen durch Wärme, Geruch oder Geräusch stark gemindert. Zur gleichmäßigen Temperierung des Wagens erhält der Wagen eine Zentralheizung. Der Wagen hat eine tiefe Schwerpunktlage, breite Spurweite, direkte Lenkung und doppelte Schwingachsen. Dadurch ergibt sich eine recht angenehme Straßenlage.

Der Vierzylinder-Reihenmotor ist zur Minderung der Vibrationsübertragungen viermal in Gummi gelagert. Das halbautomatisch zu schaltende Schnell-, Spar- und Schonganggetriebe bewirkt nicht nur eine Schonung aller rotierenden Teile, indem es die Drehzahlen herabsetzt, sondern auch eine ganz erhebliche Brennstoffersparnis. Alle vier Räder sind durch die Schwingachsen in der Lage, eine voneinander unabhängige Stellung einzunehmen und sich allen Bodenunebenheiten anzuschmiegen.

Alles in Allem: Der Wagen ist eine interessante Neuerscheinung auf dem Automobilmarkt. Man erwartet von ihm gute Bewährung.

Uebrigens überrascht auch Opel jetzt den Markt mit einer neuen Leistung. Für den Anfang des Jahres kündigt man dort zwei weitere stärkere Typen an, die in der alter Stille und jahrelanger Versuchsarbeit zur Fabrikationsreife im Großserienbau entwickelt worden sind, und einen grundlegenden Fortschritt gegenüber bisherigen Konstruktionen bedeuten, sowie eine gänzlich neue Norm für Federung und Straßenlage aufstellen sollen.

Diese beiden Firmen haben, nachdem andere vorangeschritten, einen neuen Schritt getan, Deutschland zu motorisieren, d. h. vielen, die bislang abseits stehen mußten, die Möglichkeit zu geben, das Automobil in den Dienst ihres Erwerbslebens zu stellen.



Das Fahrgestell des Heck-Motor-Wagens

# Rund um das Kraftfahrzeug

**Auto mit Steinkohlenfeuerung**

Durch Chikago ist kürzlich das erste Personenauto der Welt mit Steinkohlenfeuerung gefahren. Im Gegensatz zu den Erwartungen wurden die Passanten durch üblen Geruch oder durch Qualm nicht belästigt. Bei einer Probefahrt des Erfinders John L. Cerichen aus Virden im Staat Illinois wurde eine Geschwindigkeit von 93,5 Kilometer pro Stunde erreicht.

**Autotreibstoff aus Kartoffeln**

Wie aus Dublin verlautet, ist es gelungen, aus Kartoffeln einen brauchbaren Auto-Treibstoff herzustellen. Die Regierung beabsichtigt, diesen neuen Industriezweig zum Monopol zu erklären. Die Herstellungskosten sollen sich auf nur etwa 7 Pfg. je Liter stellen.

**Autobrille mit Scheibenwischer.**

Eine englische Motorrad-Rennfahrerin hat sich eine Autobrille zugelegt, deren Gläser mit je einem kleinen Scheibenwischer versehen sind. Der Antrieb der beiden Wischer erfolgt durch ein Propellerrad, das durch Gegenwind in Bewegung gesetzt wird.

**Auf schlüpfriger Straße**

Es gibt nun einmal gegen Rutschen und Schleudern kein sicheres Rezept. Vorsichtig fahren müssen Sie bei schlüpfriger Straße aber um deswillen, weil der Bremsweg bedeutend verlängert ist. Sehen Sie den Bremsweg auf trockener Straße mit 1 ein, so ergeben sich bei schlüpfriger Straße schon folgende Zahlen:

| | |
|---|---|
| Kleinpflaster | 1 : 1,5 |
| Holzwürfel | 1 : 2,7 |
| Asphalt | 1 : 3,85 |

Die Ziffern mögen Ihnen zu denken geben. Niemand ist vorsichtig müssen Sie auf Rutschasphalt fahren, als unter normalen Verhältnissen.

**Italiens Beispiel**

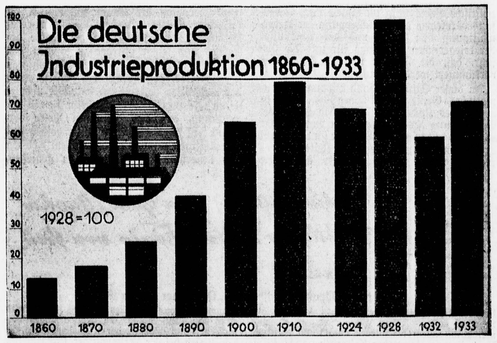
In Italien hat der Bau der Autobahnen eine starke Steigerung des Kraftfahrzeugbestandes hervorgerufen. Während im Jahre 1930 auf je 191 Einwohner 1 Kraftfahrzeug entfiel, kam am 1. Januar 1933 schon auf 131 Einwohner 1 Kraftfahrzeug. Ein Vergleich dieser Ziffern untereinander erscheint besonders deshalb interessant, weil die wirtschaftliche Struktur Italiens niemals so hohe Bestände, wie in anderen Ländern zulassen wird. Aus demselben Grunde ist diese Steigerung eine sehr beachtenswerte.

**Kampf dem Straßenlärm in Rom**

Die Verkehrskommission in Rom hat festgestellt, daß der Straßenlärm, der die Hauptstadt Italiens auf dem Verkehrsgebiet besitzt, weniger auf die Zahl der Autos als auf den großen Lärm, den diese Fahrzeuge verursachen, zurückzuführen ist. Mussolini hat deshalb angeordnet, daß zwischen 1 Uhr nachts und der Morgendämmerung nicht mehr gehupt werden darf.

**Autschsicher!**

In allerletzter Zeit bringt die deutsche Reifenindustrie eine besonders rutschsichere Decke, den sogenannten „Asphaltreifen", heraus. In der Gummiauflage sind ganz feine, sehr harte Steinchen enthalten, die den Reifen rauh machen und, wenn sie herausfallen, quasi einen kleinen Saugnapf hinterlassen. Versuche haben ergeben, daß diese Reifen auf Asphaltbahn weit größere Sicherheit bieten und sich infolgedessen sowohl für Stadtwagen als besonders auch für Drosseln in Großstädten eignen. Sie haben jedoch den Nachteil, sich etwas rascher abzunützen.




**Die prozentuale Entwicklung der deutschen Industrie-Produktion**

Unser Schaubild gibt einen Ueberblick über die Aufwärtsentwickelung der Produktion von Industriegütern in Deutschland seit 1860. Wenn man den Höchststand der Entwickelung im Jahre 1928 gleich 100 setzt, so war die entsprechende Zahl für 1860: 13,8 also etwa ein Siebentel. In dem Krisenjahr 1932 sank die Produktion um beinahe 40 Prozent, während sie im Jahre 1933 doch wieder bis auf Dreiviertel ihres Höchststandes ansteigen konnte.



# Welt der Frau

## Vom Märchenerzählen

**Ein Wort an die deutsche Mutter / Von Maria Meyer, Passau**

Das Christkind hat deinen Kindern schöne Märchenbücher gebracht, Mutter. Und nun kommen die Kleinsten zu dir. Du sollst mit ihnen die Bilder anschauen, erzählen und vorlesen. Wenigstens ein paar halbe Stündchen in der Woche mußt du mit deinen Kindern in das Land gehen, wo die blaue Blume blüht und Wundervögel goldene Krönchen tragen.

Wir wollen ja jetzt nicht von der Geschichte des Märchens — sie ist so alt wie die Sehnsucht des Menschenherzens —, nicht von der Bedeutsamkeit des Märchens sprechen. Aber das muß ich dir sagen. Du mußt das Märchen selbst ernst nehmen, nicht als eine, wenn auch schön herausgeputzte Unwahrheit. Schiller läßt seinen Piccolomini sagen: „Tiefere Bedeutung liegt in dem Märchen meiner Kindertage als in der Wahrheit, die das Leben lehrt." Das Märchen ist im tiefsten Innern wahr. Und das duftig-zarte Märchengewand? Was will uns denn seltsamen, unwirklich scheinenden Wesen, das die Märchenwelt umgibt? Ein Bewunderer sagte einst zum Maler Schwind, man müsse annehmen, daß er selbst an all die Gnomen, Elfen und Waldgeisterchen glaube, die sein Griffel aufs Papier banne. Und da fragte der Meister ihn erstaunt: „Na, glauben denn Sie nicht daran?" — Dein Kind, Mutter, glaubt daran, und du darfst ihm diesen Glauben nicht zerstören.

Glücklich das Kind, wenn es auf seinem ganzen Lebensweg Märchenblumen blühen sieht, Märchenvögel singen hört. Deshalb brauchst es noch lange kein Träumer oder unbrauchbarer Mensch zu sein. Aber ein Mensch, der leichter durchs Leben kommt. Einer, der nicht so oft verwundet wird. Einer, der am Rosenstock die Rose freudig grüßt und ihn nicht schmäht um der Dornen willen.

**Das sei eine deiner Sorgen, Mutter: Wie kann ich dem Kinde die Märchen möglichst würdig überliefern? Ohne den zarten Schmelz der Schmetterlingsflügel zu verwischen, ohne ihre holde Naürlichkeit zu zerstören. Ohne nur die Möglichkeit eines Zweifels an ihrer Echtheit aufkommen zu lassen.**

**Dein Kind, Mutter, muß das Märchen erleben. Und wißt du das erreichen, dann mußt du selbst dich ganz hineingelebt und es gläubig und voll Liebe hinnehmen haben. Ein leises, ja nicht übertriebenes Gebärdenspiel wird dein Lesen begleiten. Das Wichtigste aber ist, daß deine Stimme dem Märchen Sinnbild zu geben vermag. Deine Stimme muß Farbe haben und Klang. Es muß Jubel darinnen sein und das schmerzliche Weinen, und Zittern, erlösendes Aufatmen und befreiendes Lachen. Das vogels Pfiff und des alten Bären Gebrumm, silberne Glöcklein und der Engelschwingen leises Rauschen. Das alles muß lebendig sein, denn das Märchen erzählt aber liest. Das Leuchten der Kinderaugen, das ein wenig — wie durstig — offene Mündchen der lebendige Ausdruck des Geschehens, die ganze Haltung des kleinen Körpers, — all das wird dir sagen, ob du den richtigen Ton getroffen. Und die Welt fängt an zu singen, trifft du nur das Zauberwort. Das ist es auch hier.**

Dein Kind muß selber Dichter werden, erlebender Nachschöpfer: es muß mit Hänsel und Gretel vor der Hexe Langen, mit dem Marienkinde in den Himmel kommen und als Schneeflöckchen bei den sieben Zwergtein sein. Ein Freudenbrünnchen für sich sind die im eigentlichen Sinne lustigen Märchen. Das Lachen bei Gladeswerd, das die Geschichte von der Klugheit des Schneiderleins erweckt.

Manches Märchen, z. B. von „Hans im Glück", wird vielleicht in seinem Sinn noch nicht ganz erfaßt. Zumeist gibt es Aerger über den täppischen Burschen, der alles Schöne wegschenkt. Aber der schlichte Satz, der am Schlusse steht: „Mir leichten Herzen und frei von aller Last sprang er nun fort, bis er daheim war bei seiner Mutter", ich glaube, der läßt dann doch viele denken: Hans hat gar nicht mal so dumm getan. Eines muß vermieden werden, das Aufhängen von Nutzanwendungen, das Herauszerren der Moral. Das beeinträchtigt nur und schwächt die guten Wirkungen ab oder zerstört sie ganz. Und man nimmt damit dem Kinde die Freude am Märchen. Auch sei man nicht zu bedacht mit Erklärungen, denn das Kind ist seiner schlicht einfältigen Natur nach mit dem Wesen des Märchens stammverwandt und findet sich oft ganz leicht mit Dingen zurecht, über die wir stolpern.

Im Sommer 1918 zog eine Frau im blauen Wanderkleid und im Schlapphut durch das thüringische Land, zum Märchenerzählen. Groß und klein, voran natürlich die Kinder, scharten sich um sie, lauschten und waren froh ob all der alten lieben deutschen Märchen. Am Marktplatz wurde erzählt, draußen im Walde, in den Schulzimmern und auf den Ofenbänken der Bauernstuben. Die Wandernde hatte die kleinen und großen Begebenheiten ihrer Wanderungen in einem Büchlein gesammelt, das sich selbst wie ein Märchen liest. Vom letzten Tag im Thüringer Wald schreibt sie: „Jetzt hatten sie keine Zeit mehr, auf Märchen zu hören, denn die Ernte nahm alle Zeit und Kraft für sich in Anspruch. Eine Frau sagte am nächsten Morgen zu mir: „Fräulein, kommen Sie noch mal im Winter zu uns wenn wir alle eingeschneit sind und um den Ofen sitzen. Dann würden sie von früh bis zum Abend nur auf ihre Gesichten hören wollen. Man wird ja direkt fröhlich und vergnügt dabei." — Das Wort hat mich gefreut und war mir der schönste Dank für die ganze Thüringer Fahrt. Denn wenn ich recht überdenke, sollten gerade wir Frauen vor allem danach streben, fröhlich zu werden. Nicht nur in uns, sondern in Taten, die andere fröhlich machen. Taten, die Licht und Sonne sind."

Mutter, mach du es so mit deinen Kindern! Mach dich und sie fröhlich. Und merke: An das Märchen glauben, das heißt letzten Endes an die Schönheit des Lebens glauben!

## Mutter hilft

Wir können unsere Kinder im Winter noch so warm anziehen, sie noch so sehr warnen, bei der kalten Luft nicht mit offenem Mund zu atmen, es wird doch kaum ein Winter vorbeigehen, ohne daß eines von ihnen einen tüchtigen Schnupfen, einen bösen Husten oder gar eine Mandelentzündung mit heim bringt. Wenn wir von Anfang an gegen diese Erkältungserscheinungen ankämpfen, wird nichts Schlimmes daraus entstehen, und unser Kind wird schnell wieder ganz gesund werden.

Drei Dinge müssen wir zur Winterzeit im Haus haben, um sofort helfen zu können: Zitrone, Baumöl, Kamillentee. Heiße Zitrone vertreibt den Husten. Kamillendämpfe lösen den Schnupfen, wenn sie so heiß wie möglich eingeatmet werden. Baumöl hilft bei den Anfängen einer Mandelentzündung. Das Oel muß erwärmt werden; zwei Wattebäuschle werden hineingelegt und rechts und links an den Hals gelegt. Aber Vorsicht: das Oel wird schnell zu heiß, deshalb probieren wir erst an unserem Kinn aus, ob die Temperatur noch erträglich ist, denn den Schmerz des Verbrennens wollen wir unserm Kind doch ersparen. Ueber die mit Oel getränkte Watte legen wir noch einen Streifen trockene Watte und binden das Tuch, darüber ein trockenes, wollenes Tuch. Erstaunlich ist, wie schnell sich dann meist die Entzündung legt. Mit diesem Hausmittel können wir immer wieder die langwierige und schmerzhafte Entwicklung einer Mandelentzündung verhindern. Lassen wir dazu noch mit Zitronenwasser gurgeln, kann unser Kind in zwei bis drei Tagen wieder frisch und gesund sein. Natürlich muß es der gleichmäßigen Wärme wegen im Bett liegen. Sind schon stärkere Schluckbeschwerden da, kochen wir Haferschleimsuppen. Die gleiten am besten am Täpfchen vorbei und sind kräftigend.

Der Winter bringt aber noch andere, ganz besondere Schmerzen mit sich: aufgesprungene Hände, eiskalte Füße. Unsichtbar einmal sollen wir vorbeugen: mit eingefetteter Haut, mit warmen Strümpfen und festen Schuhen. Ist sie trotzdem zu teuer, genügen wieder ein paar Tropfen Baumöl, auf Gesicht und Hände verrieben. Besonders auch die Lippen- und Nasenpartie unserer Kleinen brauchen diese Einfettung. Denn wird die Gesichtshaut nicht spröde und rissig; das Einatmen der kalten Luft ist ungefährlicher, wenn eine dünne Fettschicht bis ins Näschen hinein diese Kaltluft auffängt.

Das alles ist nur Sekundenarbeit — wenn wir es überhaupt Arbeit nennen wollen. Eine Krankheit, sogar ein Schnupfen schon, ist mühsamer zurückzudrängen.

Sind die Kinderhände rauh und rissig geworden, weil z. B. in der Schule die Hände gewaschen und nachlässig abgetrocknet wurden, dann mischt man etwas Glyzerin mit Zitrone. Diese Einreibung brennt zwar ein bißchen, aber sie hilft vorzüglich. Sie zieht die aufgesprungene Haut zusammen, desinfiziert und heilt.

Besondere Beachtung erfordern im Winter Brand- und Schnittwunden.

Die Kinder kommen durchfroren nach Hause und stürzen gleich auf den warmen Ofen zu. Sie brauchen sich gar noch nicht regelrecht zu verbrennen, aber die Haut wird erst recht empfindlich, wenn sie zu schnell großer Hitze ausgesetzt wird. Die Kinder sollen ihre Hände nur warm reiben und den heißen Herd zunächst meiden. Bei kalten Füßen wechselt man die Strümpfe, reibt die Füße mit einem Frottiertuch warm und hält Hausschuhe bereit. Hat sich unser Kind aber in der ersten Eile am Ofen eine Brandwunde geholt, dann halten wir es ja vom Wasserkran zurück. Wir lassen die verbrannte Stelle in Mehl tauchen, mit Oel betropfen oder legen eine Zwiebelscheibe auf. Alle drei Dinge kühlen und heilen.

Durch allerlei Be,chäftigungen bringt der Winter auch leicht einmal Schnittwunden. Die Kinder hantieln, schnitzen, schneiden aus. Im Eifer gleitet das Werkzeug aus und geht schneller durch die Haut, als sie meinten. Abwägungen zur Vorsicht werden fast als Beleidigung aufgefaßt. Ist ist ja auch kein großes Unglück, nur müssen die Kinder sagen, wenn etwas passiert ist, daß die Wunde richtig behandelt wird. Kinderhände sind selten lange sauber, und Blutvergiftung ist eine böse Sache.

Unsere Kinder sollen doch Vertrauen zu uns haben, und das wächst am schnellsten aus hilfreichen, praktischen Ratschlägen mit den richtigen Mitteln. Mutter bleibt gerecht und gütig, auch wenn die kleinen „Unglücksfälle" aus einer Dummheit kamen. Kommen dann die schweren und tiefen Dinge des Lebens, wird das Kind dann auch den Rat der Mutter beachten, denn es weiß ja, daß die Mutter immer hilft, selbstlos und gütig.

F. B.

Märchenprinzesschen begegnet dem edlen Ritter.
Ein reizender Scherenschnitt von Martha Sachse-Schubert.

## Von denen, die andere führen

Willst du andere führen, so führe dich selbst mit weiser Hand.

Blicke in dein Ich, wie einer, der sich selbst kennenlernen will.

Sei über deinem Selbst wie ein Richter, sei allen anderen wie ein Dienender.

Was du an deiner Schwester sehen willst, das erblühe zuerst in dir selbst.

Verlange kein Geknospe, wo ein tiefgründiger Same fehlt, suche keinen Blütenflor, wo der Knospengrund noch in tiefer Hülle schläft.

Sei immer weise; denn die Wahrheit ist der Grund alles Großen.

Sei immer gütig; denn die Güte allein hebt Schätze.

Sei immer voll Liebe; denn die Liebe ist Segen.

Sie wirkt Kraft, wird zur Bereitschaft, zur Bejahung in der Schwester.

Aber bleibe immer in der Demut; denn ohne Demut welkt deine Kraft, verdorrt in ihrem letzten Grund. Denn die da führen wollen ohne sie, die führen sich und andere in die Irre.

Gertrud Maassen

## Die paar Kochtöpfe und die lumpigen Bürostunden

Es gehört zu den volksnotwendigsten Betrachtungen, „daß man jeden Stand die Bedeutung des anderen lehrt". Wie wesentlich und nützlich wäre es aber auch, könnte man in ähnlicher Weise die Arbeitskreise der beiden Geschlechter miteinander vertraut machen. Viel Aerger und Kummer und unnütze Kraftüberspannung würden so erspart werden.

In den letzten Jahren sind manche Voraussetzungen hierzu erfüllt worden. Sie haben die Männer aller Berufe und Stände, der junge Akademiker nicht anders als der Arbeiter, oft und oft ihre Kraft im Haushalt einsetzen müssen, haben Frauenarbeit übernommen, wo es eben not tat. Da haben sich anderseits die Frauen die oft rauhere Luft des Berufslebens um die Nase wehen lassen, haben sich an immer Bereitsein, genaue Zeiteinteilung, an das ständige Unterstelltsein unter fremde Launen usw. gewöhnt. Unter diesen Männern und diesen Frauen ist heute wohl kaum einer oder eine, die des andern Arbeit nicht zu würdigen wüßten.

Und darum ist es gut, wenn Mann und Frau wenigstens für kurze Zeit aber nun und wann durch Hilfeleistung einmal die Arbeit des andern getan haben. Freilich überschätzen werden sie diese dann nicht mehr. Eine Frau, die etwa gar die Schwierigkeiten des Verufes und des Haushaltes getragen hat, wird keinen Glorienschein um das Haupt des arbeitenden Gatten winden. Und andererseits wird die übergeschäftige, pausenlose Hausfrau von ihrem Mann, der ihre Arbeit zu beurteilen weiß, höchstens gutmütige Nederei, aber gewiß keine Lobeshymnen ernten. Nach der Zustand, der so erzielt wird, ist auch viel gesünder, denn er wurzelt im gegenseitigen Verstehen, und das ist es einzig und allein, was auf beiden Seiten Arbeit wirklich fruchtbar werden läßt.

Denn — und das ist das Wichtigste — es geht nicht allein darum, daß man einmal diese und jene Arbeit getan hat und ihre Anforderungen an Kraft, Schnelligkeit usw. kennt. Viel wichtiger ist es, daß man begreifen lernt, wie der gesamte Arbeitsprozeß den Menschen innerlich angeht, was er geistig und seelisch an Kräften verlangt, wie darum auch letztlich der Mensch, der in diesem oder jenem Beruf steht, in seiner Gesamteinstellung empfinden muß. So viele Ehekonflikte beruhen einzig und allein auf der Tatsache, daß zwei Menschen, bei sonst gutem Willen, es dennoch nicht fertig bringen, die seelische Haltung des anderen, soweit sie aus seiner Berufsarbeit fließt, wirklich zu verstehen.

Und so merkwürdig es klingt: gerade der Hausfrauenberuf, den wir heute wieder in neuer Bedeutung für das Gesamtwohl sehen, hat trotz seiner wirtschafts- und sozialpolitischen Wichtigkeit kaum noch das ganz richtige Verstehen gefunden.

Nun ist es gerade heute so, daß Mann und Frau in ihrem jeweiligen Beruf wirklich Erstklassiges leisten müssen. Daß besonders auch die Frau und Mutter, deren Arbeit aus so vielen unmeßbaren und oft unsichtbaren Kleinigkeiten besteht, mit weitem Blick über die engen Wände eines rein egoistisch gehegten Heimes hinausschauen muß, um Leid und Not überhaupt die spezifischen Probleme ihres Volkes wachen Auges sehen zu können. Denn wenn es so ist, wie es sein sollte nach göttlicher und menschlicher Ordnung, dann müßte doch über die Hausfrau hinaus die Mutter wachsen, die wache und bewußte Pflegerin junger Seelen, die verstehende Kameradin des Mannes und der Aufbauer für alle die von Leid und Schwierigkeiten bedrückt zu ihr kommen.

Wie können Mann und Frau aber den vielfältigen Ansprüchen gerecht werden, wenn gerade im Zusammenleben mit dem nächsten Menschen Verstimmung und Kummer drohen, weil kein wirkliches Verstehen für Arbeitsleistung und Arbeitsansprüche aufgebracht wird.

So wie die mütterliche Frau in seinem Verstehen dem Manne hilft, daß er Bestes leisten kann, so wird auch der Mann Wege finden, der Frau in ihren Aufgaben beizustehen. Seelisches Verstehen und auch einmal äußere Hilfe, das sind die beiden Angelpunkte, um die es geht. Und kann der überlastetsten Frau und Mutter keine bezahlte Hilfe gehalten werden, warum sollen nicht Mann und Kinder nach Kräften helfen? Eine Frage, die schon zum Ueberdruß oft gestellt worden ist. Vielleicht löst sie sich erst heute ganz, wo sich wie selten zuvor die Ueberzeugung durchringt vom hohen Adel jedweder Arbeit. Vielleicht mußte diese Erkenntnis bis in die letzten Konsequenzen hinein einer Generation vorbehalten werden, die den Fluch der Arbeitslosigkeit in ihrer namenlosen Bitterkeit spürt.

Dr. Ilse Brugger.

## Alja Rachmanowa

Die stille Glut eines tiefinnerlichen Frauenlebens, das sich in Dulden, Ertragen, Hoffen und Lieben für Familie und Heimat verzehrt, hat der jungen Dichterin die Kraft gegeben, auch im letzten Bande ihrer unvergleichlichen Tagebuch-Trilogie Großes und Tiefstes Gestalt werden zu lassen. Die Tagebücher der russischen Studentin: „Studenten, Liebe, Tscheka, Tod" — die Tagebücher der russischen Frau: „Als ich im roten Sturm „Milchfrau in Ottakring" abgeschlossen. Den Büchern ist soviel Gutes nachgerühmt worden, daß es sich erübrigt, noch ein Wort des Lobes zu sagen. Die Gestaltungskraft der Dichterin erreicht in diesem letzten Bande eine kaum zu überbietende Größe. Hier zittert der Atem der russischen Seele ebenso, wie in den Worten und Gesängen der Größten dieses Landes. Hier haben wir eine wahre Lebensbiologie vor uns, die uns nicht nur Feierstunden der Seele bieten kann, die anregt, die Dinge des Daseins mit der alles überwindenden Kraft einer großen Liebe zu verklären. Wir fühlen uns verpflichtet, der Dichterin dafür von Herzen zu danken und wünschen, daß dieser neue Band eine recht weite Verbreitung finden möge.

H. K.

# Allerlei von der Myrte

Die Myrte wächst im südlichen Europa wild, ist aber auch dort in ihrer Heimat kein unbeachteter Strauch. Einst war sie Aphrodite, die Göttin der Liebe und Schönheit, heilig, auch sollte sie Heilkräfte in sich bergen. Bei uns wird sie schon lange für religiöse Zwecke benutzt, und heute noch trägt die Braut am Hochzeitstage den Myrtenkranz als Sinnbild für den Wunsch des jungfräulichen Lebens. In manchen Gegenden ist es eine hübsche Sitte,

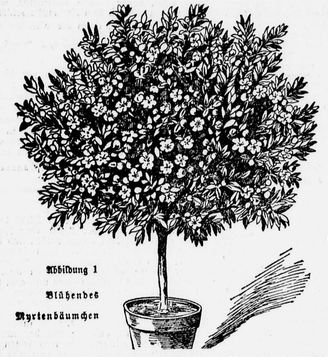


Abbildung 1
Blühendes Myrtenbäumchen

aus einem Zweiglein des Brautkranzes eine Myrtenpflanze zu ziehen. Da die Stecklinge eigentlich zu jeder Jahreszeit Wurzeln bringen, ist das zumeist gut möglich. Die beste Zeit zur Vermehrung ist jedoch die Mitte des Sommers. Man schneidet dann wenig verholzte Triebe etwa 3 cm lang scharf unter einem Blattansatz ab und steckt sie in eine humose, stark mit Sand vermischte Erde. Gut ist es dann, den Topf oder die Schale mit den Stecklingen so lange etwa unter einer Glasglocke zu halten, bis sich neue Blättchen am Trieb zu entwickeln beginnen. Das zeigt dann an, daß sich Wurzeln gebildet haben. Wenn die Pflanzen größer sind, kommen sie einzeln in Töpfe, in eine gute, humushaltige Erde.

Wir ziehen die Myrten als kleines Kronenbäumchen oder auch als Busch heran. Zur Anzucht des ersteren läßt man den Mitteltrieb sich erst in einer Höhe von 15 bis 20 cm verzweigen und kürzt bis er lang genug ist, alle sich entwickelnden Seitenzweige vorher ein.

Abbildung 2
Ein blühender Myrtenzweig

Wenn es ein Busch werden soll, so sorgen wir durch rechtzeitiges Entspitzen der Triebe für eine Verzweigung von unten an.

Unsere Myrte ist kein Freund warmer Zimmerluft. In den Wintermonaten stellen wir sie nach Möglichkeit in ein ungeheiztes Zimmer. Wer noch eine ungeheizte „gute Stube" hat, der übernimmere seine Myrte darin, denn das ist der richtige Raum dafür. Stehen die Pflanzen zu warm, dann siedeln sich leicht allerlei Schädlinge darauf an. Schildläuse und die Rote Spinne sind solche ungern gesehenen Gäste auf den Blättern und den Zweigen, die oft schwer zu vertreiben sind. Das beste ist vielleicht ein Eintauchen der ganzen Krone in eine Tabakbrühe, die nach einigen Stunden dann wieder abgespritzt wird. Solche Maßnahmen müssen zumeist aber mehrmals getroffen werden, wenn sie vollständig wirken sollen.

Was wir gern an unseren Myrten sehen, sind recht viele Blüten. Nun ist es bekannt, daß manche Pflanzen gar nicht zur Blüte kommen wollen, etliche dagegen sich üppigst mit dem zierlichen Schmuck überziehen. Es liegt das meist an der Kulturrasse, und so müssen wir vor allem unsere Stecklinge von solchen Pflanzen schneiden, die reichlich Blüten ansetzen. Wegen ihrer Blütenfülle bekannt ist die Sorte „Königsberger Brautmyrte".

Die Myrten gehören mit zu unseren schönsten Zimmerpflanzen; schon nicht nur wegen Blatt und Blüte, sondern weil sie mit mancherlei zur Volkssitte gewordenen Bräuch in Verbindung stehen. Die Abbildung 1 zeigt ein prachtvoll blühendes Myrtenbäumchen und Abbildung 2 einen blühenden Myrtenzweig mit den von der Natur so zierlich geschaffenen Blüten.

Dr. A. Br.

## Welche Gründe führen zum Umpfropfen der Obstbäume?

Meistens führen die Gefragten nur einen Grund an, diese oder jene Sorte veredere nicht. In dem Worte „Veredelung" liegt also die Voraussetzung. Das kann aber den strebsamen Baumbesitzer durchaus nicht befriedigen. Er darf mehr Gründe hören, da diese viel genauer begründen. Also kann nur eine Sorte in mehrjähriger Beobachtung immer nicht genügend Nutzen einbrachte, ist ihre Zeit abgelaufen zur gründlichen Besserung. Geringe Jahreserträgnisse und eine gute Ernte alle fünf bis sechs Jahre lohnen gewiß nicht. Der ständige Faulenzer und der gelegentliche Träger haben einen regelmäßigen und gleichmäßigen Träger zu weichen.

Der bisherige Fruchtbringer liefere zu unsichere und kleine, zum Sortieren, Verpacken und Versand recht unbequeme Früchte, oder sie waren zu empfindlich im Umgang und Versand, oder im Geschmack der Zunge nicht zusagend beim Verzehrer, oder von recht kurzer Haltbarkeit, oder sogar da und dort an besonderen Verkehrsstellen zu verlockend schön und deshalb dem Diebstahl unfehlbar ausgesetzt, oder gar noch wild, blühten wie ihre Mutterpflanze, als noch keine Veredelung stattfand. Oder manche Wildsorte, also geradezu ein Erbrechmittel, oder zu leicht faulend oder nicht windfest in einer gewissen Lage, weil Fruchtgewicht und Stiel nicht zusammen passen oder stark schorfkrank trotz guter Spritzung, daher unansehnlich und unverkäuflich oder gerne krankheit bei äußerer Schadeinwirkung oder reinig im Fleisch bei manchen Witterungsverhältnissen. Soweit tragen also nur die Früchte, äußerlich und innerlich bewertet, die Schuld zum Umveredeln.

Doch auch der Baum selbst kann den berechtigten Anstoß geben; es gibt nur, daß der Besitzer dafür ein scharfes Beobachteraage hat und damit Dinge sieht, die anderen nicht auffallen. So können die Blüten trotzdem pünktlich in oder das Holz dieser oder jener Sorte ist im Winter dem Froste zu weich und zeigt gerne große Frostplatten. Ferner ist manche Sorte zu schwach wachsend und neigt deshalb zu chlorotischer Erschöpfung oder umgekehrt, sie zeigt unbändiges Wachstum und bringt weder Blüten noch Früchte. Es kann auch vorkommen, daß eine Sorte mit hängendem Kronenwuchse eine Sorte unpassend bei der Anpassung getroffen wurden, hat die neue auszuwählende Sorte Hilfe zu bringen. Aber auch mechanische Witterungsverhältnisse — Hagel, Sturm und Schneedruck — können die Kronen derart bis zurichten, daß ein Neuaufbau durch Ablösen und Umpfropfen am sichersten und schnellsten das Uebel behebt. Aber auch jüngere, etwa zehnjährige, verpfuschte Baumkronen lassen sich nur so in ein praktisches Kronengerüst überführen, wenn man sie verständig dem Umpfropfen unterwirft. In engen, geschlossenen Obstanlagen, wo die Kronen einander in die Haare geraten, kann unter Umständen das vorsichtige Umpfropfen dem Uebel begegnen und Licht und Luft hineintragen. So begreift man das planmäßige, wohlüberlegte Umpfropfen als ein Hauptmittel, dem hinderlichen Sortenunfug wirksam, rasch und kaufmännisch zu begegnen zur Erziehung einer höheren Rente bei leichterer Betriebsarbeit.

J. Groß.

---

**Der Geflügelhof im Januar.** Allen Kleintieren wird bei anhaltender winterlicher Kälte viel Wärme entzogen. Dieser Wärmeverbrauch geht aber bei den Hühnern auf Kosten der Legeleistung, wenn wir nicht dafür sorgen, daß durch entsprechende Fütterung und Haltung genügend Wärme im Körper erzeugt wird. Als wärmebildende Futtermittel kommen in Betracht: Seines Getreideschrot wegen der Eiweißer, der am besten in leicht angefeuchtem Zustand gegeben wird; ferner als Ersatz für den ausländischen Mais die Kartoffel, die man warm, mit Schrotfutter, Fischmehl und etwas Milch verknetet, füttert. Auch für warmes Trinkwasser ist zu sorgen, das bei starkem Frost mehrmals täglich erneuert wird. Bei anhaltendem Schnee bleiben die Hühner am besten im Stall. Dort werden sie durch kräftige Strohein streu, in die man ab und zu einige Körner wirft, am Kratzen und Scharren gehalten, was ebenfalls zur Erhaltung der Körperwärme beiträgt. Wo der Stall dumpf und ohne Licht ist, läßt man die Hühner lieber heraus und füttert sie in einem zugfreien, hellen Raum, da sie nur bei Licht genügend Futter aufnehmen. Die Verlängerung des Tages auf 12 Stunden durch künstliche Beleuchtung bewirkt auch im Januar eine beträchtliche Steigerung der Eierproduktion. Wenn in Zucht ein mann noch nicht zusammengestellt hat oder einen neuen Hahn kaufen möchte, der tue es jetzt, damit sich die Tiere bis zur eigentlichen Zuchtzeit miteinander gewöhnt haben. Zuletzt sind während der kalten Jahreszeit vor jeder Veränderung des Futters oder Stalles zu schützen, da sie sehr rasch durch Einstellung der Legetätigkeit darauf reagieren.

Dr. A. Br.

---

**Jägersuppe.** (Für 5 Personen. 1 Stunde) Zutaten: Etwa 200 g Braten, am besten Wildbratenreste, ein Büschel Petersiliengrün, 1 Stück Zitronenschale, 1 große Zwiebel, 3 Eßlöffel Fett, 2 Eßlöffel Mehl, ½ Weinglas Rotwein, 1 Eßlöffel Tee, 1 Teelöffel Salz, Pfeffer, Muskat, 1 Eßlöffel Fleischbrühwürfeln hergestellt. Zubereitung: Das Fleisch wird durch die Maschine getrieben, damit es sehr fein wird. Petersilie, Zwiebel und Zitronenschale werden nur fein gewiegt. Dann macht man das Fett heiß, röstet das Mehl darin ziemlich dunkel ab, gibt das Fleisch, gewiegte Zwiebel, Petersilie, Zitronenschale und durchrühren, füllt mit der Fleischbrühe auf, kocht die Suppe eine halbe Stunde aus, gibt dann ein Glas Rotwein daran und kostet sie vor dem Anrichten noch mit einem Löffel.

E. S.

---

**Selleriesalat mit Nüssen.** Einige fein säuerliche Aepfel schneidet man in feine Streifen oder Würfel, ebenso die Sellerie, falls man gerade verwendet; nimmt man rohe, so werden sie auf einer Reibe gerieben. Die Nüsse, falls man frische Haselnüsse verwendet, werden ohne große und groß gehackt. Man verwendet alles möglichst zu gleichen Teilen, schichtet es in eine Glasschale, gießt eine dicke Mayonnaise darüber und garniert mit Tomatenscheiben und sortiert Salatblättchen.

E. S.

---


# Kleine Anzeigen für West- u. Mittel-Deutschland

**Anzeigenpreis:** jeder 1 mm hohe, 22 mm breite Raum kostet: bei Geschäftsanzeigen 20 Pf., bei Gelegenheits- u. Stellenanzeigen 15 Pf., bei Heiratswünschen 10 Pf., bei Reklame-mm-Zeile, 68 mm breit, 80 Pf. Für die Erfüllung von Platzvorschriften wird keine Gewähr übernommen. Erfüllungsort und Gerichtsstand Paderborn. Telegr.-Adr.: Volksblatt, Paderborn.

**Die hohe Auflage und weite Verbreitung** in West- u. Mittel-Deutschland gewährleistet volle Inseratserfolge. Bis Dienstag früh eingehende vorausbezahlte Anzeigen erscheinen noch in der nächsten Ausgabe. Postscheckkonto: Westf. Volksblatt, Paderborn, Hannover 1534

## Heiratswünsche

**Vertrauensache** ist die Vermittlung der Heiratswünsche. Eingehende Zuschriften auf solche werden deshalb stets in Briefumschlägen ohne Firmenaufdruck versandt. Ebenso übernehmen wir auf Wunsch die vertrauliche Rücksendung von etwa eingesandten Photographien usw., falls uns diese unter Beifügung der Absenderangabe und der Chiffre portogerecht zugehen.

Heit., kath. Mädel, 25 J., Zahlk. i. e. geb. mittl. Beamt., mittl. i. natur. Verh., gebild., perf. i. Küche u. Haus, wünscht lb.

**Lebenskameraden**

Beamt. o. Kaufmann in sich. Stellg., ken. zu lern., kompl. Ausst. vorhand. Off. mit Bild u. Nr. 111 an „Der 7. Tag", Paderborn.

2 Fabrikantentöchter, Freundinnen, kath., große, schlanke, hübsche, dunkle Erscheinungen, Anfang d. 20er Jahre, ladien Betanntsch. im gut verangiert. Herren in sich. Position zwecks

**Heirat**

Vornehme Aussteuer u. später ein Vermögen. Diskretion. Vermittlung durch gewandte angenehm. Off. u. Nr. 110 an „Der 7. Tag", Paderborn.

Zwei Freunde, kath., 25 Jahre, Siedlerstelle üb., möchten mit Siedlerstöchtern, nicht u. 25 J., wünschen die Bekanntschaft

**Landwirt**

zwecks

**Heirat**

Ehe. Vermög. erwünscht. Zuschriften, mögl. mit Bild, erb. unter Nr. 106 an „Der 7. Tag", Paderborn.

**36 ANGEBOTE**

**DER BESTE BEWEIS**

das unsere Sonntagszeitung „Der 7. Tag" die in weiten Kreisen der kath. Bevölkerung West- u. Mitteldeutschlands ihre Verbreitung findet, für die Veröffentlichung von

**HEIRATSWÜNSCHEN**

geeignet ist, insbesondere für die Aufgaben vor Weihnachten. Anzeigen erbitten wir bis Montags vor Erscheinen hierseiend.

**Der 7. Tag**
Wochenzeitung für Stadt und Land
Paderborn • Rosenstraße 18

brache die Anzeige 1297
28 Angebote Anzeige 1213
21 Angebote Anzeige 1401

**Heirat**

Vornehme Aussteuer u. später ein Vermögen. Diskretion. Vermittlung durch gewandte angenehm. Off. u. Nr. 110 an „Der 7. Tag", Paderborn.

**Landwirt**

36 J., Bes. eines Gehöft. u. 4 Morg. w. kath. Landwirtin, zu heiraten. Vermögen erw. Off. mit Bild u. Nr. 100 an „Der 7. Tag", Paderborn.

**Taschenuhr** mit geprüftem 33 stünd. deutschem Ankerwerk, Garantieschein für 2 Jahre.
Nr. 3 Herrentaschenuhr, vernickelt . . M. 1.90
„ 4 vergoldet mit Goldr., Scharnier und Ovalbügel . . . . . „ 2.90
„ 5 dies. m. bes. Werk, kl. ft. Form . „ 3.70
„ 6 Sprungdeckeluhr, 3 Deckel vergoldet . . . . . „ 5.40
„ 7 Damenuhr, stark vergoldet, 2 Goldr. „ 2.90
„ 8 Armbanduhr mit Lederriemen . . „ 2.70
Nickelkette M. 0.25, Doppelkette, vergoldet M. 0.80, Kappel M. 0.20, Wecker, z. Aufziehen, mit Nachm.-Katal. grat. - Jahresums. üb. 15000 Uhr.
Uhrenhaus FRITZ HENECKE, Braunschweig 39 E. 4 Schwarz. Berg

**Katholisch!** Ehe Anbahnung kostenlos! Ernstgemeint seit 14 Jahr. Aerzte, Beamte, Handwerker, Kaufleute, Lehrer etc. geb. Damen aus allen Kreisen mach. Anbahnung. Diskret. Kirchl. Billigung.
**Neuland-Bund 19 Herne 1. W.**

**Bezieher** suchen
Sie meine handschuhdünne 0.10 mm Klinge, 15 Stck. nur 1.— in Briefmarken. Preisliste kostenlos!
**Raymund Bauer, Bochum, Fürstenstr. 87.**

**Lungenkrankheiten** gilt früher als unheilbar. Die moderne Medizin kann sie heilen. Hilfe Sie den festen Willen gesund zu werden und verlangen Sie die kostenlose Aufklärungsschrift von Dr. Boether. Es wird ebenfalls kostenlos eine Probe eines Mittels durch eine hiesige Apotheke gesandt, das in 10% aller kontrollierten Fälle schon in 14 Tagen deutliche Besserung brachte.
**Dr. Boether G. m. b. H., München C 41, Theresienstr. 75**

**Salzheringe** Dauerware, gleich gut ohne Kopf und Eingeweide, gut im Geschmack, ca. 100 Stück einschl. Fäß 8.50. E. Napp, Altona D. 31

**Sie werden sich freuen** zu sich erstaunlich niedrigen Preisen einkaufen zu können. Dabei sind Wiesenlater-Webstoffe beste deutsche Wertarbeit.

Verl. Sie Beispiele:
1582 **Kleiderstoff** mittelfarbige, dankbare Musterung für sportliches, flotte Straßenkleidung bestens geeignet. Weich und warm, alle eine Qualität, welche wir Ihnen für jetzt und für das Neue aber sehr empfehlen 70 cm breit per Meter nur **.55**
1586 **Biber-Bettuch**, rundbettig-Bettuch, warm und weich, blühsicher mit bekannt thermisch-guten Verdrehen, ca. 1 Kamelhaar in Qualität, 140/220 cm . per Stück nur **2.10**

Artikel 1584
**Deutsches Wäschetuch** rein und nicht imprägniertes Baumwoll, weiß, eine Qualitätswäschetuch, so sehr beliebt, verarbeitet, welches Ihnen ganz bestimmt gefallen wird, per Meter nur **4.-**

Bestellen Sie bitte sofort oder erkundigen Sie sich heute noch um eine weitere Preisliste, welche Ihnen kostenlos zugeht.

**Garantie:** Umtausch gestattet oder Geld zurück

**Textil-Manufaktur Haagen**
**Wilhelm Schöpflin**
Haagen (Baden)




# Rundfunkprogramme
**vom 14. bis 20. Januar 1934**

## Deutschlandsender

1570,7

**Deutschlandsender: Sonntag, 14. Januar**

6.15: Bekanntmachungen. 6.30: Tagesspruch. 6.35: Bremer Freihafenkonzert. 8.00: Stunde der Scholle. 8.55: Berlin: Wetterbericht. 10.05: Berlin: Wetter 10.10: Sperrzeit. 11.00: W. Pleißner: Von deutscher Art und Kunst. 11.15: Deutscher Seewetterbericht. — 11.30: Leipzig: Bachkantate Meinen Jesum laß ich nicht. — 12.00: Stuttg.: Mittagskonzert des Südfunk-Orchesters. Ltg.: G. Gastich. — 12.55: Zeitzeichen der Dtsch. Seewarte. 13.00: München: Mittagskonzert. Ltg.: E. Kloß. 14.00: Märchenspiel. Die Bremer Stadtmusikanten. 14.45: Jugendfunker. Land die Hilfe der Jugend singt. (Aufnahme.) — 15.15: Eine Viertelstunde Schach. 15.30: Heber Sonntag nach Brahlien. Rundfunkunterhaltung eines Teilnehmers mit seinem Sohn über eine Zeppelinfahrt v. Adrik. Rehbein. 16.00: Leipzig: Volkstümliches Konzert des Funkorchesters. Ltg.: Theodor Blumer. 18.00: Nachgemacht und nachgemacht die Narrenfestspiele und Nachdenkliches durch die Rapelle Steinbach mit Zwischenansage v. P. Krüger. Aufnahme. 19.00: Spaß und Ernst um Tanz und Lied. Ein Heiterkeitsreigen. 19.50: Spott des Sonntags. 20.00: Aus der Städtischen Oper Charlottenburg: Fidelio. Oper in 2 Aufzügen. Musik von L. van Beethoven. — In der Pause etwa (21.15): Neueste Nachrichten. 22.35: Wetter-, Tages- und Sportnachrichten.

**Deutschlandsender: Montag, 15. Januar**

6.00: Hamburg: Wetter für die Landwirtschaft. 6.05: Wiederholung der wichtigsten Abendnachr. 6.15: Berlin: Gymnastik. — 6.30: Wiederholung des Wetterberichtes f. d. Landwirtschaft; anschl.: Tagesspruch. — 6.35: Hamburg: Frühkonzert. In einer Pause gegen 7.00: Neueste Nachrichten. 8.00: Sperrzeit. — 8.45: Leibesübung f. d. Frau. 9.00: Schulfunk: Vom Weben des uns Jedem wärme beistehgt. Wo der Stall dumpf und ohne Licht ist, läßt man die Hühner lieber heraus und füttert sie in einem zugfreien, hellen Raum, da sie nur bei Licht genügend Futter aufnehmen. Die Verlängerung des Tages auf 12 Stunden durch künstliche Beleuchtung bewirkt auch im Januar eine beträchtliche Steigerung der Eierproduktion. Wenn in Zucht ein mann noch nicht zusammengestellt hat oder einen neuen Hahn kaufen möchte, der tue es jetzt, damit sich die Tiere bis zur eigentlichen Zuchtzeit miteinander gewöhnt haben. Zuletzt sind während der kalten Jahreszeit vor jeder Veränderung des Futters oder Stalles zu schützen, da sie sehr rasch durch Einstellung der Legetätigkeit darauf reagieren. Dr. A. Br. 9.30: Aus alten Zeitschriften: Wie lesen Hetzr. v. Klinis „Be liner Mode aus der Zeit". — 16.00: Stuttgart: Nachmittagskonzert. — 17.00: Angriffswaffen der Flugzeuge. Ein Gespräch mit Hauptmann Köhl. — 17.15: Technische Baukunde der Jugend: Bau von Flugzeugmodellen. Gleit- und Segelflugversuchen. — 17.35: Lauerschnitt durch den Count Bobo-Film „Das Lied der Sonne". 18.00: Das Gedicht. — 18.05: Was uns bewegt. Anp ache: Pfarrer Karl Themel. 18.30: Deutsch für Deutsche. Dr. Joh. Günther: Das verlustete Wort. Interview. — 18.50: Wetter für die Landwirtschaft; anschl.: Kurzbericht des Preuß. Pressedienstes. 19.00: Köln: Volksmusik. 19.50: Ostring. Nairi: 10 Min. Funkkunst. 20.00: Kernspruch. — 20.10: München: Weltpolitischer Monatsbericht. — 20.30: Drei erdachte Gespräche v. Paul Ernst. — 21.00: Berlin: 2. v. Beethoven: 3. Sinfonie. Berl. Funkorchester. 22.00: Wetter-, Tages- und Sportnachrichten. 22.45: Deutscher Seewetterbericht. — 23.00: Uebertragung Sendergruppe West: Klaviertrio und Cello-Sonate.

**Deutschlandsender: Donnerstag, 18. Januar**

6.00: Hamburg: Wetter für die Landwirtschaft. 6.05: Wiederholung der wichtigsten Abendnachr. 6.15: Berlin: Gymnastik. — 6.30: Wetter f. d. Landwirtschaft; anschl.: Tagesspruch. — 6.35: Berlin: Frühkonzert. In einer Pause (gegen 7.00): Neueste Nachr. — 8.00: Sperrzeit. 8.46: Leibesübung für die Frau. — 9.00: Schulfunk: Vom Werden der Reichswehr. 9.40: Otto Ascher: Der Luchs kämpft sich frei. 10.00: Neueste Nachr. — 10.10: Schulfunk: Aus der Hdw. Der Mathus im Walde. 10.50: Schulfunk: Turn- und Sportstunde. Einführung in das Turnen. — 11.15: Dtsch. Seewetterbericht. — 11.30: Zwischen New York und Aberdeen. Borderlebnis. 11.45: Westfunk: Bauernfunk. 12.00: Wetter für die Landwirtschaft; anschl.: Mittagskonzert auf Schallplatten); anschl.: Wetter für die Landwirtschaft. — 12.55: Zeitzeichen der Dtsch. Seewarte. 13.00: Sperrzeit. 13.45: Neueste Nachr. — 14.00: Schallplatten: Wolfsmusik. — Schweizer Kinderkarusselle. — 14.45: Kinde kunde: Lustige Streiche. 15.10: Jugendstunde: Kameradwanderungen durch den weiten, lichten Hain. — 16.00: Breslau: Konzert der Funkkapelle. — 17.00: Maria Grimm: Die deutschen Frauen im neuen Staat. 17.20: Der neue Leo-Musik. — Tänzerische Klaviermusik. 18.00: Das Gedicht. 18.05: Die Schule im Volkstanz. Die positive Verwertung ländlicher Abwehr. 18.50: Wetter für die Landwirtschaft; anschl.: Aus der Arbeit des Preuß. Pressedienstes. 19.00: Das Hörspiel. — Ansprache u. ein Manöver. Vorbericht. Anim.) 19.35: Stuttgart: Unterhaltungsmusik für Anfänger. — 20.00: Kernspruch. — 20.05: Bis Lange und Wolf Biem: Lustschutz tut not! 17.15: Adalbert Fortreuter: Kulturaufgabe der deutschen Erziehershaft. — 17.30: Aus vergangenen Jahrhunderten: Originalkompositionen für Cembalo. — 18.00: Das Gedicht. 18.05: Jugendbotschaften: Körper — Seele — Geist in den Leibesübungen. 18.25: Dr. K. Dietmar: Die Lehre Nietzsches vom Wesen der Kleinkronenstrahe. 18.45: Wetter für die Landwirtschaft; anschl.: Aus der Arbeit des Dtsch. Pressedienstes. 19.00: München: Abendkonzert des kleinen Funkorchesters. Ltg.: Erich Kloß. — 23.00: Kernspruch 20.05: Das Hörspiel. — Ansprache u. ein Manöver. Die Novelle von Keller. — 21.00: Köln: Zuhörn das von Beethoven: 1. Sinfonie. Das Funkorchester. 21.30: Leibesübungen am Mikrophon. — 21.45: Aus der Arbeit des Preußischen Pressedienstes. 22.00: Frau Aninahme.) — 21.50: Mittelrealrat Münch spricht über die Tätigkeit der Mittelstelle Frau. Aninahme.) — 22.05: Wetter-, Tages- und Sportnachrichten. — 22.45: Deutscher Seewetterbericht. — 23.00: Uebertragung Sendergruppe Südwest: Sextett.

**Deutschlandsender: Dienstag, 16. Januar**

6.00: Hamburg: Wetter für die Landwirtschaft. 6.05: Wiederholung der wichtigsten Abendnachr. 6.15: Berlin: Gymnastik. — 6.30: Wetter f. d. Landwirtschaft; anschl.: Tagesspruch. — 6.35: Hamburg: Frühkonzert. In einer Pause (gegen 7.00): Neueste Nachr. — 8.00: Sperrzeit. 8.45: Leibesübung für die Frau. — 9.00: Schulfunk: Die produktive Verwertung ländlicher Abwasser. 9.30: Aus alten Zeitschriften: Wie lasen Hetzr. v. Klinis „Be liner Mode aus der Zeit". — 16.00: Stuttgart: Nachmittagskonzert. — 17.00: Angriffswaffen der Flugzeuge. Ein Gespräch mit Hauptmann Köhl. — 17.15: Technische Baukunde der Jugend: Bau von Flugzeugmodellen. Gleit- und Segelflugversuchen. — 17.35: Lauerschnitt durch den Count Bobo-Film „Das Lied der Sonne". 18.00: Das Gedicht. — 18.05: Was uns bewegt. Anp ache: Pfarrer Karl Themel. 18.30: Deutsch für Deutsche. Dr. Joh. Günther: Das verlustete Wort. Interview. — 18.50: Wetter für die Landwirtschaft; anschl.: Kurzbericht des Preuß. Pressedienstes. 19.00: Köln: Volksmusik. 19.50: Ostring. Nairi: 10 Min. Funkkunst. 20.00: Kernspruch. — 20.10: München: Weltpolitischer Monatsbericht. — 20.30: Drei erdachte Gespräche v. Paul Ernst. — 21.00: Berlin: 2. v. Beethoven: 3. Sinfonie. Berl. Funkorchester. 22.00: Wetter-, Tages- und Sportnachrichten. — 22.45: Deutscher Seewetterbericht. — 23.00: Uebertragung Sendergruppe Südwest: Klavierstücke und Cello-Sonate.

**Deutschlandsender: Mittwoch, 17. Januar**

6.00: Hamburg: Wetter für die Landwirtschaft. 6.05: Wiederholung der wichtigsten Abendnachr. 6.15: Berlin: Gymnastik. — 6.30: Wetter f. d. Landwirtschaft; anschl.: Tagesspruch. — 6.35: Berlin: Frühkonzert. In einer Pause (gegen 7.00): Neueste Nachrichten. 8.00: Sperrzeit. 8.45: Leibesübung für die Frau. — 9.00: Schulfunk: Turnen ist gut und ist lagen auf der Bärenhaut. Eine Hörfolge. — 9.40: Kindergymnastik. 10.00: Neueste Nachr. — 10.10: Schulfunk: Vom Mittelalter bis zur Jetztzeit. — 11.00: Jetztzeit. 11.15: Deutscher Seewetterbericht. 11.30: Dr. Berta Wendelmuth: Zubereitung der Gemüse im Winter. — 11.50: Jetztzeit. 12.00: Wetter für die Landwirtschaft; anschl.: Schallplatten: Zur Unterhaltung; anschl.: Wetter für die Landwirtschaft. — 12.55: Zeitzeichen der Deutschen Seewarte. — 13.00: Sperrzeit. 13.45: Neueste Nachr. — 14.00: Schallplatten: Sinfonische Werke. — 4 Lons-Lieder. — Kleinkunst: Die Comedian Harmonists singen. — 14.45: Kinderstegreifspiel. — 15.30: Wetter und Börse. 15.45: Aus alten Zeitschriften: Wie lasen Hetzr. v. Klinis „Be liner Mode aus der Zeit". — 16.00: Stuttgart: Nachmittagskonzert. — 17.00: Angriffswaffen der Flugzeuge. Ein Gespräch mit Hauptmann Köhl. — 17.15: Technische Baukunde der Jugend: Bau von Flugzeugmodellen. Gleit- und Segelflugversuchen. — 17.35: Lauerschnitt durch den Count Bobo-Film „Das Lied der Sonne". 18.00: Das Gedicht. — 18.05: Was uns bewegt. Anp ache: Pfarrer Karl Themel. 18.30: Deutsch für Deutsche. Dr. Joh. Günther: Das verlustete Wort. Interview. — 18.50: Wetter für die Landwirtschaft; anschl.: Kurzbericht des Preuß. Pressedienstes. 19.00: Köln: Volksmusik. 19.50: Ostring. Nairi: 10 Min. Funkkunst. 20.00: Kernspruch. — 20.10: München: Weltpolitischer Monatsbericht. — 20.30: Drei erdachte Gespräche v. Paul Ernst. — 21.00: Berlin: 2. v. Beethoven: 3. Sinfonie. Berl. Funkorchester. 22.00: Wetter-, Tages- und Sportnachrichten. — 22.45: Deutscher Seewetterbericht. — 23.00: Uebertragung Sendergruppe Südwest: Klavierquintett /Streichtrio

**Deutschlandsender: Sonnabend, 20. Januar**

6.00: Hamburg: Wetter für die Landwirtschaft. 6.05: Wiederholung der wichtigsten Abendnachr. 6.15: Berlin: Gymnastik. — 6.30: Wetter f. d. Landwirtschaft; anschl.: Tagesspruch. — 6.35: Königsberg: Frühkonzert. In einer Pause (gegen 7.00): Neueste Nachr. — 8.00: Sperrzeit. 8.40: Leibesübung f. d. Frau. — 9.00: Sperrzeit. 10.00: Neueste Nachr. — 10.10: Schulfunk: Das Leben des Menschen. — 10.50: Fröhl. Kindergarten. — 11.15: Dtsch. Seewetterbericht. 11.30: Buchstunde: Der Nationalsozialismus in Wort u. Bild. — 11.45: Von Genußmitteln in Feld, Heimchen, Heitere Plauderei. — 12.00: Wetter f. d. Landwirtschaft; anschl.: Schallplatten: Tanz zum Wochenende. — 15.00: Kinde-Stunde: Die Kasperlbühne. Die lustige Schattenparade. 15.30: Wetter, Börse. 15.45: Dipl.-Kaufmann Meik: Mit Schall-Wochenschau. — 16.00: Stuttgart: Bunte Volksmusik. — 16.45: G. Schäfer: Sportwochenschau. — 17.00: Zuschlag in einer Pause. — 17.15: Fröhl. Wochenend. 18.00: Das Gedicht. — 18.05: Stunde d. dtsch. Studenten. — Freizeitgestaltung im Arbeitsdienst. 18.25: Wochenendlicht. — 18.40: Wetter f. d. Landwirtschaft; anschl.: Kurzber. d. Drahtl. Dienstes. 19.00: Breslau: Stunde der Nation: Schlesische Musik um 1900. — 20.00: Kernspruch. anschl.: Aus der deutschen Arbeitsfront. 20.10: Trautlender Schnee. Großer bunter Abend. 22.00: Wetter-, Tages- und Sportnachrichten. 22.30: Schöne u. lustige Abfahrten. Erinnerungen an Berg und im Schnee. — 22.45: Dtsch. Seewetterbericht. 23.00: München: Nachtmusik.

## Sendung Leipzig

382,2. Zwischensender: Dresden 382,2

**Leipzig: Sonntag, 14. Januar**

6.35: Bremer Freihafen-Konzert. Das große Geläut vom Bremer Dom. Choral: Wie schön leuchtet uns der Morgenstern. 8.15: Joh. Ludan: Doktoumpflege im Winter. 8.30: Evangelische Morgenandacht. 9.30: Der Lummer. Soldaten- und Landknechtslieder gesungen vom Männerchor „Concordia". 10.30: Das ewige Reich der Deutschen. 10.50: Münchner Sonntagsplauderei aus Werken bedeutender Männer. 11.15: Einführung in die folgende Sendung. 11.30: Bachkantate: Meinen Jesum laß ich nicht. 12.00: München: Standmusik a. d. Feldherrnhalle. 13.00: München: Mittagssonne-t. — 14.00: Zeit und Wetter. 14.05: Für die Jugend: Die Schattenburg. Von alten Geschichten und fröhlicher Jugend. 14.55: Frankfurt: 2. Halbzeit des Hockball-Länderkampfes Deutschland gegen Ungarn. 15.40: Das Programm der Woche. 16.00: Volkstümliches Konzert des Funkorchesters. 18.00: Wild. v. Schramm: Das deutsche Theater. 19.20: Sport-Bericht. — 18.—: Schwedische Volkslieder. — 19.00: Halle: Halloren-Abend. Mitw.: Der Hallorenchor, die SA.-Kapelle, Halle a. d. Saale. 19.35: Sportberichte. 20.00: Vom Deutschlandsender: Ludwig van Beethoven: Sinfonie Nr. 5 c-Moll. Werk 67. Das Sinfonieorchester. 21.30: München: Bayerischer Abend. Eine rhapsodische Folge. — 22.00: Nachr. und Zeit. 22.20: Mitteldeutsche Rundfunkstunde: Sport- u. Reiseerlebnisse. — 22.35: Breslau: Hdw. v. Beethoven. Sonate G-Dur, Werk 14. Sonate B-Dur, Werk 22. Karl Hartwig (Klavier). 23.25: Breslau: Wunschkonzert der Funkkapelle.

**Leipzig: Montag, 15. Januar**

6.30: Münchner Gymnastik. — 6.45: München: Musik in der Frühe (Schallpl.). 7.15: Nachrichten und Zeit. 7.25: Breslau: Frühkonzert der Kapelle des Reichswehr-Inf.-Regts. 7, Oppeln. 9.00: Breslau: Frauenfunk für Frauen. 9.40: Wirtschaftsnachrichten. 9.45: Wetter, Wasserstand und Tagesprogramm. 10.10: Schulfunk: Philipp Reis, der Erfinder des Fernsprechers. Zum 60. Todestag am 14. 1. 34. 11.00: Wetter- und Schneeberichte. 11.40: Wetter- und Schneeberichte. 11.50: Nachrichten und Zeit. 12.00: Breslau: Mittagskonzert der Funkkapelle. 13.15: Nachrichten und Zeit. 13.25: Breslau: Unterhaltungskonzert auf Schallplatten. 14.00: Nachrichten. 14.10: Bücher, Wetter- u. Schneeberichte. 14.15: Geschichte in Romanen. Buchbericht von Dr. Kunath. 14.35: Kinderstunde. Spielzeug, das jeder hat. (Märchenaufgaben. Bunteilbaume und Gebäudeaufgaben mit abgebrannten Streichhölzchen.) 15.15: Dr. Felix Boesler: Wochenübersicht. 15.30: Agrarpolitische Rundschau. 15.45: Wirtschaftsnachrichten. 16.00: Leipzig: Konzert des Sinfonieorchesters. Ltg.: Hilmar Weber. Solist: Richard Klemig (Bariton) und Arledert Sammler (Klavier). 17.20: Leipzig: Deutsche Gedichte: Dr. Schwarz: Kraft durch Freude. 17.40: Leipzig: Klaviermusik von Franz Schubert. Ausgeführt von Prof. Frih von Bose. 18.10: Dr. Graupner: Zum 100. Geburtstag von August Weismann. — 18.20: Von Wehr und Waffen. Ein Vortrag. 18.45: Wirtschaftsnachrichten, Wetter und Zeit. 19.00: München: Abendkonzert des Funkorchesters. 19.30: Wirtschaftsnachrichten, Wetter und Zeit. 20.10: München: Weltpolitischer Monatsbericht. 20.30: München: Mandolinenkonzert des vereinigten Mandolinen- und Lautenvereins „Harmonie". 21.00: Berlin: Zum 50. Todestag von Beethoven: 3. Sinfonie (D-Dur). Werk 36. Das Berliner Funkorchester. Ltg.: Otto Frischoster. 22.00: Nachrichten und Zeit. 22.20: Mitteldeutsche und Sportnachrichten.

**Leipzig: Dienstag, 16. Januar**

6.30: München: Gymnastik. — 6.45: München: Musik in der Frühe (Schallpl.). 7.15: Nachrichten und Zeit. — 7.25: Frühkonzert des Funkorchesters. 8.00: Breslau: Wirtschaftsnachrichten. 9

# Eine Seite Kurzweil

## „Herr und Frau Krause geben sich die Ehre"

### Rings um ein Familienfest

Als pünktlich um neun Uhr der erste Gast läutete und Frau Krause hochrot aus der Küche ins Schlafgemach stürzte, da war die eigentliche Schlacht um dieses Fest schon geschlagen.

Herr Krause war nämlich grundsätzlich gegen die Einladung gewesen. Erstens wegen der Kosten und zweitens wegen der Lackschuhe, die peinlich drückend, ihm jede Freude zu nehmen pflegten, und Ida Krause bewilligte nun einmal keine neuen, solange das Teufelszeug noch so unverschämt guterhalten war. Frau Krause hingegen fragte, was die Leute eigentlich denken sollten und daß es dem Ruf des Geschäftes nicht zuträglich sei, wenn man in diesem Winter keinen Abend gäbe. Müllers hätten sich ein Auto gekauft — und außerdem müßte man auch an die ranken Töchterchen denken, die mit jedem Winter nicht gerade jünger würden . . . Angesichts der Uebermacht der schmollenden Weiblichkeit gab Herr Krause nach — — „Also, bitte bitte, bitte, meinetwegen . . .!"

Nicht minder heftig tobte die Schlacht um das, was man geben sollte! Nicht zu einfach, nicht zu protzig, damit niemand sich den Mund zerreißen könne, aber keinesfalls bescheidener als bei Müllers, das wollte Frau Krause geboten haben! Es wurden Kochbücher nebst Tanten und Kusinen befragt und sämtlich als „unmöglich" bezeichnet, bis schließlich ein Waffenstillstand unter Berücksichtigung aller Interessen geschlossen wurde. Nur die Kinder kamen zu kurz, die vier Gänge verordert hatten, aus nichts als Süßigkeiten bestehend!

Und dann kamen die Einladungen. Diejenigen, die welche bekommen hatten, sagten, daß sie eigentlich nicht wüßten, wie sie dazu kämen und leugneten, daß es ihnen eine Qual sei und daß sie sich überhaupt nichts daraus machten.

„Stellen Sie sich vor, gnädiges Fräulein, vorhin frage ich den ollen Trottel mit dem Seehundsbart, wer die Gewitterziege mit dem Dutt ist, und da war das seine Frau!"

„Ach, und was sagte Papa darauf?"

„— — und so fasse ich denn meine Ausführungen noch einmal kurz zusammen mit den Worten: unser verehrter Herr Krause, mit seiner bekannten Großzügigkeit, seinem kaufmännischen Genie, seinen — seinen — seinen zwei Oberhemden zu je 75 Pfennig — (verflixt, das ist ja meine Wäscherechnung von Frau Kulicke) — kurz, unser verehrter Herr Krause, er lebe hoch, hoch, hoch!"

Und die andern, die keine bekommen hatten, sagten auch, daß sie sich nichts daraus machten, aber eigentlich wären sie doch die Nächsten dazu gewesen, wo Fritz Krause noch neulich ihre Mistbeerscheibe eingetreten hätte.

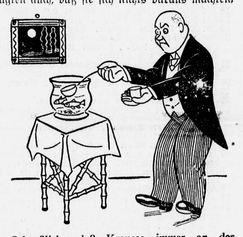
Und dann kamen die liebenswürdigen Zusagen und die noch liebenswürdigeren Absagen. Und Frau Krause weinte, weil sie sich nicht zu dreizehn Personen an einen Tisch setzen würde, und Herr Krause tobte, weil er nichts dafür könnte, daß seine vier Töchter nun keine Tischherren hätten. Und er griff in der Verzweiflung zu vier jungen Leuten aus seinem Geschäft, die sehr geehrt waren und in der Stille überrechneten, ob das Geld noch zu Blumen für Frau Krause reichen würde.

Zehn Minuten vor sieben war das Fieber auf dem Höhepunkt angelangt. Da roch es brenzlich aus der Küche und im Geschirrschrank fehlte ein Bowlenglas aus dem Dutzend und Herr Krause kam diesmal überhaupt nicht in die Lackschuhe rein, und Hildchen heulte, weil die Friseuse, sie so schändlich zugerichtet hatte.

Aber dann kamen die Gäste, selbst strahlend wie der liebe Frühling, und Krauses strahlten nicht minder, und das Angebrannte am Braten schmeckte man fast gar nicht und Hildchen Krause verlobte sich sogar beinah.

Es war wieder einmal ein ganz entzückender, gelungener Abend wie immer bei Krauses, und das war schließlich die Hauptsache!

T. B.



„Scheußlich, daß Krauses immer an der Bowle sparen müssen . . ."

**Alpine Strategie**

Wie Fritzchen sich die Schweizer Kavallerie vorstellt.

### Die anderen lachen!

„Ja, mein Lieber, wenn man etwas angeln will, muß man Geduld haben."

„Und die haben Sie?"

„Na und ob! Ich bin doch Mitglied der Abrüstungskonferenz."

Schweizer Magazin.)

★

„Hast du gehört, Egon heiratet die älteste Tochter des Bankiers Pinkeberg und bekommt 300 000 Mark als Mitgift!"

„Als Gegengift wolltest du wohl sagen!"

(Berlingske Tidende.)

★

„Hast du das Los zurückgegeben, das du gefunden hast?"

„Natürlich, sofort nach der Ziehung!"

(Truth Stories.)

★

Gespräch zweier Herren im Eisenbahnkupee: „Sind Sie auch beruflich unterwegs?"

„Wie man's nimmt, ich fahre zum Strafantritt."

(Nebelspalter.)

★

Mutter zu ihren Kindern: „Heute müßt ihr schön artig sein, denn Vati hat eine schlimme Hand und kann euch nicht hauen."

(Smiech do rana.)

**Richtige Erklärung**

„Beneidenswert, ein so reicher Mann wie du zu sein!"

„Ja, mein Lieber, mein Vermögen stellt auch dreißigjährige ununterbrochene Sparsamkeit, Fleiß und Genügsamkeit dar!"

„Wieso? Ich denke, du hast es von einer alten Tante geerbt?"

„Na ja!"

★

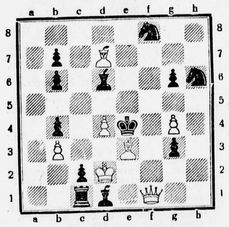
**Ueberflüssig**

„Fritzchen, dein Mund steht schon wieder offen!"

„Ich weiß, Mutti, ich habe ihn doch selbst aufgemacht!"

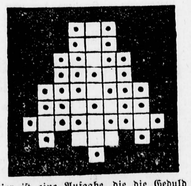
### Schachaufgabe

Hans Neuberg



Matt in zwei Zügen

### Mit Bleistift und Ueberlegung



Hier ist eine Aufgabe, die die Geduld der Leser auf die Probe stellen soll. Innerhalb der weißen Quadrate sind Punkte zu sehen und diese Punkte sollen durch eine fortlaufende Linie so miteinander verbunden werden, daß von Punkt zu Punkt gerade Striche führen, die sich jedoch niemals kreuzen oder überschneiden dürfen.

Also, mit Bleistift und Ueberlegung an die Arbeit — die Sache ist nicht ganz einfach, aber auch nicht wert, in Verzweiflung zu geraten.

### Silbenrätsel

Aus den Silben

a — a — ba — burg — de — dmi — e — e — en — en — ex — feu — ga — ge — ger — hu — hum — i — in — ja — le — li — li — ling — mus — na — na — na — nas — ne — neh — po — por — ra — re — ri — rung — ster — ta — ta — te — tel — teur — tor — tri — trow — ü

sind 16 Wörter zu bilden, deren Endbuchstaben, von unten nach oben, und Anfangsbuchstaben, von oben nach unten gelesen, ein Sprichwort ergeben.

1. Ueberdampfungsgefäß . . . . . .
2. Kreisstadt im Gouv. Moskau . . . . . .
3. Ausfuhrhändler . . . . . .
4. Quellgöttin . . . . . .
5. Landjunge . . . . . .
6. europäisches Reich . . . . . .
7. Stockwerk . . . . . .
8. Pflanze . . . . . .
9. Larve des Maikäfers . . . . . .
10. Stadt in Ostpreußen . . . . . .
11. Stadt in Syrien . . . . . .
12. Mutterboden . . . . . .
13. Südfrucht . . . . . .
14. Kleinigkeit . . . . . .
15. Rankgewächs . . . . . .
16. kleiner Prophet . . . . . .

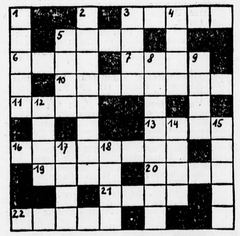
### Rätselhafte Würfel

Wir haben da drei Würfel vor uns, die die Ziffern 8, 9 und 2 zeigen. Man soll aus diesen Ziffern eine dreistellige Zahl zusammenstellen, die durch sieben teilbar ist.

Natürlich werden alle Beteiligten, wenn sie über dem Herumprobieren und Rechnen die Geduld verloren haben, erklären, daß diese Aufgabe unmöglich zu lösen sei. Auf „normalem Wege" allerdings schwerlich, es gilt, einen kleinen Trick zu erfinnen.

Wie löst man die Aufgabe?

### Kreuzworträtsel



Waagerecht: 3. linker Nebenfluß der Elbe, 5. Sorge, 6. Kreuzesinschrift, 7. unbestimmtes Zahlwort, 10. Bezieher, 11. ungar.: Dorf, 13. Markgraf von Mähren, † 1411, 16. Wochentag, 19. Paradies, 20. Negation, 21. deutsche Spielkarte, 22. Stern im Schwan.

Senkrecht: 1. der Post zur Beförderung übergebenes Schreiben, 2. Theaterplatz, 3. Gebetsschluß, 4. Großmutter, 5. wundertätige Schale, 8. Urbewohner Amerikas, 9. Nebenfluß der Donau in Oesterreich, 12. Lied der Oper, 14. menschenfressender Riese, 15. Nadelbaum, 17. wie 19. waagerecht, 18. Geck.

**Auflösungen aus voriger Nummer**

**Schachaufgabe**

Lösung: Springer f 4 — e 6

1.) S f 4 — e 6, K e 5 × S e 6; 2.) D f 8 — e 7 matt.

1.) . . ., K e 5 × e 4: 2.) T f 2 — e 2 †, K e 4 — d 5; 3.) D f 8 — f 3 matt.

1.) . . ., S b 7 — d 6 †; 2.) D f 8 × S d 6 †, K e 5 × e 4; 3.) D d 6 — d 4 matt.

1.) . . ., e 6 — g 5; 2.) D f 8 — g 7 †, K e 5 × e 4; 3.) D g 7 — d 4 matt.

1.) . . ., . . .; 2.) . . ., K e 5 × S e 6; 3.) D g 7 — e 7 matt.

**Schwierige Verteilung**

Frau Tüchtig hat 100 Honigkuchen auf sechs Kinder zu verteilen gehabt. Sie gibt jedem der Kinder 15 Honigkuchen, verteilt also insgesamt 90, wobei ihr noch 10 Kuchen bleiben. Hätte sie 20 Honigkuchen auf jedes Kind rechnen wollen, so wäre ein Kind leer ausgegangen.

**Silbenrätsel**

1. Daniel, 2. Eisenach, 3. Reiterei, 4. Bachstelze, 5. Rehbock, 6. Alsen, 7. Viehhof, 8. Elle, 9. Mobiliar, 10. Alster, 11. Natal, 12. Riga, 13. Daunen, 14. Erle, 15. Niere, 16. Kaiser, 17. Tizian, 18. Attila. — Der brave Mann denkt an sich selbst zuletzt.

**Ein rätselhafter Bursche**

Der Schatten.

**Kreuzworträtsel**

Waagerecht: 1. Gans, 4. Dame, 7. Erna, 8. Amen, 9. Uhu, 10. Arbe, 12 Esel, 14. Seil, 17. Hefe, 20. Bar, 21. Imme, 22. Siel, 23. Bier, 24. Ehre.

Senkrecht: 1. Gerda, 2. Arber, 3. Sauce, 4. Daube, 5. Meise, 6. Engel, 11. Bei, 13. See, 14. Sahib, 15. Elemi, 16. Leber, 17. Hirse, 18. Feuer, 19. Emile.

Verantw. i. d. redakt. Teil: Dr. Heinrich Staab, Stellv. Johannes Grohmann; i. d. Anzeigenteil: Laurenz Ottergeld, sämtl. in Paderborn. Druck u. Verlag: Westf. Volksbl., AG., Paderborn. „Der 7. Tag" DA. XII. 33. 56 510

3. Jahrgang – Blatt Nr. 3 — Sonntag, 21. Januar 1934
Verlagspostanstalt Paderborn

# Der 7. Tag

Sonntagszeitung für Stadt und Land

### Schneeeinsamkeit

Von tiefen Wolken
Lösen sich Flocken,
Als schüttelte der Himmel
Alle Schleier ab.
Die Türme schwinden.
Doch der Glocken
Starke Stimme wühlt staunend
In dem weißen Meer.

Es stirbt der Lärm.
Auf weißem Flaun
Gehn lautlos müde Räder.
Der Menschen Tritte
Werden sanft, und träumrisch sucht
Durch die weißen Schleier
Ein heimlicher Gedanke
Seinen Weg.

Rudolf Hans Brandt

### Im Schneesturm des Hochgebirges

In freundlich leuchtendem Blau strahlt der Frühmorgenhimmel auf den glitzernden Schnee und die silbern schimmernden Felsblößen.

Das „Guttenberghaus" liegt unter uns: heiter und selig gleiten wir am Hochplateau des Dachsteinmassivs dahin. Glasig bricht die feine Eiskruste, in die unsere Skier schmale Spuren schneiden; der untere Schnee knurrt gutmütig, wenn ihn die Stöcke anstechen.

Still ruht das Gelände in seiner weißen Unberührtheit, die nur durch die roten Pfeile der Wintermarkierung und, hin und wieder, durch den klappernden Schrei eines aufgeschreckten Eisvogels etwas belebt wird. Die frische Luft ist getränkt mit Ozon, Sonne und Schnee. So weit das Auge reicht: ein unendliches Schneemeer, funkelnd und glänzend.

Stundenlange Fahrt in naturnaher Einsamkeit, die uns, erfüllt von froher Liebe zum Leben, entfaltet und löst; meinen Freund und mich.

Nun haben wir den „Schladminger-Gletscher" erreicht. Nur die etwas überhängende Wolkenwand und das Gleichmaß seiner Oberfläche unterscheiden ihn von den übrigen Hängen. Keine Spur der grün-blauen, kristallgen Zerklüftung seines Sommerkleides. Keine Spur von Gefahr. Wie eine harmlose Uebungswiese gleißt die blendend weiße Decke friedlich im weichen Gestimmer der Schneeluft. Nicht eine einzige Spalte, auch nur angedeutet, ist zu bemerken; und gerade deshalb sind sie viel gefährlicher als im Sommer . . . .

Noch schüttet die Sonne ihr Lichtgold auf die leuchtende Landschaft.

Aber schon ist der Himmel verfärbt, schon hat sein Blau an Tiefe verloren. Hinter den Bergrändern türmen sich weißgraue Wolkenballen auf.

Schnell schnallen wir unsere Seehundsfelle an, werfen noch rasch einen Blick auf die Karte und verlassen dann die letzte Markierung; auf dem Gletscher müssen wir uns allein zurechtfinden.

In gleichmäßig-beschleunigtem Tempo geht es die spaltenarme Seite hinan; stoßweise fliegt der Atem.

Schon ist der Himmel verhangen, durch das flüchtige Vorbeiziehen dünner Wolkenschwaden erscheint uns die verhüllte Sonne als gespenstisch dahineilende Mattscheibe.

Die ersten Windstöße brechen ein, pfeifend und kühl. Nebelfetzen jagen über die Felsspitzen. Es wird dunkel. Immer häufiger und wilder heult der Sturm vorbei. Schneefahnen flattern auf, schlagen zusammen, unheimliche, wehende Wände bildend, die im Nu wieder zerreißen.

Wir rasten einen Augenblick, am ganzen Körper dampfend, und steigen weiter; ziehen Windjacke und Fäustlinge an, setzen Hauben und Schneebrillen auf. Die vollen Rucksäcke drücken schwer.

Der Nebel wird dichter, schlägt über uns zusammen, hüllt uns ein; eine dicke, undurchdringliche, graue Flut. Sturm braust tobend. Eisnadeln prasseln nieder, kreuz und quer; peitschen uns an, brennen die Gesichter auf. Wir müssen die dickbekrusteten Brillen abnehmen, können die Augen kaum offen halten.

Der Berg ist erwacht.

Langsam kommen wir dem Sattel, der den „Schladminger-Gletscher" vom „Karl-Eisfeld" trennt, näher.

Bis dorthin gibt es kein Verirren; wir müssen uns nur dicht am „Gjaidstein" halten. Eng hintereinander, abwechselnd spurend, keuchen wir den fährtenlosen Gletscher aufwärts.

Endlich wird es ebener. Der Sattel ist erreicht. Hier, auf der Blöße, rast das Element mit ungehemmter Wucht, in allen Richtungen, reißend, vernichtend, tobt in wildem Taumel, heulend, johlend; verschlägt uns den Atem, wirft uns zu Boden.

Der Nebel hat sich derart verdichtet, daß wir kaum die Hand vor dem Gesicht erkennen; um uns nicht zu verlieren, seilen wir uns an. Kompaß und Karte hat uns der Sturm entrissen.

Plötzlich setzt eine Sturmflut von ungeheurer Wucht ein und peitscht uns, wie voll gespannte Segel, den Gletscher hinunter, immer weiter hinein in das gefahrdrohende Nebelmeer. Wir werfen uns nieder, um der Angriffskraft des Sturmstoßes zu entgehen; flach an den Eisschnee gepreßt, brüllen wir einander zu, ohne aber ein Wort zu verstehen. Von Nase und Mund hängen lange Eiszapfen.

Aeußerst vorsichtig, mit dem Skistock jeden Schritt genau prüfend, trachten wir, aus dem Gefahrenbereich der Spalten zu gelangen, quer über den Gletscher hin. Ohne die geringste Orientierungsmöglichkeit, nur auf die Vorsehung und unsern Instinkt angewiesen; in unmittelbarer Nähe der tiefen, finsteren, zerklüfteten Spalten, aus denen ewiges Eisgrab es kein Entrinnen gibt. Der Orkan schlägt uns immer wieder nieder, droht uns, vom dicken Eisnebel umbrodelt, zu ersticken.

Wir sind am Ende unserer Kräfte. Noch länger gegen den Sturm anzukämpfen, um Schritt für Schritt vorwärts zu kommen, würde den sicheren Tod bedeuten. Deswegen entschließen wir uns, die Abfahrt zu wagen; entweder stoßen wir auf die Schutzhütte oder wir geraten ins Taubenkar . . . .

Im nächsten Augenblick sausen wir schon, vom Orkan gepreßt, den Gletscher hinunter, als ob wir in dicke brodelnde Wolken flögen; durch das Seil verbunden, einmal stürze ich, einmal mein Freund, dann wieder beide zugleich: Aufrichten — Abfahrt — Sturz, immer wieder.

Höchste Spannung peitscht unsere erschlafften Körper auf, stärkste Lebensintensität durchströmt uns!

Da — — liegen wir beide auf der Nase!

Das Gelände steigt unvermittelt steil und felsig an!!

Hurra! Wir sind auf der richtigen Seite, es ist der Felskogel, auf dem die „Simonyhütte" steht!

Im Nu hat die Eishöhle an Schauerlichkeit verloren!

Wir wittern Schutz.

Wenige Minuten darauf klappern unsere Skier gegen die Tür der Schutzhütte, deren kaum angedeutete Silhouette wir plötzlich dicht vor uns erkennen.

Staublawine im Innerfeldtal (Aus dem Buche „Die Standschützen im Weltkrieg" von Dr. Anton Mörl

### Gebirgserkundung

Um 2 Uhr morgens, bei hellem Vollmondschein, marschierten wir von Moos aus ins Fischleintal. Eine herrliche Dolomitennacht. Die Dolomiten reckten sich geheimnisvoll im blassen Mondlicht gegen den Himmel. Ein Rabe krächzte im Traum. Hin und wieder knallte verschlafen ein Schuß von der Zsigmondyhütte.

Drüben aber, jenseits des Berges, den wir erklettern wollten, dröhnte es immer wieder „Bumm-Woomm", Abschuß und Granatkrach. Tausendfach geistete das Echo noch lange in den wilden Wänden herum. Das trieb uns zur Eile an.

Wir bogen ins Weißlahntal ein und erreichten nach mühsamem Steigen, oft auf allen Vieren, auf einer Schutthalde endlich den Einstieg.

Ein herrlicher Tag war angebrochen. Tief unter uns leuchteten die grünen Matten des Sextentales, aber das „Bumm-Woomm" vom Piano trieb uns wieder weiter.

Ich hatte nie geklettert, war daher einigermaßen neugierig, wie sich die Sache abspielen werde, besonders da Hofp vergessen hatte, ein Seil mitzunehmen. Es war leichter, als ich geglaubt hatte. Rasch ging es die leichten Felsen empor. Die im „Pfurtscheller" erwähnten Steigspuren waren aber nicht mehr da, war doch seit einem Jahr niemand mehr auf die Schusterspitze geklettert. Wir verirrten uns daher bald und gerieten in recht verzwickte Lagen, die auf Hofp, den hervorragenden Kletterer, keinen Eindruck machten, mir aber mehr, besonders eine zu überquerende Eisrinne. Dann waren wir wieder auf der normalen Pfurtschellerroute. Ein Ueberhangkamin mit eingeklemmtem Block war das sichere Zeichen dafür.

Endlich kamen wir in eine Eisschlucht mit einer senkrechten Wand. Ich fragte Hofp: „Wo geht es jetzt weiter?" „Da hinauf", war die kurze Antwort. Nun war ich tatsächlich neugierig, wie das zu machen sei. Es ging aber wieder besser, als ich geglaubt hatte. Griffe und Tritte waren da, und bald standen wir oben auf dem schmalen Gipfelgrat.

Ein überwältigender Blick tat sich auf. Vor unseren Füßen stürzte die Westwand des Schuster über 1500 Meter ins Innerfeldtal ab. Dort drüben lag, tief unter uns, die grüne Hochfläche des Monte Piano, der kaum mehr als Berg erschien, klar vor uns. Immer wieder fuhren dort schwarzweiße Wolken auf, dann kam erst das „Bumm-Waomm" als Schall zu uns. Wir schauten uns die Augen aus nach der Batterie. Trotzdem uns der Adjutant von Innsbruck II sein ausgezeichnetes, großes Jagdfernrohr mit fünfzigfacher Vergrößerung mitgegeben hatte, war nichts auszunehmen. Die Gegend von Misurina steckte, vielleicht infolge des Schießens, in einem weißlichen Dunst, in dem nichts Genaues zu sehen war. Auf den Hängen des Piano krabbelten kleine Menschengruppen herum.

(Aus „Die Tiroler Standschützen im Weltkrieg", Tyrolia-Verlag, Innsbruck 1933)

## Der goldene Hahn / Von Josef Kamp

Er hatte sich doch alles anders vorgestellt, Valentin, der junge Geselle. Er hatte gedacht, mit dem Handwerksburschenleben sei das immer noch so wie früher.

Aber seitdem war viel Wasser durch den Rhein geflossen. Aus dem hoffnungsvollen Valentin war ein tüchtiger Geselle geworden, und die Zeiten hatten sich geändert. Valentin hatte das Kunstschmiedehandwerk erlernt. Aber dem Valentin wollte das mit der Wanderschaft seines Vaters selig nimmer aus dem Kopfe. O, der hatte oft von seinen Tippelfahrten durch das schöne deutsche Land erzählt, und nun meinte der Junge, er müsse es auch so halten. Was nutzte es seinem Meister, der ihn wie an Vaterstatt gehalten hatte, daß er ihn mit mahnenden Worten abzuraten suchte, daß er ihm vorhielt, wie anders gegen früher heute das Leben sei! Valentin schlug alles in den Wind. Er war ein Kind der Großstadt, und er glaubte, die Welt da draußen sei der reine Garten Gottes.

„Wenn du unbedingt willst — dann in Gottes Namen", brummte der Meister.

Ja, Valentin wollte unbedingt. Er müßte behaupten er. Es liege ihm in allen Knochen. Er müsse was sehen von der Welt.

Aber er hatte sich doch alles anders vorgestellt. Er war ja noch nie von seinem väterlichen Herrn fortgewesen, er war das reinste Kind. Er hatte gedacht, wenn er käme, der Kunstgeselle Valentin, gleich würde jeder Meister die Tür weit auftun. Aber keiner machte die Tür auf. Wohl wurde sie ihm mehr denn einmal vor der Nase zugeworfen. Arbeit fand er nur in wenigen Fällen, und dann auch nur für einige Tage. Die Zeiten verschlimmerten sich weiter, und schließlich sah er sich aussichtslos dem Schicksal der Landstreicher preisgegeben. Seine Kleider bekamen Löcher, seine Zehen traten durch die Schuhe, und nach gar nicht langer Zeit stand er vor dem Hunger. Tagelang lebte er von den Früchten der Felder und dem Wasser der Bäche. Aber schließlich ging es doch nicht mehr, und ehe er wußte, wie es kam, stand er eines Tages zwischen Tür und Angel, hielt die Hand auf und murmelte mit untergeschlagenen Augen sein stotterndes Sprüchlein.

Und doch blieb der Valentin bei allem der alte Hansfröhlich. Er wanderte keck seine Straßen fürbaß, nahm es leicht hin, wenn man ihn über die Schulter ansah und lachte den Leuten arglos ins Gesicht. Er hätte nun ja ruhig umkehren können zu seinem guten alten Meister, aber das litt sein trotziger Kopf auf keinen Fall. Sollte der Alte mit reibenden Händen und verständnisvollem Kopfnicken Genugtuung erleben? Sollte er befriedigt sagen können: „Na, Peter aus der Fremde? Hab ich nun nicht recht gehabt?" Sollte der Meister das sagen können? Nein und neunmal nein, das sollte er nicht! Und Valentin schrieb auf seinen bunten Karten an den alten Gönner immer dasselbe: es gehe ihm gut, er freue sich des Lebens.

In dieser Verfassung kam er eines Tages in ein kleines Dorf. Er träumte nicht davon, hier Arbeit zu finden. Aber doch wäre er ja kein künftiger Geselle gewesen, hätte er nicht gleich ein helles Hammerklingen vernommen, das schon von weitem zu ihm durchs Dorf drang. Bald sah er denn auch durch Gärten und Hecken in einem rußigen Raum ein Feuer lustig flackern.

Als er dann aber in die Schmiede trat, traf er nur einen Lehrling, und ihm brannte das Blut, als er den Jungen schäferig an der Esse stehen sah, ein Eisen im Feuer wendend und träge den Blasebalg ziehend.

„Wo ist dein Meister?" schrie er den Faulenzer an. Aber ohne Antwort abzuwarten, sprang er im gleichen Atemzug an die Esse, riß dem Burschen Zange und Ziehdraht aus der Hand und legte wie ein Teufel los.

„Schlafmütze! Nachteule!" schrie er den baß Erstaunten an. „Ist das Arbeiten? Scher dich zum Kuckuck! So macht man das! So und nicht anders!" Und damit zog er den Blasebalg, daß der Wind sich brausend durch die Feuerung sangte und ein roter Regen wirbelnd in den Schlot sprang. Dann legte er das weiße Eisen auf den Amboß und drosch und drehte und formte, daß ihm bald der Schweiß triefend von der Stirn lief. Er sah kaum auf, als durch die hintere Halbtür der Schmiede verwundert ein Hüne von Kerl mit weißem Bart über die Schwelle trat. Nur mit einem kurzen Blick, ohne von seiner Arbeit abzustehen, gewahrte er, daß jener zwar ein Schurzfell trug, dabei jedoch auf zwei Stöcke angewiesen war, um sich mühsam vom Fleck zu bringen. Als er immer noch grimmig, jedoch wohlbedacht auf das Eisen einschlug, wurde durch den frischen Klang auch ein junges Dirndel angelockt. Und nun standen der Meister und Tochter und Lehrling verwundert um den Werkenden herum, und der Alte fuchte laut das Gehämmer zu übertönen, indem er schrie: „Was tust du hier? Holla, du?!"

„Ich haue meine Kraft in Stücke!" schrie Valentin wild über die Schulter und hämmerte fort. Dann warf er das kunstvoll gefertigte Stück dem Alten vor die Füße und sagte lachend: „Nichts für ungut, Vaus! Ich kann's nicht lassen, einmal mußte ich wieder mein Glück versuchen! Gott grüß die Kunst!"

So wandte er sich zum Gehen. Da aber fühlte er sich am Rockzipfel gehalten. „Du", sagte der Alte, „wenn du bleiben willst — mir ist es recht. Ich muß seit einigen Tagen feiern, es will nicht mehr mit mir, und darum —"

Valentin ließ ihn nicht zu Ende reden, er griff mit beiden Händen nach der Faust des Alten und nahm dankend an, während gleichzeitig ein perlustblauer Blick zu dem Jüngferlein hinüberwanderte, das züchtig hinter dem Vater stand.

So fand Valentin durch seine fröhliche Art einen neuen guten Meister. Diesem aber waren im Kriege beide Söhne gefallen, und nur Eochen, die Tochter, war ihm geblieben. Valentin mit seinem hellen, frohen Sinn fühlte sich in der neuen Umgebung bald wie zu Hause. Auch dem Meister wurde er von Tag zu Tag unentbehrlicher, wiewohl der seine Genesigkeit in einen Mantel rauhen Wesens kleidete. Ganz besonders zarte Saiten spannten sich jedoch von dem Herzen des Jünglings zu dem des Jüngferleins. Und oft genug traf es sich, daß ihre Blicke sich heimlicherweise ertappten, worauf sogleich bei dem einen wie bei der anderen eine verwirrende Scham die Wangen färbte.

Eines Tages kam der Herr Pfarrer in die Schmiede.

„Meister", wandte er sich an den Alten, „Ihr habt gesehen — unser Kapellentürmchen hat einen neuen Hut bekommen, und an den neuen Hut soll eine neue Feder. Ihr sollt ein Turmkreuz schmieden mit einem goldenen Hahn darauf."

Der Alte sah durch das spinnengraue Schmiedefensterchen zum Kirchtürmchen hinauf und kratzte sich verlegen hinter den Ohren. Und als er noch lange zögerte, sagte Valentin: „Meister, schlagt doch ein! Ich will das Kunststück schaffen, und keiner soll enttäuscht sein. Es gilt, Herr Pfarrer!"

Und dann war Valentin in den nächsten Wochen emsig dabei, ein kunstvolles Kreuz, mit einem stolzen Gockelhahn darauf, zu schmieden. Endlich war das Werk glücklich zu Ende geführt. Er brauchte nur noch dem Gockelhahn einen goldenen Mantel umzulegen.

Es war an einem schönen Samstag abend im Allvolbertsommer, als er sich zu dieser Arbeit rüstete. Die Sonne lächelte leuchtend durch den kleinen Garten in die Schmiede hinein. Der Amboß, die Esse, jeder Hammer und jede Zange, alles lag in einem flammenden Schein; die ganze Schmiede war in eine goldene Feuerkammer verwandelt. Durch die Halbtür und den alten Birnbaum hinterm Hause schimmerte das neue Goldblechdach des kleinen Kapellchens, und Glockenklänge rauschten auf das Dörfchen nieder.

Valentin stand im Schurzfell drinnen, hielt ein Gefäß mit güldener Bronze in den Händen und war dabei, dem neuen Herrn Gockel den edlen Ornat anzulegen. Valentin war ganz Feuer und Flamme. Die blonden Locken hingen ihm wirr in die Stirn. Seine Finger, seine Nase, die Wangen, die Ohren, alles war im Eifer der Arbeit von goldener Bronze beklecket worden. Emsig strich und pinselte er dem braven Herrn Gockel die funkelnde Brühe auf den Leib.

Und doch fühlte Valentin sich bei seinem Tun von einer süßen Unruhe beengt. Denn bei ihm stand des Meisters blondes Eochen, schmuck und goldig wie ein kleines Madonnchen, und nahm, die Hände auf dem Rücken, kritischen Anteil an seinem Werk. Der Valentin wagte kaum die Augen zu ihr aufzuschlagen. Und dennoch ließ ihm ein heimliches hörrisches Stimmlein in seinem Innern keine Ruhe. Mit rebellischer Offenheit suchte es ihn zu einer unaussprechlich kecken Tat hinzureißen, so daß der arme Valentin in tausend heimlichen Aengsten schwitzte.

Nun ließ sich das Jüngferlein in Hockstellung zu ihm nieder, tippte mit ihrem zierlichen Finger hier hin und da hin und meinte jedesmal mit vorwitziger Scheu: „Valentin, da mußt noch kommen! Da mußt noch kommen! Und hier noch! Und hier noch!" Der weiße Pfirsichflaum ihrer Wangen berührte fast sein Gesicht, und dem armen Valentin wurde es himmlisch elend zu Mute. Da plötzlich, ehe er wußte wie es kam, hatte er seinen Mund, der auch vom Gold des neuen Kirchenpropheten was abgekriegt hatte, auf Eockens rote Lippen gelegt zu einem verschüchterten Kuß, den das Dirnlein mit liebevoller Treue erwiderte. Aber siehe, noch hatten ihre Augen sich nicht in glücklicher Entwirrung offenbart, da klatschte hinter ihnen jemand in die Hände und rief mit fröhlichem Ha!: „Bravo! Bravo! Das Kirchenbübnlein in der Mitten — so brauch' ich's nicht mehr segnen!"

Dann kam der Herr Pfarrer näher, und mit verschmitztem Lächeln faßte er das ihm zum Seelenschutz anvertraute Jüngferlein unters Kinn und meinte: „Nun hat das Eochen einen goldenen Engelsmund! Paradauz! Wahrhaftig!" Und mit einem ebenso verschmitzten Lächeln wandte er sich dann zum Valentin und tat höchst überrascht: „Wahrhaftig und noch einmal — der Junge auch! Hahaha!"

Mit dem war auch Meister Klas herangehumpelt gekommen, und auch ihm ging unschwer bald ein Licht auf. Und er tat ganz grimmig. „So, Herr Pfarrer", schnaufte er, „da haben wir die Bescherung! Sie husselten sich über dem Kirchturmbahn! Das grenzt sich doch an Kirchenschändung! Was kommt da vor eine Buße drauf?"

Der Herr Pfarrer lachte über sein ganzes rotgepustertes Scheinengesicht. „Nahal" sagte er bedenklich. „Das ist ein ganz schwieriger Fall!" Da gibts nur eine Buße — der Junge muß zwei Ringe machen, genau so schwere wie der goldene Gockel!"

Und von hier an ging alles seinen vorgeschriebenen Weg. Der Valentin und des Meisters Eochen wurden ein glückliches Paar. Vor dem Altar aber legte Valentin noch das Gelübde ab, sein Leben lang dafür zu sorgen, daß der Gockel auf dem Kirchturm stets in goldener Würde glänze.

Und das Versprechen hat er stets gehalten.

## Das Genie vor der Tür / Von Robert Gehrke

Alltäglich kommen sie: Bittsteller, Lumpensammler, Musikanten, Händler, Werber und Hausierer. Von früh bis spät ist die Türklinge in Betrieb.

Manchmal ist es zum Tollwerden!

Aber — „Not kennt kein Gebot", erklärte gestern ein bärtiger Hüne und hielt mir seine riesige Tatze hin.

„Sie haben mich in meiner Arbeit gestört!" fuhr ich ihn barsch an.

„Ich bin arbeitslos", entgegnete er sanft. Da mußte ich schweigen.

Es war ein anständiger Kerl; er verschonte einen mit der Fabel von der kranken Frau und den sieben hungrigen Kindern. Er begnügte sich mit einer Stulle und wünschte mir beim Abgang ein herzliches „Glückauf!" Friede sei mit ihm.

Bei dieser Gelegenheit muß der schwergeprüfte Verfasser gestehen, daß ihm unlängst eine Butterstulle durch die Einwurfklappe „Briefe und Zeitungen" zurückgegeben wurde.

Dafür ein Lob den Verschiedenen!

„Armer alter Mann bittet um eine bescheidene Gabe."

„Bin auf der Durchreise. Hätten Sie vielleicht eine kleine . . ."

„Bitte um eine kleine Unterstützung, bin ausgesteuert."

Immer heißt es: „Kleine Gabe", „Kleine Unterstützung."

Erschütternd! Dieser Mangel an Ausdruck, diese Hilflosigkeit.

Händler und Hausierer. Auch unter diesen gibt es Artige und Unverschämte.

Man öffnet die Tür — und siehe da: ein fremder Mensch verbeugt sich formvollendet:

„Guten Tag, mein Herr. Darf ich Ihnen ein Stück Badeseife anbieten?"

Der Nächste aber stellt einem gleich eine Ladung Bürsten und Bürstchen vor die Füße.

Es ist staunenswert, was alles offeriert wird! Obst, Gemüse und Lampenschirme, Hefepflaster, Schnürsenkel, Zwirn und Nähnadeln, Kleinbahola, Bohnerwachs, Vogelkäfige und seidene Strümpfe. Jüngst kam sogar jemand mit Quarkkäse.

Viele sind berufen — und nur wenige sind auserwählt.

Von einem Auserwählten soll berichtet sein!

Er klingelte zweimal. Ich eilte zur Tür in dem Glauben, es sei mein Freund W. K., der ewige Student. Er war es nicht.

Vor mir stand, militärisch stramm, ein Mann besten Jahrganges.

Unter dem Arm trug er eine Kiste, anscheinend eine außergewöhnliche Margarinekiste. Starr und stumm wie ein Laternenpfahl stand er da; fast hypnotisch blickte er mich an. Doch mir war's, als blitzte der Schalk hinter seinen Brillengläsern. Ein Kerl mit Humor also!

„Mürrt Euch!" sagte ich.

„Zu Befehl!" plapte er heraus und setzte seine Kiste ab. (Dieser Mann in der Stahlhaubtschrille erinnerte mich lebhaft an meinen verschollenen Freund Gustav.)

„Was ist Euer Begehr?"

„Es sei mir vergönnt, Ihnen einige Katzenfelle vorzuführen", gab er ernst Bescheid.

„Katzenfelle vorführen?" — (Das hatte ich wirklich noch nicht erlebt.)

„Mit Ihrer Genehmigung, bitte."

„Verfügen Sie! — Der Mann interessierte mich.

Er klappte den Kistendeckel auf und brachte ein Bündel glänzender Felle zum Vorschein, helle und dunkle.

„Das wirksamste Mittel bei Rheumatismus!" beförderte er mich.

„Woher wissen Sie, daß ich Rheumatiker bin?"

„Das sehe ich Ihnen an. Mit Verlaub."

„Sie scherzen!"

„Scherze kann ich mir nicht leisten."

Unbeirrt rühmte er die einzelnen Felle; er sprach von Sommer- und Winterfellen. Ich war perplex.

„Guter Freund", sagte ich schließlich, „vielen Dank! Leider sind Ihre Bemühungen umsonst. Ich habe eine Abneigung gegen alle Felle. Uebrigens muß ich mein Leben mit Atemgymnastik, Diät und Kräutertee kurieren!"

„Kräutertee? Da kann ich dienen!" Und schon langte er in seine Kiste.

„Bedaure aufrichtig, bin versorgt."

„Sie sind Zigarettenraucher!" überlistete er mich. „Hundblaschachteln in den Taschen zu haben ist lästig und eines Gentleman unwürdig. Ich werde Ihnen sofort ein kleines, hochfeines Patentfeuerzeug vorführen! Bequem in der Westentasche zu tragen. Dabei kramte er selbstbewußt in seiner musteriösen Kiste.

Katzenfelle, Kräutertee, Feuerzeuge . . . Der Mann hatte alles in seiner Kiste. Es sollte mich nicht wundern, wenn er jetzt eine Landkarte von Sachsen hervorbrächte!

Ich mußte abwehren!

„Schön", sagte er zum Schluß. „Ich komme nach dem Ersten wieder. Dann mache ich mit Ihnen bestimmt ein Geschäft!"

Wohlwollend nickte ich ihm zu. (Ich bin neugierig, was er mir nach dem Ersten alles „vorführen" wird.) Die Hand bereits an der Klinke, wünschte auch ich ihm inzwischen besten Erfolg.

„Noch einen Augenblick!" hat er zwingend. „Weil Sie mir so ausnehmend Beachtung schenkten, möchte ich Ihren Kopf skizieren. Schauen Sie bitte seitwärts. Zeichenblock und Stift in Händen, sah er patriarchalisch auf der hochsitzenden Kiste.

„Sie haben ein klassisches Profil!"

Nach wenigen Minuten überreichte er mir mit Hackenkrach das Blatt.

Ich war verblüfft.

„Was bin ich schuldig?"

„Fünfzig Pfennig, wenn Sie wollen. — Danke gehorsamst!" Er blickte zu Boden.

„Ich hätte noch eine letzte Bitte: Singen Sie mir ein Lied, irgend ein Lied!" Beschwörend hob er die Hände.

„Ich höre so leidenschaftlich gern Gesang. Bitte, singen Sie!"

„Woher wissen Sie, daß ich zufällig singen kann?"

„Ich habe Sie schon früher einmal singen gehört. Damals wagte ich nicht zu läuten. Singen Sie!"

Da trat ich einen Schritt in den Korridor zurück — und sang.

Ich sang ein Lied von inniger Liebe und stetem Gutsein. Es war ein kleines, dummes Lied.

„Ich danke Ihnen!"

„Gehabt Euch wohl!", sagte ich und schloß die Tür. Ein wenig beklommt lief ich raschen Schrittes nach meinem Mietzimmer.

Bereit, einzutreten, hörte ich drüben die Klingel schellen. Der Kistenmann sprach also jetzt bei Dr. Bischer vor. Sachk schlich ich wieder zurück und lauschte durch den „Spion". Drüben ging die Tür auf. Das Dienstmädchen.

„Ich habe hier einen gefungen", sagte der Brillenkorporal. „Bitten Sie den Herrn Doktor um eine Zuwendung für mich. Brotloser Künstler ist!"

Der Doktor kam persönlich und reichte ein Geldstück.

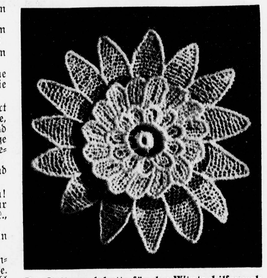
„Mein Kompliment. Sie haben Stimme — große Stimme. Ein Genie!"

„Genie ist Fleiß," meinte der Türsteher bescheiden.

Dann knallte Hackenschlag.

**In diesem Hause fand der Millionenbetrüger Stavisky sein Ende**

Die Villa in Servoz bei Chamonix, wo Stavisky nach dem offiziellen Polizeibericht im Augenblick der Verhaftung Selbstmord verübte. Trotz des genauen Berichtes wollen die Gerüchte nicht verstummen, daß Stavisky von Polizeiagenten in höherem Auftrage getötet wurde, damit er durch seine Aussagen nicht hochgestellte Persönlichkeiten belastete.



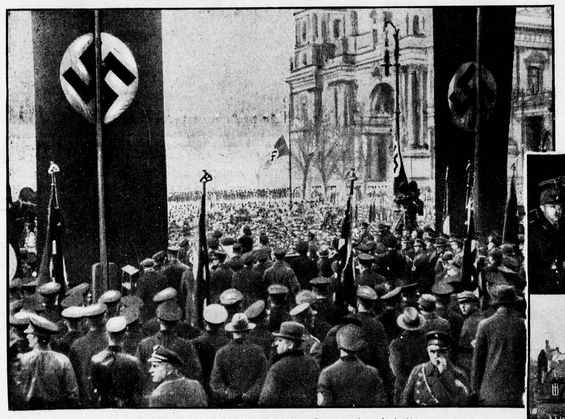
**Die Spitzenplakette für das Winterhilfswerk**

Die Spitzenrosette, die in einer Anzahl von fünf Millionen Stück in verschiedenen Teilen des Reiches hergestellt wird und die dann im Monat Februar zu Gunsten des Winterhilfswerkes zum Verkauf gelangt.



# Streifzug durch die Woche

Wie doch das Soldatische zu einer inneren Haltung werden kann! Es bedeutet dann Zucht und Disziplin der Seele. Wie viele Seele durch ihre Ideen den Körper erzieht, so kann umgekehrt auch der Körper einen Einfluß auf die Seele gewinnen. Beides hängt miteinander zusammen, und so sollte es im Grunde keine militärische Dressur geben, ohne daß auch das Heldische in der Seele dabei entzündet würde. Auch da, wo der Sport richtig getrieben wird, bringt er eine erfrischende Wirkung auf die Seele hervor.



**Der Dank der Arbeiter für das Gesetz der Arbeit**

Blick auf die Kundgebung der Hunderttausende von NSBO-Mitgliedern im Berliner Lustgarten. Die Massen dankten dem Führer für das neue Gesetz zur Ordnung der nationalen Arbeit, das neue Bahnen weist.

Das kann sich auf alle Lebensbereiche erstrecken, sogar bis in die Religion hinein. Ein Zeichen dessen ist mir gerade das Buch eines tapferen Kriegsleutnants, der sich nach dem Friedensschluß dem heiligen Kriegsdienst des höchsten Königs gewidmet hat. Max Bisher heißt dieser Mann, und seine kleinen Schriften, die vorwiegend für junge Menschen bestimmt sind, beweisen, wie die soldatische Haltung sich auf höhere Ebene nun auswirkt. Das „Rennen im Kreis", schon in zweiter Auflage im Verlag Laumann (Dülmen) erschienen, erinnert uns die Erlebnisse einer Taschenuhr, die mit ihrem tapferen Besitzer den Weltkrieg mitgemacht und in ihrer Weise treu dabei geholfen hat. Schließlich ist sie mit ihm ins Kloster eingetreten, wo sich ihre Zelle in einem Wandschränkchen findet. Es ist dichterische Kraft in diesem flott erzählten Büchlein, denn so ganz leicht ist das nicht, eine mechanisch laufende Uhr zu beseelen. Es ist aber gelungen, und das schöne Resultat wird natürlich zu des „Dienstes ewig gleichestellter Uhr". Es wach'en alle seine Eigenschaften der Präzision in die ethische Höhe der Pünktlichkeit und der Pflicht hinauf. Es wird die Uhr, die nicht nur den Kasernendienst, sondern auch den Gottesdienst begleitet. Es wird das Symbol des Soldaten, des Soldaten Christi, der sein irdisches Vaterland um so heißer liebt, als es für ihn ein Weg zum himmlischen Vaterland wird. Der Erobererstieg, der jeden jungen Menschen und jedes junge Volk erfüllt, wird erhöht in den Eroberersieg im Gottesreich. Jede Regung unserer Seele muß für dieses Gottesreich gewonnen. Das entgötterte Abendland muß für das Christentum neu begeistert werden, und nun erst die vielen Völker, die noch warten in der Nacht des Heidentums!

Man soll die Unterschiede zwischen den Generationen nicht größer machen als sie sind, haben sich die Vierzig-, Fünfzig- und Sechzigjährigen bei uns doch in ihrer Jugend genau so gut am Soldatenspiel gefreut, wie viele Jugendliche heute. Aber es ist auch wahr, daß die jüngste Generation, die mehr durchgemacht hat als die ältere, irgendwie sachlicher und seelisch einfacher ist. Darauf macht Anton Stonner in seinem lehrreichen Buch über die „Religiös-sittliche Führung Jugendlicher" (Herder & Co., Freiburg) aufmerksam, und darin hat dieser erfahrungsreiche Jugendführer sicherlich recht. Ueber dem Interesse der einzelnen Generationen liegt aber das, was den Kern dieses Buches angeht. Er richtet sich einfach an alle Menschen, an jung und alt, vor allem aber an die Erzieher. Wie es dem Geiste der Zeit entspricht, legt Stonner auf Dokumenten auf, auf wirklichen Tatsachen und Beobachtungen. Wir ehren das Leben, wie es sich im Verhältnis von Eltern und Kindern, von Religionslehrern und Schülern, von Pfarrern und Gemeindemitgliedern abspielt. Vor allem sehen wir die Reflexe des Lebens in den Seelen der Menschen. Die heutige Sachlichkeit bringt die große Gefahr mit sich, daß man in den äußeren Sachen mehr Bescheid weiß als in den inneren. Man vergrößert und verliert seine Kenntnisse im Technischen und Praktischen, aber man vergißt dabei, daß das Reich der Gedanken und der Gefühle in uns doch die überragende Bedeutung im Leben behalten muß. Diese Pflege der Seele ist durchaus vereinbar mit der Pflege des Körpers, wie wir soeben dargetan haben. Aber das goldene Sprüchlein behält auch heute noch seinen Sinn, daß nämlich die Seele der Kultur die Kultur der Seele sei.

Von hier aus fällt ein wunderbares Licht auf die Tätigkeit der Führer im Innenleben des Menschen, vor allem der Priester. Ich weiß nicht, wohet das kommt, aber man hat oft den Eindruck, daß in manchen Kreisen sich eine eigentümliche Zurückhaltung dem Priester gegenüber setzt. Man kommt ablehnend in Gesellschaften, die den Geistlichen betrachten, als hätten sie sich nun in kommunistischen Hetzschriften ihre Meinung über ihn gebildet. Selbst im Felde konnte es vorkommen, daß der Lazarettpfarrer in dem einen oder in dem anderen Saal außerordentlich kühl aufgenommen wurde. Die Stimmung schlug gewiß bald um, wenn der Geistliche seine Pflicht tat und den Menschen nahekam. Aber es war doch eine gewisse Atmosphäre erst zu überwinden.

**Hohe Gäste bei der Uraufführung des Wilhelm-Tell-Films**

Der Kanzler und der preußische Ministerpräsident als Ehrengäste bei der Festvorstellung, die im Berliner Ufa-Palast am Zoo anläßlich der Uraufführung des Wilhelm-Tell-Films stattfand.

**Hermann Bahr,**

der berühmte österreichische Dichter, der erst im vorigen Jahr seinen 70. Geburtstag feiern konnte, ist in München nach längerer Krankheit gestorben. Seinen Hauptruhm errang Bahr durch einige viel gespielte Lustspiele, wie „Das Konzert", „Der Meister" usw. Als Kulturkritiker zeigte er eingehendes Verständnis für die neue Zeit und verschaffte vor allem der Religiosität neue Geltung.

**In Plettenberg flog ein ganzes Wohnhaus durch Gasexplosion in die Luft**

Die trostlose Trümmerstätte. Wo vor kurzem noch ein massives Haus stand, ist jetzt nur noch zerbröckeltes Mauerwerk und zersplittertes Holz zu sehen. — In Plettenberg im Sauerland wurde ein Wohnhaus durch eine schwere Gasexplosion völlig vernichtet, wobei fünf Personen ums Leben kamen. Als Ursache nimmt man eine schadhafte Stelle der dort vorbeiführenden Gasfernleitung an.

**Das Erinnerungstreffen in Lippe**

Oben: Der Führer begrüßt den Freiwilligen Arbeitsdienst in Lemgo. Links hinter dem Kanzler der Staatssekretär und Organisator des Arbeitsdienstes, Oberst Hierl. Unten: Der Vorbeimarsch der SA und SS vor dem Reichsstatthalter Meyer und den Ehrengästen auf dem Theaterplatz in Detmold. — In Lippe gedachte man jetzt des Wahlkampfes, der hier vor einem Jahre stattfand. Er war der letzte Kampf mit dem Stimmzettel zwischen dem alten System und dem Nationalsozialismus, dessen überragender Sieg in dem kleinen Lande gleichzeitig zum Stimmungsbarometer für das Reich wurde und dessen Eindruck die Gegner so erschütterte, daß der Weg zur Regierungsübernahme am 30. 1. 1933 frei wurde.

kommen? So meldet sich in diesem Buch unter diesen eine Stimme und sagt: „Mit siebzehn Jahren fand ich den Weg zur katholischen Jugendbewegung. Ihr geistlicher Führer ist mir sechs Jahre hindurch Führer geblieben. Trotz eines Altersunterschiedes von etwa elf Jahren war er uns immer Kamerad und wuchs lebendig mit uns und unsern Schwierigkeiten. Es ist unendlich schwer zu sagen, warum er niemals mein Vertrauen enttäuschte... Meine Stellung zu Gott und Kirche wurde damit geändert. Ich wurde gleichsam neu geboren. Daß ich heute so zum Leben stehe, verdanke ich dieser Führung."

Dokumente führen eine sachliche und nüchterne Sprache. Sie geben Tatsachen, nach denen das Leben beurteilt werden soll. Das gilt auch für diesen Bereich.

Körper und Seele zusammen bilden die eine menschliche Persönlichkeit. Soll sie in geschlossener Kraft und Schönheit auftreten, so muß von beiden Seiten her diese Einheit geschaffen werden. Zuletzt stammt diese Einheit im Menschen von der Einheit in Gott. Der ewige Funke ist in jedem Leben entzündet, ein Funke vom Feuer Gottes. Ist er erloschen, dann ist der Mensch wie eine Kirche ohne das Ewige Licht wie ein Kunstwerk ohne Geheimnis, wie ein Volk ohne Seele.

# Narretei und Mummenschanz

## Unter der Herrschaft des Prinzen Karneval / Deutsche Fastnachtsbräuche

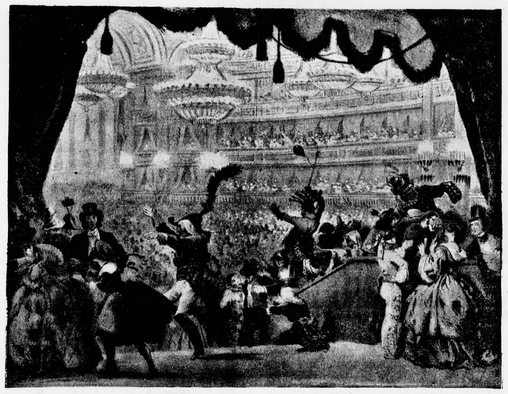
Der berühmte Kölner Karneval kann in diesem Jahre auf sein 700jähriges Bestehen zurückblicken. Aus diesem Anlaß wird das rheinische Volksfest diesmal besonders gefeiert werden. „700 Jahre Kölner Karneval", das soll auch der Leitspruch des diesjährigen Rosenmontagszuges sein. Nachstehende Ausführungen über den Karneval dürften daher von Interesse sein.

Prinz Karneval im Kölner Rosenmontagszug.

Karneval! das ist das Zauberwort, das alle Widrigkeiten des Lebens vergessen läßt. Karnevalsleben! Hinter dieser bunten Fassade verschwindet das Grau des Alltags. Prinz Karneval regiert, er schwingt sein buntes Zepter in einem Staate, in dem es eine einzige jubelnde Menge gibt, die Rang und Stand, Heut und Morgen, das Vergangene und Kommende vergessen hat und vergessen will. Karneval! Wie ein Spuk tobt es durch die Stadt mit Narretei und Mummenschanz, um am Aschermittwoch ebenso plötzlich zu verschwinden, wie es gekommen.

Carne vale! Fleisch lebewohl! So hat man bisher das Wort Karneval als aus dem Italienischen stammend gedeutet. Vielleicht jedoch ist auch eine andere Lesart zutreffend. Carus navalis ist der lateinische Ausdruck für den Schiffskarren, auf dem der Gott des Naturjegens in der Antike durchs Land zog. Dieser Schiffskarren hat sich in das Narrenschiff gewandelt, auf dem junge Burschen sitzen und Spottverse singen. Alte heidnische Ueberlieferungen haben sich ja auf fast allen Gebieten des Volkslebens in abgewandelter Form erhalten, und so ist es durchaus möglich, daß die lateinische Bezeichnung für den Schiffskarren dem Karneval den Namen gegeben hat. Geschichtliche Beweise für die Deutung dieses Wortes lassen sich jedoch nicht erbringen, denn der Hang zu Maskenscherz und Mummenschanz reicht in eisgraue Zeiten zurück, er ist so alt wie die Menschheit selbst.

Die Vermummung ist der eiserne Hauptbestandteil jedes Karnevaltreibens, und er ist dies, weil er tief und unausrottbar im alten Volksglauben heidnischer Zeiten wurzelt, in denen christliche Grundsätze noch unbekannt waren. Masken gab es zu allen Zeiten und bei allen Völkern. Sie gehen in ihrem innersten Kern auf den Wunsch des Menschen zurück, einmal nicht mehr das alltägliche Ich zu sein, einmal ein anderer, irgend ein Mächtiger, irgend ein Großer. Damit gelangen wir zu dem wahrsten Ursprung des Karnevals. Die tollen Narreteien, mit denen sich das Volk heute belustigt, sind die letzten Ueberreste eines zauberischen Kults. Diese Ueberreste finden wir in Volksbräuchen verschiedenster Art und auch der Karneval, richtiger gesagt die Fastnacht, hat bei uns in den einzelnen Landstrichen verschiedene Bräuche ausgebildet. Einer der bekanntesten deutschen Fastnachtsbräuche ist der Münchener Schäfflertanz.



Der traditionelle Opernball in Paris, ein Bild aus dem Jahre 1845.

Karnevalstreiben in den Straßen von Mainz

Deutsche Karnevalsmasken aus dem Jahre 1597.

Schäffler- (Böttcher-) Gesellen kleiden sich in eine bunte Uniform, die aus einer roten Weste, gelbem Schurzfell, weißen Strümpfen, Schnallenschuhen und einer grünen Kappe mit bunten Federn besteht. In ihrer Mitte zieht ein Spaßmacher und der sogenannte Reifenschwinger, der auf dem Innenrand eines Faßreifens drei volle Weingläser trägt und ohne ihren Inhalt zu verschütten, den Reifen mit großer Schnelligkeit über seinem Kopfe schwingt. Es sind in der Regel 20 Gesellen, die mit Musik durch die Straßen ziehen. Vor einem bestimmten Hause machen sie Halt, und unter ihren mit bunten Bändern geschmückten Reifen führen sie einen Reigen mit den kompliziertesten Figuren auf, der schon lange vorher eingeübt wurde, indes das Volk sich an den Späßen des Hanswurstes ergötzt.

Früher war als Fastnachtssitte noch der Waffentanz verbreitet, der sich ja bei allen Völkern der Erde vorfindet. Heute jedoch ist er völlig in Vergessenheit geraten. Bräuche, die sich heute noch erhalten haben, sind die Hansele in Süddeutschland, die verkleidet durch die Dörfer ziehen, von einer großen Schar gabenheischender Kinder gefolgt, und eine namentlich in Bayern geübte Sitte, das Haberfeldtreiben. Die Burschen ziehen vermummt und unkenntlich gemacht vor die Häuser irgendwelcher Personen, die sich mißliebig gemacht haben und tragen nun deren Schandtaten öffentlich in Spottversen vor, die sie an langen Winterabenden geschmiedet haben. Aber nicht alle Bräuche zur Fastnachtszeit, die wir in den deutschen Landen antreffen, gehen auf heidnischen Kult zurück. Der Kölner Rosenmontagszug, der berühmteste deutsche Fastnachtsbrauch, ist beispielsweise nur wenig mehr als 100 Jahre alt. Er ist freilich nicht zu verwechseln mit dem Kölner Karneval überhaupt, der, wie eingangs erwähnt, auf ein Alter von 700 Jahren zurückblickt.

Kölnische Karnevalstypen aus der Zeit vor 100 Jahren.

Es ist vorhin des öfteren das Wort Fastnacht gebraucht worden. Es sei auch für dieses Wort eine Deutung versucht. Man hat das Wort auf Faselnacht zurückgeführt, d. h. eine Nacht, in der man Allotria treiben kann. Diese Deutung ist jedoch nicht zuverlässig. Viel näher liegt die wörtliche Auslegung. Fastnacht ist die Nacht vor dem großen Fasten in der Passionszeit. Aus diesem Grunde führt man seinem Magen noch einmal das zu, was er dann freiwillig entbehren muß. Und man kostet noch einmal die Genüsse aus, auf die man in der Fastenzeit Verzicht leisten muß.

Ein wahres Volksfest ist der Karneval freilich nur in Süd- und Westeuropa. Wie überhaupt die Bevölkerung des Südens Feste viel besser zu feiern versteht, als der kühle schwerblütige Norden oder Osten. Der Karneval von Venedig ist der berühmtesten einer. Wenn der lange Zug bunter Gondeln den Kanal Grande hinabfährt und der Markusplatz mit lautem Trubel erfüllt ist, ergötzt sich jedes Auge an diesem hinreißenden Schauspiel, insbesondere das Auge des Malers. An Berühmtheit steht der Karneval in Nizza nur wenig nach, aber hier ist er mehr eine Angelegenheit der vornehmen Fremden denn die breiten Volksschichten. Am Aschermittwoch bedeckt das Konfetti als bunter Schnee die Straßen fußhoch. Im Mittelpunkt des französischen Karnevals steht der Opernball in der Pariser Oper, der seit 1715 Tradition ist.

Es ist durchaus kein Zufall, wenn sich bei uns in Deutschland Karnevalstrubel und Fastnachtsbräuche auf den Süden und den Westen des Reiches beschränken. Das leichte Blut des Süddeutschen oder des Rheinländers läßt den Karneval zu einem wirklichen Volksfest werden. An Versuchen, den Karneval auch in Norddeutschland einzuführen, hat es nicht gefehlt. Sie sind jedoch sämtlich an der kühlen Sachlichkeit des Norddeutschen gescheitert.



# Aus fernen Zonen

## Kampf und Forschung im Eis des Nordpols

Ausschnitt aus einer Forschungsreise auf Franz-Josefs-Land

Das internationale Polarjahr ist beendet und die Expeditionen sind auf dem Rückmarsch. Soeben kam auch ein junger deutscher Forscher, Dr. Joachim Scholz, aus der Arktis zurück, der mit Unterstützung der Notgemeinschaft deutscher Wissenschaft an einer Expedition auf die zum Franz-Josefs-Land gehörige Hookerinsel teilgenommen hatte. Anderthalb Jahre saß die kleine Kolonie von etwa 25 Menschen dort oben, nur 1000 Kilometer vom Nordpol entfernt; eine Zeit, die an Erlebnissen und an wissenschaftlicher Arbeit reich war. Nicht weniger als 34 Eisbären wurden von den Expeditionsteilnehmern geschossen; Dr. Scholz kann von den abenteuerlichsten Begegnungen mit diesen Herren der arktischen Tierwelt berichten. Für die wissenschaftliche Arbeit war reichlich gesorgt, aber die Untersuchungen hatten häufig unter dem äußerst ungünstigen Polarwetter zu leiden. Schneestürme tegten wochenlang über die kleine Siedlung dahin und es ist Dr. Scholz passiert, daß er sich auf dem kurzen Weg von der Wohnhütte zum meteorologischen Instrumentenhäuschen verirrte, auf das Meereis geriet und sich plötzlich einem eingefrorenen Eisberg gegenübersah. Von interessanten Stunden langweiliger Wochen und von nicht weniger Sensationen veröffentlichen wir einen interessanten Abschnitt.

### Hitler spricht in die Polarnacht

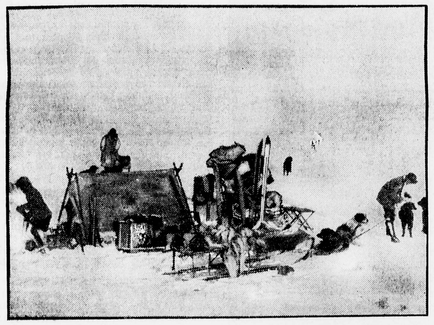
Die Arbeit im luftelektrischen Hause nahm ihren Fortgang, während ich im zweiten Zimmer arbeitete, schneiten durch die notwendigen Oeffnungen im Hause die Apparate im ersten Zimmer in unglaublich kurzer Zeit ein, so daß ich sie zum Messen erst wieder vollständig überholen mußte. Das kostete viel Zeit und Mühe und so suchte ich etwas niedergeschlagen eines Abends unsere Radiostation auf, um Königswusterhausen einzuschalten und hörte dort die überraschende Mitteilung, daß der neue Reichskanzler Hitler im Sportpalast in Berlin an einem der nächsten Tage sprechen würde. So erlebte ich denn am 10. Februar diese gewaltige Kundgebung mit. Lauschte dem Manne, der Deutschland, unser Vaterland, einer besseren, lichteren Zukunft entgegenführen will.

### Die Sonne kommt wieder

Am 24. Februar sahen wir nach vier Monaten die Sonne wieder. Als kleine rote Kuppe stand sie im Süden am Himmel. Zur Feier dieses Tages unternehmen wir paarweise Ausflüge. Mein Assistent und ich erstiegen das Plateau und wanderten nun munter darauf los. Unser Ziel war Kap Markham, das zehn Kilometer von unserer Station entfernt liegt. Leider jedoch konnten wir unser Ziel nicht erreichen. In der Freude darüber, daß endlich wieder die Sonne da ist, hatten wir nicht daran gedacht, daß zwischen ihrem Erscheinen und der Nacht ja nur 2½ Stunden Dämmerung lagen. Da zudem noch Neumond war, so beeilten wir uns, nach Hause zu kommen. Nach einem schwierigen Abstieg am Gletscherhang gingen wir auf dem zugefrorenen Meere zurück, um zu Hause zu hören, daß eine andere Gruppe auf zwei Bären gestoßen war und glückliche Jagd gehabt hatte. Sehr erfreulich; hatten wir so doch wieder frisches Fleisch.

### Schlittenexpedition über das Meer

Ende März waren die Vorbereitungen für eine Expedition nach der Insel Litteridge, die 40 Kilometer südlich von unserer Station liegt, beendet. Ein festes Zelt war genäht, genügend Proviant für uns und Petroleum für unseren Primuskocher gepackt, die Apparate alle sorgfältig eingepackt. Am 1. April, vormittags 11 Uhr, waren die Hunde vor unsere drei Schlitten gespannt und nun ging's los. Ueber das funkelnde, schimmernde Meereis sausten wir in südlicher Richtung davon. Hinter den Schlitten trabend und schiebend, je nach den Bedingungen der Eisfläche. Leider aber hielt das gute Wetter nicht an. Bald setzte feiner Nebel ein, der das Finden des Weges erschwerte. Aber nichts destotrotz ging es munter weiter, bis wir in der Nähe von Dundee, einem flachen Ausläufer der Hookerinsel Rast machten. — War unsere Insel, die wir erreichen wollten, war nichts zu sehen. Mit dem Glase suchten wir eifrig den Horizont ab, als es zu nebeln nachgelassen hatte. Wir fanden, was wir suchten, aber nur undeutlich sichtbar guckten sich die schwarzen Figuren des Basaltgesteins unter Schnee und Eis hervor. Flach war unsere Insel, ganz flach. Für die Meßbedingungen außerordentlich günstig. Also ging es weiter. Gegen Mitternacht erreichten wir unser Ziel, schlugen unser Zelt auf und schliefen den Schlaf des Gerechten. Zwei von uns, die zur Beförderung des Gepäcks mitgekommen waren, machten sich mit allen Hunden auf den Heimweg, zwei Schlitten mit sich führend, da die Hunde für eine andere Expedition, die ebenfalls starten sollte, benötigt wurden. Nur die Hündin Tumba blieb als Zeltwächter da.



Die Schlittenexpedition hat ihr Ziel erreicht und richtet für fünf Wochen ein Zeltlager ein. Hier geschah der nächtliche Ueberfall des Eisbären auf Dr. Scholz und seinen Begleiter

### Zwei Forscher und ein Hund

Ueber der Hookerinsel hingen dicke schwere Wolken, während bei uns „wolkenlos und heiter" wenn auch hundekalt die Diagnose lauten mußte. So lebte und arbeitete ich nun schon den vierten Tag, ohne daß etwas besonderes sich ereignet hätte. Der harjgefrorene Schnee funkelte in der Sonne. Soweit das Auge reicht, unübersehbare Eis- und Schneemassen und Schweigen. Wenig Wind, dafür Sonnenschein, der die Benutzung der Schneebrillen erzwang. Die interessante und bekannte Erscheinung der Arktis war vorhanden; es entstanden durch die verschiedenen Temperaturen der Luftmassen optische Täuschungen. Ein Eisberg in 5 Kilometer Entfernung, der eben noch ein spitzer Kegel war, nahm plötzlich die Form eines Zylinders an um im weiteren Verlauf die bizarrsten Formen vorzutäuschen. So lebten und arbeiteten wir auf Litteridge, ohne daß sich etwas Besonderes ereignet hätte. Diese friedliche Zeit wurde jäh durch einen Eisbären unterbrochen, der uns in der Nacht vom 4. zum 5. April besuchte.

Den ganzen Tag über hatte gutes Wetter geherrscht. Die Messungen waren zur Zufriedenheit verlaufen. Müde und durchfroren — es waren 35 Grad Kälte — beschloß ich in den Schlafsack zu steigen, zumal nun auch etwas Bowlige einsetzte, die das Messen behinderte. Mein Kamerad Iwan Dimitri war mit diesem Gedanken sehr einverstanden. Wir krochen in unser Zelt, von dem nur noch ein Drittel über den umgebenden Schnee herausragte und gingen an die Zubereitung unseres Abendbrotes. Reis mit kondensierter Milch und Schnee auf unserem Primus gekocht, gab eine nichtige kurzale Mahlzeit. Dann den Zeltein-

Eine Radiosonde wird in die Stratosphäre abgeschickt. Die Ballons tragen einen kleinen automatischen Sender, der in regelmäßigen Abständen Luftdruck, Temperatur und Feuchtigkeitsgehalt herunterfunkt.

gang verschlossen, nachdem unser Hund Tumba sein Stück aufgetautes Walroßfleisch erhalten hatte, für die Nacht zurechtgemacht und in den Schlafsack gekrochen. Der Primus verbreitete noch behagliche Wärme, der Teekessel fing an zu singen und kündete uns an, daß es Zeit für unseren Schlaftrunk sei. Der heiße Trank tat uns wohl, eine angenehme Wärme schlich durch den Körper. Iwan löschte nun den Primus aus und wir begannen die Bänder an unseren Schlafsäcken zu verschnüren.

### Ein Eisbär überfällt uns im Zelt

Da plötzlich: Unsere Tumba, die ebenfalls bei unserem Zelt sich zur Ruhe gelegt hatte, stimmte ein wildes Gekläff an und wir hörten, wie sich dieses erst recht laute und wütende Gebell in der Ferne verlor. Das sieht beinahe nach Eisbär aus! Aber der Schlafsack ist so schön warm. Keiner wollte aufstehen, um sich Gewißheit zu verschaffen. Also lagen wir noch ein Weilchen, bis uns ein im Schnee knirschendes Tapp-tapp schnell in die Höhe brachte. Also doch! Jetzt wurde die Lage kritisch. — Unser Gewehr stand vor dem Zelt, damit, wie Iwan meinte, die Waffe nicht rosten sollte; uns fanden im Augenblick nur zwei Pistolen zur Verfügung. Etwas wenig für 300 Kilogramm Muskeln mit Eckzähnen und Tatzen. Worauf es jetzt also ankam war, an das Gewehr zu kommen. Nun hatten wir aber unseren Eingang als Windschutz mit einer Kiste verbarrikadiert; Inhalt: Gefrorenes Schweinefleisch. Nur natürlich, daß unser Gast versuchte, den normalen Weg in unser Zelt einzuschlagen, um an diese Kiste zu gelangen.

Iwan Dimitri, der das Schnaufen und Kratzen vor sich hörte, schoß durch die Zeltlür in die Luft. Aber dieses sonst wirksame Mittel vertrieb unseren Besucher nicht. Auch ein zweiter Schuß ließ ihn völlig kalt. Er blieb vor der Zeltlür. Dieses Verhalten unseres Gastes zeigte uns, daß er hungrig, also auch sehr angriffslustig sein mußte. Was also tun, um den Eisbären von dem Zelteingang zu vertreiben? Uns kam eine neue Idee. Iwan brüllte in Richtung auf die Tür, als wenn er am Spieße steckte. Und siehe da, dieses etwas eigenartige Mittel hatte Erfolg. Brummend ob dieser Störung entfernte sich unser Gast von der Tür. Aber wo ist er nun hin? Das Tappen ist deutlich zu hören. Angestrengt lese ich aus unserem Zelloloidvorhang an der Innenwand des Zeltes heraus. Ein Augenblick der Verblüffung; offenbar wollte der Eisbär hereinsehen. So hatte ich denn während einiger Sekunden seine Schnauze, in der prächtige Eckzähne schimmerten, direkt vor meiner Nase. Vorsichtshalber brachte ich nun doch meine Pistole in Anschlag und machte meinen Kameravertreter unseren Besucher nicht. Auch ein zweiter Schuß ließ ihn völlig kalt. Er blieb vor der Zelttür. Dieses Verhalten unseres Gastes zeigte uns, daß er hungrig, also auch sehr angriffslustig sein mußte. Was also tun, um den Eisbären von dem Zelteingang zu vertreiben? Uns kam eine neue Idee. Iwan brüllte in Richtung auf die Tür, als wenn er am Spieße steckte. Und siehe da, dieses etwas eigenartige Mittel hatte Erfolg. Brummend ob dieser Störung entfernte sich unser Gast von der Tür. Aber wo ist er nun hin? Das

### Der Schuß im letzten Augenblick

Während dieser Zeit untersuchte der Eisbär vor meinen Augen unseren Schlitten, auf dem noch Walroßfleisch für unseren Hund aufgestapelt lag. Als der Zelteingang freigelegt war, krochen wir hinaus, Iwan als erster. Aber kaum uns sehend, kam auch schon der Eisbär auf uns zugestürzt. Gerade so viel Zeit hatten wir, um einmal zu feuern ohne zielen zu können. Es war ein Zufallstreffer. Durch die Nase war das Geschoß in den Hals gedrungen und hatte die Schlagader zerrissen. Zwei Meter von uns entfernt ging er nieder und verendete in kurzer Zeit.

Jetzt kam der zweite und längerdauernde Teil dieses Abenteuers. Das Abziehen des Pelzes und Zurechtschneiden des Fleisches für uns und unseren Hund. Das mußte sofort und sehr schnell gemacht werden, bevor unser Eisbär gefrieren konnte. Das Abziehen wurde mit großer Geschwindigkeit von uns beiden besorgt, dauerte aber immerhin mehr als eine Stunde. Schließlich zerlegten wir noch das Fleisch — unser Bär hatte in seinem Magen nichts als Wasser und Luft, mußte also völlig ausgehungert gewesen sein — und dann schleunigst in den Schlafsack zurück, denn am anderen Tag mußten die Messungen in der Frühe wieder beginnen. Natürlich gab es am folgenden Mittag frisches Fleisch: Eisbärenschnitzel!

Ein vier Monate alter Eisbär spielt gar zu gern mit einem der Schlittenhunde, in dessen weichem Fell er mit seinen Tatzen wühlt.

# Kampf um Zinnen und Zacken

## Die Tiroler Standschützen im Weltkrieg

Die Tiroler sind als ein tapferes, freiheitsliebendes Volk bekannt, das sich schon unter Napoleon tapfer seiner Haut wehrte. Wenigen aber ist es in vollem Umfang klar, wie sich dieses „letzte Aufgebot" auch am Weltkriege beteiligte. Im Tyrolia-Verlag (Innsbruck) ist soeben ein Buch „Die Standschützen im Weltkrieg" von Dr. Anton Mörl erschienen, das durch seine vielen Bilder aus dem Hochgebirgskrieg und durch genaue Beschreibung der Heldentaten der Tiroler Standschützen zu einem Denkmal für ganz Tirol geworden ist. Dr. Anton Mörl war Bataillonsadjutant im Standschützenbataillon Innsbruck I. Er schildert in fesselnder Weise die behelfsmäßige Organisation, die persönlichen Heldentaten und unerhörten Strapazen dieser eigenartigen Truppe. Die Bilder, die wir veröffentlichen, sind mit Erlaubnis des Verlages dem Buche entnommen, das wir angelegentlichst nicht nur den Kriegsteilnehmern, sondern allen Freunden des Hochgebirges und des schönen Landes Tirol empfehlen.

**Ein Volk steht auf.**

Als der Weltkrieg ausbrach, rechnete man schon bald mit dem Eintritt Italiens in die Auseinandersetzung. Mitte August 1914 wurden die Standschützen aufgefordert, sich zur Dienstleistung zu melden. Zu den Standschützen gehörte die ganze männliche Bevölkerung Tirols, die nicht kriegstauglich war. Als Hochgebirgsvolk im Schießen sehr erfahren, waren diese nicht zum Militär Eingezogenen auf Schießständen „einroliert". Durch ein Gesetz von 1913, das aber noch nicht durchgeführt war, wurde diese Einrichtung allen zur Pflicht gemacht. So kam es, daß Burschen von 15 Jahren und Greise von 90 Jahren sich zu den Standschützen meldeten. Die Truppenkörper wählten ihre Offiziere selbst. Es war eine Großleistung der Organisation, daß bei der Mobilisierung der Standschützen im Handumdrehen über 38 000 Mann zur Verfügung standen. Die ersten Standschützen stellten provisorische Wachen.

Im Mai 1915 wurde es ernst. Alle Bezirke Tirols stellten Bataillone. So umfaßte die Stadt Innsbruck deren drei zu je etwa 900 Mann. Die Bataillone zerfielen wieder nach den Orten in Kompagnien, die den Namen ihres Dorfes trugen. Innerhalb weniger Tage wurden diese Standschützenbataillone ausgerüstet und an die italienische Grenze geworfen. Denn Italien nutzte eine Stunde zum Kriegseintritt, da die österreichische Armee den letzten Soldaten in Galizien brauchte. Der Gegner war überrascht, als er auf allen Bergeskuppen, auf Pässen und Gebirgssätteln die Tiroler Standschützen vorfand. Er wagte den Vormarsch überhaupt nicht. Das Standschützenbataillon Innsbruck I kam mit dem zweiten Bataillon und anderen Standschützenformationen in das Pustertal.

Standschütze Senn
des Bataillons Meran I rückte 1850, 1866 und 1915 als Kriegsfreiwilliger ins Feld. Eröffnete das Infanterieleuer auf den sieben Gemeinden.

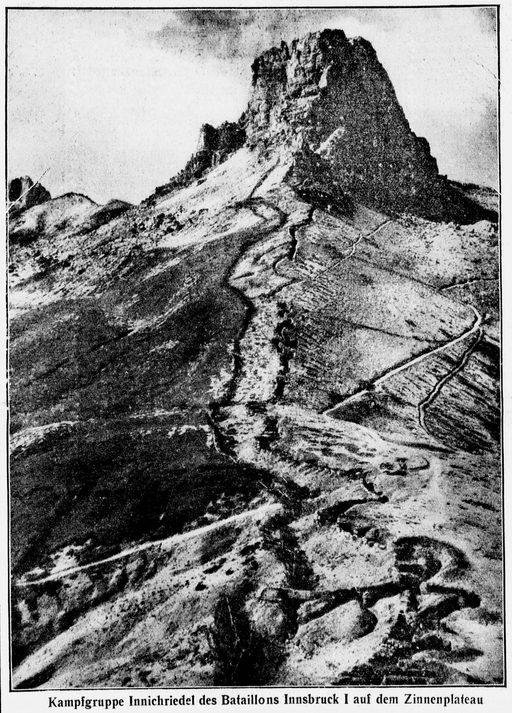
**Da galt noch der Mann.**

Man macht sich keinen Begriff davon, wie verschieden der Hochgebirgskrieg von den Kämpfen in der Ebene ist. Schützengräben wurden in der Zone des ewigen Schnees errichtet. Ueberall lagen Formationen von nur 20 bis 100 Mann. Patrouillengänger und Bergführergruppen wurden zusammengestellt. Vorgeschobene Feldwachen, die nur in der Nacht und unter großen Gefahren ihren einsamen Posten erreichen konnten, befanden aus einem halben Dutzend Kämpfern. Als die Tapferen ihre Stellungen antraten, fanden sie nicht die geringste Unterkunftsmöglichkeit. Es galt, einsteigen im Schnee eine Unterkunft zu finden. Hinter Steinhügeln fanden sie notdürftig Deckung. Es mußte erst ausgemacht werden, welche Höhen vom Feinde besetzt waren. Dann kam es freilich vor, daß man den Feind von einem Hang zum anderen geradezu anrufen konnte. In der Stellung am Piano warfen die Italiener z. B. leere Konservenbüchsen auf ihre Gegner herunter. Als eines Tages ein Standschütze vom Bataillon Innsbruck II vor Wut über den nicht erhaltenen Urlaub fortwährend auf den durch einen Schutzschild geschützten italienischen Posten schoß, fragte dieser herüber: „Warum tust du immer auf mich sitzen, Kamerad?" Der ärgerliche Standschütze antwortete mit den klassischen Worten: „Weil Krieg ich, Rindviech." Ein andermal rief an der gleichen Stelle ein italienischer Posten zwei Sillianerschützen zu: „Schaut's, daß ihr hinein kommts unters Dach, ich werde abgelöst, und mein Ablöser schießt."

**Patrouillengänger am Vergeshang.**

Solche Vorkommnisse zeigen den Geist der tapferen Tiroler, die sich durch keine Verluste abschrecken ließen, auch die schwierigsten Unternehmungen durchzuführen. Angriffe wurden mit einigen Dutzend Leuten gemacht. Sie mußten sich in tollen Kletterpartien an feindliche Gipfel heranschleichen, um die Besatzung zu vertreiben. Gar mancher vergebliche Angriff, mancher Abschuß eines tapferen Schützen, der hilflos an der Bergwand hing, zeugt von dem, was die Hochgebirgler für ihre Heimat ausstehen mußten. Eines unserer Bilder zeigt, welchen Weg die tapferen Standschützen bei einem solchen Angriff machen mußten, bis sie glücklich an den feindlichen Posten auf der Bergeshöhe herangekommen waren.

Immer wieder ehrend wird in dem Buche ein Feldkurat (Feldgeistlicher) Hofer genannt, der jetzt seinen Kameraden die hl. Messe las, um unmittelbar darauf als bekannter Bergsteiger mit einigen Kameraden irgendeinen Paß zu erklettern. Von dort aus kletterten sie das Feuer der in den Tälern sichtenden Batterien oder machte feindliche Batterien ausfindig. Eigenartiger Krieg: Man stieg aus dem Unterstand über einen Berggrat und war am Feinde. Als im Winter der Schnee am Sextenfein über 2 Meter hoch lag, wurde durch den Schnee ein Tunnel bis an den feindlichen Graben gebaut. Der Nachschub von Material und Munition war sehr schwierig und erforderte den ganzen Mann. Um z. B. aus einer Spalte auf eine Höhe zu gelangen, mußte etwa 80 Meter auf einer Leiter, die bereit war, mit der Last geklettert werden.



Kampfgruppe Innichriedel des Bataillons Innsbruck I auf dem Zinnenplateau

**Italienische Offensiven.**

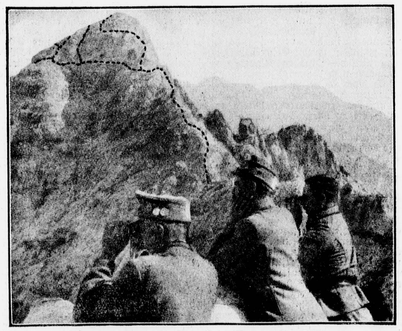
Ganze Divisionen regulären italienischen Militärs griffen die Schützennester der Tiroler an, um sie von ihrer Stellung zu werfen. Wenige Kämpfer hielten Grabenstellungen gegen feindliche Bataillone und Regimenter, die in dichten Schwärmen heranklettertten. Mancher Rückschlag erfolgte, zumal wenn Ruhenen oder Galizier zwischen den Standschützenständen eingesetzt waren. Dann zeigte sich der Tiroler Standschütze in seiner Schießkunst.

So wurde die Sentinellascharte am Rauchkofl eines Tages von den Italienern überraschend genommen. Eine Scharte ist eine Mulde zwischen senkrechten Felsen. Am Rauchkofl lagen hüben die Oesterreicher und drüben die Italiener. Eines Tages ließen diese ihre Soldaten in Schneemänteln an Seilen von der Höhe in die Sentinellascharte herunter, und die Standschützenwache wurde überwältigt. Ein Gegenangriff wurde abgeblasen, da dieses Loch doch keinen militärischen Wert hatte.

Mitte 1916 zogen sich die Italiener, durch Stellappen an der Isonzofront gezwungen, aus Südtirol zurück. Die tapferen Standschützen kamen in jene italienischen Orte, die sie so oft von ihren Bergen aus gesehen hatten. Leider war aller Opfermut vergeblich. Der Zusammenbruch der österreichisch-ungarischen Armee, nicht zuletzt herbeigeführt durch den Verrat des Völkergemisches, welches in ihr diente, zwang auch die tapfere Tiroler Front zum Waffenstillstand. Es ist recht bitter zu lesen, wie Dr. Mörl in seinem Buche über die Kopflosigkeit der Oberkommandos in jenen bösen Tagen klagt. Er weist demgegenüber auf das Beispiel Hindenburgs hin, der die deutsche Armee geschlossen zurückführte. An der Tiroler Front gaben die Armeekommandos einfach den Waffenstillstand bekannt, ohne seinen Zeitpunkt abzuwarten. Die Folge war, daß die wackeren Standschützenbataillone, und mit ihnen mancher deutscher Truppenteil, von den Italienern im Vorstoß haufenweise gefangen genommen wurden. Dieweil hatten sich die Oberkommandos längst in Sicherheit gebracht.

Sehr lobend spricht sich Dr. Mörl über die Zusammenarbeit mit den deutschen Truppen aus. Der Regimentskommandeur des Münchener Leibregiments, der heutige Reichsstatthalter von Epp, war lange Zeit Abschnittskommandant. Mit den Münchener „Leibern" verstanden sich die Tiroler Standschützen sehr gut. Denn sie und da wurden sie von aktiven österreichischen Truppen als „unausgebildete" nicht gebührend gewürdigt. Unverselhlich aber bleiben ihre Heldentaten. Von diesem Heldenmut möge auch die Tatsache Zeugnis ablegen, daß vom 10. bis 13. Dezember 1916 allein 10 000 österreichische und italienische Soldaten von Lawinen erdrückt wurden. Ehre diesen Tapferen!

H. S.



Fovamespitze mit dem Angriffsweg der Sillianer unter Hauptmann Golle



# Der lächelnde Tod

Von Francis D. Grierson

Berechtigte Übertragung aus dem Englischen: Margrith F. v. Meiss

1. Fortsetzung

Roger, dessen militärische Karriere einen plötzlichen Abbruch erlitten hatte, war ein zu guter Sportsmann, um ihr unnötig nachzutrauern. Als die Glocken den Waffenstillstand einläuteten, um statt des physischen Krieges den Mord des Handels zu verkünden, legte er seine Uniform ab und kehrte in das Haus seiner Mutter zurück.

Diese feinfühlige Frau, die für seine Rettung dankbar war, obwohl der Verlust des Auges das Opfer von Rogers Ambitionen bedeutete, versuchte nicht ihn zu trösten, in der Hoffnung, die Zeit werde dies besorgen.

Roger, von jeher ein Blücherwurm, sah jetzt viel freie Zeit, seiner Liebhaberei nachzugehen, wozu ihm militärische Pflichten und Studien wenig Gelegenheit gelassen hatten.

Bücher, Bücher, unzählige Bücher kamen nach Lancaster Gate. Roger lernte das heilige Feuer des Sammlers kennen, der in einem Bücherkramladen zweiter Güte eine Ausgabe von „Kant und Virginie" findet, mit der Aufschrift: „Sehr interessant, sixpence". Er verstand nichts von dem Wert einer Erstausgabe, aber das kümmerte ihn wenig. Er wählte seine Bücher, die jeden Inhaltes und aus jeder Zeitepoche waren, nicht wegen ihres Wertes, sondern aus Liebhaberei. Er konnte allein durch Tastvermögen, ohne Licht anzuzünden, ein gewünschtes Buch auf seinem Bücherregal finden.

Peter, dem alles was Roger tat, heilig war, begleitete diesen oft auf seinen Wanderungen durch enge Gassen und wartete in geduldigem Schweigen, während sein Freund sich die Finger mit staubigen Bänden schwärzte oder eifrig über das Gestell herfiel, auf dem zu lesen war: „Jeder dieser Bände nur four-pence"!

Um sich zu revanchieren, ließ Roger sich hin und wieder dazu überreden, den Smoking anzuziehen, und gestattete Peter, ihn in das Land des Jazzes und des Scheines zu entführen. Nachdem er das matte Monokel fester ins Auge geklemmt hatte, ging er heiter zur Schlachtbank, tanzte gewissenhaft mit eckigen Schultern, und kümmerte sich nicht um die Schmeicheleien heiratsfähiger Mädchen, die in seinen entschlossenen Blick ebenso verliebt waren, wie in den behaglichen Landsitz in Wales, der nach dem Tode seiner Mutter, oder wenn Roger geneigt sein würde zu heiraten, der seine werden sollte.

So kam es auch, daß die beiden Freunde sich in dieser nebligen Nacht in Tottenham Court Road befanden und eine Entdeckung gemacht hatten, die sie in ein Abenteuer verwickeln sollte, das interessanter war wie viele der Kriminalromane, die Roger mit amüsierter Ungläubigkeit gelesen hatte.

Der Professor und der Detektiv warteten bewegungslos, während Roger ihren Vorschlag mit der für ihn charakteristischen Gründlichkeit überdachte. Peter, dem es kaum möglich war, seine Ungeduld zu verbergen, schwieg mit dem vertrauensseligen Ausdruck eines Untergebenen, der die Befehle seines Vorgesetzten erwartet.

Nachdem Roger sich die Sache von allen Seiten hatte durch den Kopf gehen lassen, sagte er kurz: „Es freut mich, Ihnen behilflich zu sein, wenn Sie mich brauchen können."

Peter entfuhr ein begeisterter Ausruf, der die Anderen lebhaft an den Ton eines Waldhorns erinnerte.

„An die Gewehre!", rief er. „Ich werde den heiteren Gerichtsdiener spielen. Werde ich auch vereidigt?"

„Ich glaube nicht, daß das das Wesentlichste ist", erwiderte Wells belustigt.

„Ich liebe für Peter ein", sagte Roger. „Er ist allerdings hin und wieder ein Esel, aber er versteht das, was ihm aufgetragen wird, gut auszuführen."

„Gehorsam ist die erste Bürgerpflicht!" warf Peter ein. „Man soll nicht rechten. Aber, Spaß beiseite, ich bin froh, mitmachen zu können und bin bereit, alles zu tun, was Sie wollen."

„Das ist der richtige Geist," meinte Inspektor Sims lächelnd. „Ich hoffe, Ihre Tätigkeit wird sie nicht zu hart angekommen." Er sah auf die Uhr. „Ich glaube, für den Augenblick wäre nichts weiter zu sagen. Wir werden Sie wissen lassen, wenn Sie uns helfen können. Ich verlasse mich darauf, daß Sie die Wichtigkeit, niemandem etwas von der Sache zu sagen, nicht außer acht lassen."

Er wollte sich erheben, als Roger ihn zu seinem Erstaunen mit einer Bewegung zurückhielt.

„Ich habe noch etwas zu sagen", sagte Roger.

„Bitte", entgegnete der Detektiv kurz. Er hatte bereits gemerkt, daß dieser junge Mann keine Worte verschwendete.

Roger sah nachdenklich ins Feuer.

„Ich glaube nicht, daß ich das, was ich Ihnen sagen möchte, erwähnt hätte, wenn Sie uns nicht aufgegeben hätten, Ihnen zu helfen. Aber nunmehr ist es wohl meine Pflicht. Kurz bevor ich den Toten fand, sah ich — ein junges Mädchen. Sie rannte im Nebel an mir vorbei."

„Können Sie sie beschreiben?" fragte Sims nach kurzem Nachdenken.

„Ich sah sie nur ganz flüchtig. Aber sie sah erschreckt, — entsetzt aus", antwortete Roger nach sekundenlangem Zögern.

„Kein Wunder, wenn sie über den Toten gestolpert ist", warf Peter ein. „Uebrigens komisch, daß ich sie nicht gesehen habe."

„Da warst etwas hinter mir und sahst wahrscheinlich nicht nach dieser Seite."

„Sie sah erschreckt aus . . ." wiederholte Sims nachdenklich. „Wie Felle bereits sagte, wäre dies begreiflich, wenn sie den Toten gesehen hat."

Roger nickte.

Sims sah ihn scharf an. „Sie denken, sie sei mehr wie im gewöhnlichen Sinne erschreckt gewesen?"

Roger nickte wieder. „Ich habe nie vorher solches Entsetzen in einem Gesicht gesehen," sagte er einfach.

„Eigentümlich, daß sie nicht stehen blieb und euch um Hilfe bat!" bemerkte der Professor mißtrauisch.

Roger hielt seinem Blick stand. „Du nimmst wahrscheinlich an, sie habe etwas mit dem Tod des Mannes zu tun. Es ist eigentlich natürlich, daß du dies denkst. Aber sie sah nicht aus wie eine . . . Verbrecherin."

Inspektor Sims sah Roger kühl an und gleich darauf den Professor.

„Nun gut," sagte er freundlich, „wie dem auch sei, — ich bin froh, daß Sie es erwähnt haben, obwohl mit 99 Prozent Wahrscheinlichkeit anzunehmen ist, daß das Mädchen einfach erschrocken ist, als sie den Toten sah, und so schnell wie möglich fortkommen wollte. — Inzwischen ist es reichlich spät geworden, und wir sollten alle längst im Bett sein. Ich werde Sie wissen lassen, wie sich die Sache weiterentwickelt."

Mit diesen Worten trennten sie sich und jeder ging seinen eigenen Weg.

Roger dachte über all das Neue nach, das ihm diese Nacht gebracht hatte, aber er wäre erstaunt gewesen, hätte ihm jemand gesagt, daß das blasse, schreckerstarrte Gesicht eines Mädchens, das er sekundenlang beim matten Schein einer Straßenlampe erblickt, einen tiefen Eindruck in ihm hinterlassen hatte.

### 3. Kapitel

Als Roger am nächsten Morgen zum Frühstück kam, war der Himmel wieder klar. Eine steife Brise hatte den braunen Nebelteppich fortgeblasen. Die eiligen Schritte der Fußgänger tönten durch die klare Luft zu ihm hinauf.

Mrs. Kent pflegte meist in ihrem eigenen Zimmer zu frühstücken.

Roger machte sich mit Appetit über das Essen her. Das Frühstück war seine Lieblingsmahlzeit und wurde andächtig verzehrt, unter Anwesenheit von Ah Fong, Rogers chinesischem „boy", der in Wirklichkeit allerdings kein „boy" mehr war, sondern ein Mann in mittleren Jahren mit undurchdringlichem Gesicht, der, wie alle Orientalen, in tiefem Schweigen zu verharren pflegte. Roger hatte Ah Fong in Frankreich angestellt, wo der Bursche bei dem chinesischen Korps gekämpft hatte. Als Roger seine Uniform für immer an den Nagel hängte, bot Ah Fong, einsehend eines gewissen Vorfalls, durch den Roger und er sich kennengelernt hatten, sich entschieden geweigert, Roger zu verlassen. So hatte dieser ihn als seinen Diener und Vertrauensmann mit nach Lancaster Gate genommen, obwohl er, wie er selber sagte, nicht unbedingt jemanden brauchte. Er wußte jedoch, daß er Ah Fong ruhigen Herzens alles und jedes hätte anvertrauen können, denn es wäre eher möglich gewesen, von der Steuerbehörde Rückzahlung zu bekommen, wie diese schweigsamen Löwen zu öffnen.

Nachdem Roger seinem Porridge die vorgeschriebene Menge Zucker und Milch beigefügt hatte, öffnete er die Zeitung und lehnte sie gegen die Kaffeekanne, aus der Ah Fong ihm bereits eine Tasse dampfenden Kaffees eingeschenkt hatte. Während er zu Speck und Eiern überging, überflog er die Nachrichten. Er war bereits bei der Konfitüre angelangt, als ihm ein kurzer Paragraph ins Auge fiel, der die Auffindung eines Toten in der Tottenham Court Road um 11.30 Uhr in der vergangenen Nacht behandelte. Mit einiger Genugtuung hatte er fest, daß die Polizei es unterlassen hatte, weder seinen Namen noch den von Peter Felle zu nennen. Hingegen war das Aeußere des Toten und seine Kleidung so genau wie nur möglich beschrieben, zweifellos um die Augenzeugenschaft von irgend jemandem, der ihn identifizieren konnte, zu erregen.

Roger saß einige Minuten in tiefe Gedanken versunken. Er dachte jedoch nicht an den toten Körper auf der Türschwelle, sondern an ein bleiches, erschrecktes Gesicht, das im Nebel an ihm vorbeigehuscht war. Er war zu ehrlich, um sich nicht einzugestehen, daß er keinen Grund hatte, anzunehmen, das Mädchen sei an dem Tod des Mannes nicht schuld, denn sie konnte ebenso gut schuldig wie unschuldig sein. Weil er es als seine Pflicht betrachtete, dem Detektiv alles zu sagen, was er wußte, hatte er ihm gegenüber in der vergangenen Nacht den Vorfall erwähnt. Er hatte es mit eigentümlichem Widerstreben getan. Aber es war nie Rogers Art gewesen, seine Pflicht zu vernachlässigen, weil sie ihm unangenehm war.

Aller Wahrscheinlichkeit nach würde sich schließlich die Todesursache des Unbekannten trotz Sims' Gelehrtenweisheit und seiner geheimnisvollen Fingerzeige als ganz harmlos herausstellen. Und was das Mädchen betraf, — vermutlich würde er sie nie wiedersehen . . . Und doch, — er mußte es zugeben, — Sims war letzten Endes weder ein Dummkopf, noch hatte er mit seiner Klugheit geprotzt. Vielleicht mochte doch etwas Ungewöhnliches an der Geschichte sein. In dem Fall konnte das Mädchen . . .

„Verflucht!" entfuhr es Roger.

Er stand auf, stopfte seine Pfeife, steckte sie an und sah zum Fenster hinaus. Dann läutete er.

„Fong," sagte er, als der Chinese lautlos ins Zimmer trat, „ich werde ausgehen. Sollte Mr. Felle telephonieren, so sage ihm, ich bliebe wahrscheinlich den ganzen Tag fort. Ich werde gegen 1 Uhr hier anrufen im Fall, daß mir etwas ausgerichtet werden sollte."

Als er aus dem Zimmer gehen wollte, fiel ihm noch etwas ein.

„Wenn sonst irgend jemand telephonieren sollte, nimm den Bericht ab und sage, du würdest es mir aussichten, sobald ich zurück sei."

Fong bejahte. „Werden Sie Bibliotheken aufsuchen, Mr. Kent?" Fongs Englisch war sehr eigentümlich. Er war unendlich stolz, daß er bei der fremden Sprache die Schwierigkeit seiner Rasse, die „r's" und die „l's" auszusprechen, überwunden hatte. Er sagte statt „belly" „berry" und niemals „get" anstatt „get". Aber er hatte eine Passion für lange, wohlklingende Worte, die er in den komischsten Zusammensetzungen anwandte. Peter Felle pflegte zu sagen, Fong erinnere ihn an einen Menschen, der versucht, ein Kreuzworträtsel ohne Lexikon zu lösen.

Roger erklärte, er habe es allerdings auf Bibliotheken abgesehen, worauf Fong ihm einen Mantel mit riesigen Taschen hinbietet, in deren eine er zwei lange Riemen mit ledernem Griff versenkte.

Roger lernte London nachgerade weitläufig und von einer seltsamen Seite kennen. Sein üblicher Plan war, an einen bestimmten Punkt der Stadt zu gelangen und von diesem aus die ganze Nachbarschaft nach Bücherläden abzusuchen. In Marble Arch zum Beispiel lagen die aristokratischen Büchergeschäfte von Oxford Street und Piccadilly, in denen Erstausgaben mit Neuerscheinungen wetteiferten. Charing Cross Road bedeutete, je nach dem Laden, einen gebührenden Preisunterschied; nicht zu vergessen St. Martins Lane und die französischen Geschäfte in Soho und Green Street. Ein Tag in der City begann mit einem einstündigen Ausfuchen (allerdings mit behandschuhten Händen) an den Bücherkarren in Farringdon Street; Ludgate Hill hinauf, eine halbe Stunde in Paternoster Row, ein Blick in Cripplegate und ein anderer in die Gracechurch Street; ein allgemeines Untertauchen in so viel enge Gassen wie die Zeit erlaubte.

Von Westminster Bridge ging es gewöhnlich auf der Südseite des Flusses entlang weiter. Der erste Besuch galt natürlich dem dunklen, mit staubigen Büchern angehäuften Gewölbe im Schatten der County Hall. In Rogers geistigen Notizen stand: „Hier viel Wertvolles!" Es folgte New Cut und die Blackfriars Road mit ihrer Umgebung. Der Caledonian Market benötigte einen ganzen Freitag für sich, mit einem Lunch von Schinkenbrötchen, frischen Pfannkuchen und Tee an einer Bude, in der ein rotwangiger Vater und Sohn den Tag mit jedermann verbrachten, wie ihre Väter es seit Jahren getan hatten. Bayswater, Kilburn, Praed Street — Roger hätte dort fast mit verbundenen Augen seinen Weg von Laden zu Laden finden können.

Heute zögerte er einen Augenblick, auf welchen Teil der Stadt er Jagd machen sollte. Warum nicht mal die Marylebonegegend ausprobieren? Sie war immerhin neues Gebiet für ihn und konnte vielerlei Wünschliches in sich schließen. Mit einem Grinsen, das seiner eigenen Scheinheiligkeit galt, gestand er sich ein, daß Marylebone für ihn einen Weg die Tottenham Court Road hinauf und einen hinab bedeutete, — in der Hoffnung, wieder einem bestimmten blassen Gesicht zu begegnen . . . Es war allerdings lächerlich, zu glauben, er würde von den Millionen Bewohnern Londons einen bestimmten treffen! Und wenn er sie schon träfe, — was dann? Für gewöhnlich nähert man sich einer Fremden nicht mit gelüftetem Hut und einem herzlichen: „Guten Morgen". Wenn ich mich irre, trof ich Sie letzte Nacht im Nebel bei dem Toten, oder?"

„Verflucht!" zischte Roger noch einmal. Er zog den Mantel an, den Fong ihm hinhielt, nahm Hut, Handschuhe und Stock und lief kurz entschlossen die Bayswater Road entlang auf den Marble Arch zu, wobei er sich selber einredete, es sei absolut kein Grund vorhanden, den Westen nicht irgendeiner anderen Gegend vorzuziehen.

Ein Omnibus fuhr ihn, so schnell es der rege Verkehr erlaubte, die Oxford Street entlang. Als er vor dem Restaurant „Trocati" in einem dichten Gedränge von Wagen und Autos stehen bleiben mußte, sprang Roger ab, ging die Tottenham Court Road hinauf und sah scharf nach Protzfenster aus.

Es war ihm lieber, dem durchdringenden Blick des Gelehrten in diesem Augenblick nicht zu begegnen.

Als er an der Stelle vorbeikam, an der er den Toten gefunden hatte, verlangsamte er seinen Schritt und überquerte die Straße, bevor er in die Nähe des Polizeipräsidiums kam. Er zeigte für die Auslage eines Möbelgeschäftes so reges Interesse, als ob er beabsichtigte, ein gemütliches Heim zu gründen, für das diese Geschäfte so perfekt Reklame zu machen verstehen.

Als Roger an einen Platz kam, auf dem unzählige Taxis dahinsausten, um geduldige Reisende zum Bahnhof zu bringen, zögerte er. Ungefähr eine halbe Stunde lang strich er die Nachbarschaft ab, nicht mehr in der Hoffnung, das Gesicht eines gewissen Mädchens zu sehen, sondern nunmehr auf Suche nach Bücherläden. Einige davon betrat er, jedoch mit negativem Resultat. Schließlich kam er wieder zu dem Verkehrsplatz zurück. Er wandte sich nach links und ging gemächlich die Euston Road entlang. Es schien ihm, alle Autofabrikanten und Autoverkäufer der Welt hätten sich hier zusammengefunden. Als Roger sich einer Untergrundbahnhaltestelle näherte, sah er über einem Fenster das Zauberwort:

**„Bücher"**

Sein Sammlerherz schlug höher. Dies war ein Laden, der vielversprechender aussah wie die anderen, in denen er diesen Morgen gewesen war.

Das Haus schien früher ein Privathaus gewesen zu sein. Die Mauern waren unaufdringlich grau gestrichen. Eine glänzend polierte Kupferplatte trug in großen eckigen Buchstaben den Namen

**Gregory Marle**

Die Auslage bestand aus Büchern, die mit verschiedenen Preisen versehen waren, aber es standen nicht, wie in vielen anderen Bücherläden, Bemerkungen dabei, wie z. B.: „Sehr billig!", „Aeußerst spannende Handlung!" usw.

Das Schaufenster nahm fast die ganze Vorderfront des Hauses ein und ließ nur Raum für eine schmale Tür, halb Holz, halb Glas. Das Grundstück lag, zwischen Nachbarn, deren Interesse im Leben ein gehetztes Tempo war, würdig und friedlich aus.

Roger schlug sich die Ereignisse der letzten Nacht vollends aus dem Kopf und bereitete sich auf eine interessante Stunde zwischen den Büchern vor, die in dem großen Raum auf Tischen und Regalen aufgestapelt waren. Der Laden selber war sehr geräumig. In der Mitte waren zwei Tische, um die herum bequeme einladende Ledersessel standen, die

## Januar / Von Dr. Owlglass

*Aus grauer Morgenstunde,*
*die brütend übern Tale lag,*
*wächst langsam in die Runde*
*der frostig klare Vormittag,*

*so wie ein fester Wille*
*küßt und getroffen um sich greift . . .*
*O selig große Stille,*
*Durch die nur leis ein Gimpel pfeift.*

*Der dunklen Wälder Reigen,*
*die Berge fern, die Hügel nah,*
*die weißen Hänge schweigen*
*und alle, alle atmen: Ja!*

deutlich bewiesen, daß die Besucher dieser Buchhandlung gewohnt waren, die Bücher in aller Geschicklichkeit und Ruhe durchzusehen. Roger sah sich, als er in den Laden trat, mit jener detektivischen Miene um, die jeder Sammler instinktiv annimmt, wenn er einen Bücherladen betritt. Aber es näherte sich ihm weder ein übermäßig höflicher junger Mann, noch ein geziert lächelndes Fräulein mit dem üblichen: „Kann ich Ihnen behilflich sein, mein Herr?"

Ein junger Mann befand sich allerdings in dem Laden, aber nachdem er aufgeblickt hatte, als die Türe geöffnet wurde, nahm er keine weitere Notiz von dem Besucher. Er saß an einem Pult und korrigierte Einträge in einem Katalog. Er war ein freundlich aussehender junger Mann, der einen etwas abgetragenen, jedoch sauberen Anzug trug und dessen Hände trotz einiger Tintenflecke gepflegt aussahen. Hin und wieder fuhr er sich mit den Fingern durch seine lockige Mähne, — eine Bewegung, die gewohnheitsmäßig, aber unbewußt zu sein schien.

Roger lächelte innerlich. Seine Erfahrung auf diesem Gebiet sagte ihm, daß dies ein Ort war, an dem man von Gestell zu Gestell gehen konnte, hier und dort ein Buch eingehender betrachtend, ohne befürchten zu müssen, dabei gestört zu werden. Er stellte fest, daß die Bücher alle nach einem bestimmten System geordnet waren: Romane, Reisebeschreibungen, Biographien, Geschichtliches, Politisches, Briefe, — jedes an dem bezeichneten Platz.

Im Hintergrund des Ladens war ein Durchgang, über welchem ein Plakat mit folgender Aufschrift hing:

Fremdsprachliche Sammlung: erste Etage.
Verschiedenes: zweite Etage.
Büro: dritte Etage.

Roger begann systematisch von einem Gestell zum anderen zu wandern. Als er an dem Pult des jungen Mannes vorbeikam, verneigte er sich höflich.

„Morgen", sagte er.

„n Morgen", erwiderte der Andere.

„Allerhand interessante Sachen hier", fuhr Roger fort.

Der junge Mann warf einen sachlich-kritischen Blick auf die Büchergestelle.

„Recht gut", stimmte er bescheiden bei. „Oben ist noch mehr, falls Sie sich dafür interessieren sollten."

„Danke."

„Wenn Sie irgendetwas Besonderes sehen möchten . . .", begann der junge Mann.

„Nein, ich denke nicht", erwiderte Roger unbestimmt.

„Die meisten Besucher ziehen es vor, auf eigene Faust Ausschau zu halten. Aber wenn ich Ihnen behilflich sein kann . . . oder vielleicht Mr. Marle?"

Er griff nach dem Telephon, das auf dem „Büro" stand. „Ich möchte Sie natürlich nicht belästigen", sagte er nachdenklich.

„Oh, garnicht, Mr. . . . ." zögerte Roger, der merkte, daß dies kein gewöhnlicher Angestellter sein konnte.

„Foster", ergänzte der junge Mann.

„Danke sehr, Mr. Foster", sagte Roger. „Ich werde auf eigene Faust Ausschau halten, wie Sie sagten."

Mr. Foster nickte und nahm seine Feder in die Hand, ohne sich weiter um Roger zu kümmern. Als dieser an dem nächsten Büchergestell vorüberging, wurde die Türe geöffnet. Ein älterer Herr trat ein und wurde von Mr. Foster freundlich begrüßt.

„Wir haben das Buch, das Sie wünschten, bekommen", sagte Foster zu ihm. „Mr. Marle möchte Sie diesbezüglich selber sprechen; ich werde ihn rufen." Er nahm das Telephon auf und sprach ein paar Worte. „Mr. Marle wird gleich herunterkommen", sagte er, sich dem Besucher zuwendend.

Bald darauf vernahm man auf der Treppe Schritte. Durch eine Tür im Hintergrund des Ladens trat Mr. Gregory Marle.

Roger sah verstohlen über das Buch hinweg, das er in der Hand hielt. Er erblickte einen Mann von ca. 60 Jahren. Er war sehr groß, ging jedoch etwas vornübergeneigt. Seine Stirne war hoch. Unter dichten Augenbrauen flachen scharfe schwarze Augen hervor. Die Nase war lang und gerade, die Ohren spitz. Er trug einen altmodischen, aber gutsitzenden Anzug. Um den Hals war eine schwarze Krawatte gebunden, die er vorne zu einem mächtigen Knoten geschlungen hatte. Ein Kneifer hing an schwarzem Band über seine Brust. In der Hand hielt er eine silberne Schnupftabaksdose.

„Guten Morgen, Mr. Selby", sagte er höflich. „Ich habe glücklicherweise das Buch für Sie zu einem sehr viel annehmbareren Preis bekommen können wie ich befürchtete."

„Ausgezeichnet, ganz ausgezeichnet", erwiderte Mr. Selby, seine Hände reibend.

„Sie sind ein Genie, ein wirkliches Genie. Ich glaube Sie kennen jedes Buch, das gedruckt worden ist, Mr. Marle."

Der Buchhändler hob abwehrend die Hände. „Nun, das denn doch nicht", erwiderte er, durch das Kompliment sichtlich geschmeichelt. „Aber ich beschäftige mich seit vielen Jahren in dieser Branche und einen guten Teil des Wissens schnappt man durch Erkundigungen auf. Was nun Ihr Buch betrifft: ich wollte es Ihnen zuschicken, da Sie aber hier sind, kann ich es Ihnen gerade geben. Foster, bitte sagen Sie Miß Fayne, . . . oder nein, lassen Sie es, Sie sind mit dem Katalog beschäftigt."

Er nahm das Telephon auf. „Pamela", sagte er, „Mr. Selby ist hier. Bitte bring' doch das Buch herunter, das gestern abend für ihn gekommen ist."

Nachdem er den Hörer wieder zurückgelegt hatte, öffnete er seine Schnupftabaksdose und nahm sich sehr bedächtig eine Prise, nachdem er die Dose seinem Besucher angeboten hatte, der aber lächelnd dankte.

„Eine üble Angewohnheit von mir und absolut unmodern", gab Mr. Marle mit seiner kühlen monotonen Stimme zu. „Aber ich fürchte, viele meiner Angewohnheiten sind unmodern und wahrscheinlich sogar schlecht."

Er schwieg. Ein junges Mädchen, das ein Buch in der Hand hielt, trat ein. Sie trug ein kornblumenblaues Kleid, das die schlanke Linie ihres Körpers betonte. Ihr braunes Haar war kurz geschnitten. Braune Augen blickten aus einem ovalen Gesicht. Ihre Haut war weiß wie Elfenbein mit einem zarten rosa Hauch.

Roger krampfte seine Finger um das Buch und hielt den Atem an.

Hier, in diesem friedlichen Bücherladen stand das Mädchen, das in dichtem Nebel schreckensbleich an ihm vorbeigerannt war . . .

Trinkrunde im Biedermeierkostüm

## 4. Kapitel

Roger ging hastig die Great Portland Street entlang, bog in die Oxford Street ein und landete bei „Frascati". Seine innere Erregung war ihm unbegreiflich. Nachdem er Hut und Mantel in der Garderobe abgelegt hatte, setzte er sich an einen kleinen Tisch auf dem Balkon. Auf gut Glück suchte er Verschiedenes auf der Speisekarte aus, bestellte einen Cocktail und stürzte ihn in einem Zug hinunter.

Ernsthaft überdachte er das Geschehene.

Warum sollte die Entdeckung, daß das Mädchen, das er im Nebel flüchtig gesehen hatte, in einem Buchladen angestellt war, ihn schließlich zu überraschen? Irgendwo mußte sie doch wohl existieren, warum also nicht gerade so gut in einem Bücherladen wie irgendwo anders? Warum interessierte sie ihn eigentlich überhaupt so?

Roger scheute vor dieser Frage wie ein Pferd vor einer Zeitung, die auf seinen Weg geweht wird. Andererseits war er aber zu ehrlich, um der Frage auszuweichen, und er gestand sich ein, daß ihm das blasse Gesicht nicht mehr aus dem Kopf gegangen war, seit er es in der Nacht sekundenlang gesehen hatte . . . .

Ohne die vorwurfsvollen Blicke des Obers zu bemerken, ließ er sein Essen auf der Platte kalt werden, während er den Vorfall dieses Morgens überdachte.

— Pamela —. So hieß sie also. Pamela Fayne. Das klang harmonisch, gefiel ihm. Pamela paßte gut zu braunen Haaren, braunen Augen und einer schlanken Figur. Eine hübsche musikalische Stimme hatte sie auch. Bevor Roger die Geistesgegenwart gehabt hatte, Mr. Foster etwas über ein anderes Mal wiederkommen zuzumurmeln, hatte er Pamela ein paar Worte zu Mr. Selby sagen hören.

Warum er sich eigentlich so Hals über Kopf davon gemacht hatte, ahnte er selber nicht. Es war kaum zu befürchten, daß das Mädchen ihn wiedererkannt hätte. Als er an ihr vorbeigegangen war, hatte sie ihn angesehen und nicht so getan, als käme er ihr bekannt vor. Und wenn sie ihn auch wiedererkannt haben würde, was hätte das schließlich ausgemacht? Er hatte weiß Gott keinen Grund, sich zu schämen. Und auch sie hatte keinen Grund dazu, davon war er überzeugt. Jedes junge Mädchen wäre erschüttert gewesen, wäre sie über einen Toten gestolpert.

Und doch . . .

Stirnerunzelnd trommelte er auf den Tisch. Dann, einen plötzlichen Entschluß fassend, fiel er hastig über sein Essen her.

Als er seine Mahlzeit beendet hatte, ließ er sich ein Taxi bestellen und fuhr nach Whitehall. Kaum hatte er den Chauffeur bezahlt, ging er auf Scotland Yard zu und trug dort einen Beamten, wo Inspektor Sims zu finden sei. Der Polizist zeigte bei der Nennung von Sims' Namen Zurückhaltung und gab vor, der Detektiv sei sehr beschäftigt und empfinge nur, wenn man angemeldet sei. Falls der Herr aber eine Visitenkarte bei sich habe, wolle er gerne sehen was zu machen sei.

Der Herr hatte eine Visitenkarte und zeigte sie vor. Nach sekundenlangem Zögern kritzelte er das eine Wort: „Neuigkeiten" darauf und reichte sie dem Polizisten, der sie einem Kollegen weitergab. Dieser verschwand mit ihr in das geheimnisvolle Innere des großen Gebäudes.

Während Roger den Mann zurückerwartete, versuchte er so zu tun, als fühle er sich absolut unbeschwert, aber er konnte den eigentümlichen Eindruck, daß alle Vorübergehenden ihn für einen Taschendieb oder einen Vertrauensmann hielten, nicht loswerden.

In der Beziehung war er jedoch unnötig eingebildet. Kein erfahrener Polizeioffizier hätte ihn so hoch eingeschätzt.

Nach wenigen Minuten kehrte der Bote zurück und bat Roger, ihm zu folgen. Zu Rogers militärischem Training hatte auch die Kunst des Kartenlesens gehört, aber als er jetzt seinem Führer durch ein wahres Netzwerk gewundener Gänge folgte, verlor er jeglichen Richtungssinn und mußte zugeben, daß er, falls sein Führer plötzlich verschwunden wäre, in diesem Labyrinth herumirren müßte, bis er vor Hunger und Erschöpfung sterben, oder bis ihn eine Polizeistreife finden würde.

Schließlich blieb der Beamte jedoch stehen und klopfte an eine Türe. Roger erkannte die Stimme, die ihn bat, einzutreten.

„Guten Morgen", sagte Inspektor Sims. Er trat von dem Tisch, an dem er gesessen hatte, fort und schüttelte Roger die Hand.

„Hier ist noch jemand, den Sie kennen."

Roger hatte bereits die für diesen winzigen Raum viel zu riesige Gestalt seines Onkels gesehen. Er saß behaglich ausgestreckt auf einem abgenutzten Lederstuhl.

„Hallo, Roger! Wie geht's alter Freund?" empfing Wells ihn herzlich.

Roger erwiderte, es ginge ihm so weit gut, nahm dankend die Zigarette entgegen, die Sims ihm anbot, vergaß jedoch, sie anzuzünden, bis der Polizist ihm ein brennendes Streichholz hinhielt.

Die Augen des Inspektors trafen sekundenlang die des Professors, aber sie drückten nichts anderes aus als Wohlwollen, als er sich Kent zuwandte.

„Es trifft sich gut, daß Sie gerade heute Morgen vorbeikommen", sagte er. „Wells ist auch zufällig hier gelandet. Wir besprachen gerade die Tottenham Court Road-Affäre."

Roger nickte.

„Ich schließe aus der Mitteilung auf der Visitenkarte, daß Sie etwas Neues erfahren haben", deutete der Detektiv an.

Roger nickte wieder. „Ich weiß wirklich nicht, ob es von Wichtigkeit ist", begann er mit einiger Selbstüberwindung. „Dachte, es sei für alle Fälle besser, Sie wissen darum. Drum kam ich."

„Ganz recht", sagte Sims ermutigend.

Der Professor nahm seine Pfeife aus dem Mund und sah den jungen Mann prüfend an. „Kürze mag ja die Seele des Verstandes sein", bemerkte er, und man sagt: Reden ist Silber, Schweigen ist Gold. Aber wenn du so freundlich wärst, in diesem Falle die beiden Metalle zusammenzuschmelzen, würden wir vielleicht schneller vom Fleck kommen, mein Lieber."

Roger wurde rot. „Ich habe heute morgen jenes junge Mädchen gesehen", sagte er.

„Meinen Sie das junge Mädchen, das Sie in Tottenham Court Road sahen, kurz bevor Sie den Toten fanden?" frug Sims.

„Ja. Ich hielt es für meine Pflicht, Ihnen dies zu sagen."

„Ganz recht", erwiderte der Detektiv, während seine Züge in ausdrucksloser waren wie die eines chinesischen Idols. „Man kann nie wissen, was einem von Nutzen ist."

„Nicht, daß ich etwa denken würde . . ." begann Roger.

„Schon recht", räumte der Detektiv vage ein. „Wo sahen Sie sie?"

„Ich erzähle Ihnen besser alles von Anfang an."

„. . . um Zeit zu gewinnen!" murmelte Wells.

Sims gab ihm einen Wink zu schweigen und hörte aufmerksam zu, als Roger in wenigen Worten sein Erlebnis dieses Morgens beschrieb.

„Nun, das ist ja sehr interessant", sagte er nachdenklich, als Roger geendet hatte. „Es wird Sie überraschen, zu hören, daß Mr. Marle in einigen Minuten hierherkommen wird."

„Marle?" frug Roger ehrlich erstaunt. „Was hat der mit der Sache zu tun?"

„Anscheinend sehr wenig. Aber er läutete heute morgen die Polizeiwache in der Tottenham Court Road an und machte eine Aussage über den Toten. Dies wurde mir telephonisch berichtet, und ich ließ ihn bitten, heute nachmittag hier vorbeizukommen."

„Warum nicht heute morgen?" frug Roger.

„Heute nachmittag schien mir passender", erklärte der Detektiv lächelnd.

Roger überlegte. „Sie meinen, Sie möchten herausfinden, ob er die Wahrheit gesagt hat?" tippte er.

„Mein lieber Kent", antwortete Sims rundheraus, „in unserer Branche können wir es uns nicht leisten, irgendetwas ohne weiteres zu glauben. Immerhin haben wir durch Erkundigungen ermittelt, daß Mr. Marle ein recht anständiger alter Knabe ist."

„Sie haben nicht übermäßig viel Zeit gehabt, irgendetwas herauszufinden.""

„Du kennst eben Sims noch nicht und ebenso wenig Scotland Yard", warf Wells lachend ein. „Selbst deine fleckenlose Vergangenheit dazu Gelegenheit bietet. Wo aber mit sehr starken Schneewehen gerechnet werden muß, sieht der Skiläufer am liebsten andere Wegzeichen: z. B. die plastischen Wegweiser.

Roger grinste. „Das will ich riskieren. Aber . . ."

Er sprach nicht weiter. Das Telephon auf Sim's Schreibtisch läutete.

Sims nahm den Hörer auf, sprach ein paar Worte und legte ihn wieder auf die Gabel zurück.

„Mr. Marle ist gekommen", sagte er.

„Dann werde ich mich besser aus dem Staub machen", sagte Roger und wollte aufstehen. Aber Sims hielt ihn zurück.

„Auf keinen Fall", sagte er. „Marle ist aus freien Stücken hierhergekommen, — ich meine, er ist, wie wir annehmen können, kein Verbrecher. Es besteht keinerlei Grund, daß er Sie hier nicht treffen sollte, weil er Sie heute morgen sehr wahrscheinlich in seinem Laden gesehen hat. Voraussichtlich werden Sie ihn auch wiedersehen und da ist es gut, daß er weiß, Sie interessieren sich für den Fall."

Als an die Tür geklopft wurde, schwieg er. Ein Polizist führte Mr. Marle ins Zimmer. Die drei Herren standen auf.

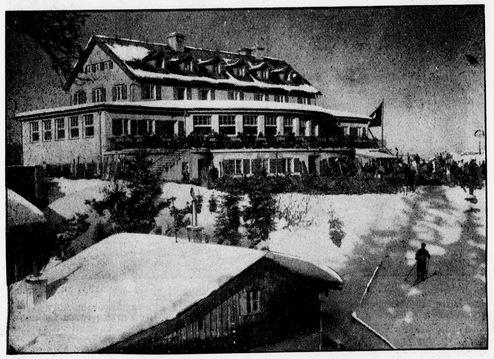
Der alte Buchhändler trug dieselbe Kleidung wie am Morgen. In der Hand hielt er einen breitkrempigen schwarzen Hut und einen Stock aus Ebenholz.

„Guten Morgen, Mr. Marle", begrüßte Sims ihn. „Ich bin Inspektor Sims. Es ist sehr freundlich von Ihnen, daß Sie gekommen sind und uns in der Angelegenheit behilflich sein wollen."

Der Buchhändler verneigte sich mit ernster Höflichkeit. (Fortsetzung folgt.)

## Wissen Sie, was ein Skiweg ist? / *Wegweiser ins Winterland*

Neue Wege ins Winterland erschloß der Ski. An jedem Wintertag ziehen die Skiläufer zu Tausenden aus den Städten und Dörfern in dies weiße Neuland des Wanderns. Aber sie gehen nicht ziel- und planlos. In den Mittelgebirgen halten sie sich an die Skiwege, eine Bezeichnung, die nicht ganz den Kern der Sache trifft, denn der Ski braucht keinen „Weg" im üblichen Sinne. Je unberührter die freie weiße Fläche sich ihm bietet, desto flüssiger legt sich Bogen an Bogen — in der Abfahrt. Nicht so im Anstieg. Da ist selbst manch alter Skihase noch froh, wenn sich bereits eine gute Spur durch das weiße Pulver hinzieht, gut angelegt, in mäßig steilen Spitzkehren, im Windschatten und unter geschickter Anpassung an das Gelände, Kräfte sparend, die Höhe gewinnt. Aber auch diese Anstiegsspur ist ja kein „Weg", wie ihn der Sommerwanderer kennt. Wenn der Schnee erst weggeschmilzt, ist da kein Weg mehr, markieren ein deutlich wahrnehmbarer Steig den Weg bildet; im Winter verschwindet dessen Spur nur allzu leicht unter der Schneedecke. Die Stangen werden in so dichten Abständen aufgestellt, daß man die eine Stange auch bei dichtem Nebel von einer nächsten aus noch erkennen kann. Früher kennzeichnete man auch solche Stangen durch einen auf den Stangenkopf aufgesetzten Strohwisch als zur Skiwegmarkierung gehörig, heute befestigt man an dem Mast eins der besonderen, gerade diesen Skiweg kennzeichnenden Wegmale an, denn jetzt führt nicht mehr der Weg durchs Gelände, — ein ganzes Netz von Skiwegen durchkreuzt jedes Schneegebiet. Da läßt es sich nicht vermeiden, daß die verschiedenen Skiwege sich treffen. Welcher Wegstange sollte der Skiläufer nicht folgen, wenn nicht jede einzelne als zu dem oder jenem Skiweg gekennzeichnet wäre?



**Eine „Hoch"-burg des weißen Sportes**
Das Kreuzeck bei Garmisch-Partenkirchen in seiner winterlichen Pracht.

oft nicht einmal ein Steiglein, sondern nur brauner Acker oder grüner Wiesenhang unter freiem Himmel. Nur im Winterwald hält sich der Skiläufer gern an die Sommerwege des Wanderers auf Schusters Rappen.

Gehen auch die Skiläufer keine Wege, so lassen sie sich doch von Wegzeichen leiten, die sie nicht nur durch die stillen Wälder geleiten, in denen auch der Sommerweg nicht immer kenntlich bleibt, sondern auch über die kahlen, baum- und strauchlosen Hänge begleiten. Geheimnisvolle Ringe, Fähnchen, Dreiecke, Rechtecke in bunten Farben, nicht nur auf Blech oder Nitro-Aluminium aufgezeichnet, sondern oft erhaben aus dem Metall gepreßt, so daß sie auch bei Schneewehen noch lange zu erkennen sind und bei Dunkelheit erfühlt werden können, wenn das Auge versagt. Die Schilder aus Nitro-Aluminium setzen außerdem nicht leicht Schnee an, so daß sie überall angebracht werden können, wo noch ein Baum, ein Zaun, ein Telegrafenmast dazu Gelegenheit bietet. Wo aber mit sehr starken Schneewehen gerechnet werden muß, sieht der Skiläufer am liebsten andere Wegzeichen: z. B. die plastischen Wegweiser.

Die Sprache der Skiwegzeichen ist nicht für jedermann verständlich. In vielen deutschen Mittelgebirgen findet man nur an den Anfangs- und Endpunkten einer Wanderstrecke eine Erläuterung der verschiedenen Wegzeichen, der Dreiecke, Kreise, Rechtecke, Kreuze, Punkte, Fähnchen in vielen, leuchtenden Farben. Das ist eine „Kurzschrift", die verstanden sein will, eine Zeichensprache, für die die Wanderkarten und Gebietsführer die Erklärungen abgeben. Bei diesem Studium wird dem Skiläufer klar, daß er es mit Rundwegen zu tun hat, die wer Anfang und Ende haben, daß es Kammwege gibt, Zugangs-, Verbindungs- und Kreuzwege, Haupt- und Nebenwege. Ja, an der Lage des Kreuzes, an der Richtung, nach der die Spitze eines Winkels, eines Pfeiles zeigt, erkennt der erfahrene Skiläufer oft, in welcher Richtung der Skiweg angelegt wurde, nach welcher Seite er bevandert, mehr Abfahrten oder mehr Anstiege bietet.

Jedenfalls sollte kein Skiläufer einfach den Wegzeichen folgen, denen er auf Tour begegnet, da sie ihn sehr narren könnten, wenn er sie nicht richtig deuten kann. Und trotz der wie große Pfeile, Schilder, die ein von Baum zu Baum gezogener Draht mitten über den Skiweg hält. Der Strohwisch kennzeichnete früher den Winterweg als Skiweg. Wo nun Baum und Fels fehlen, also auf den freien Hängen, setzt die Stangenmarkierung ein. Diese ist vielfach auch da nötig, wo an Sommerwegen nicht einmal ein Steiglein, sondern nur brauner Acker oder grüner Wiesenhang unter freiem Himmel. Nur im Winterwald hält sich der Skiläufer gern an die Sommerwege des Wanderers auf Schusters Rappen.

Gehen auch die Skiläufer keine Wege, so lassen sie sich doch von Wegzeichen leiten, die sie nicht nur durch die stillen Wälder geleiten, in denen auch der Sommerweg nicht immer kenntlich bleibt, sondern auch über die kahlen, baum- und strauchlosen Hänge begleiten. Geheimnisvolle Ringe, Fähnchen, Dreiecke, Rechtecke in bunten Farben, nicht nur auf Blech oder Nitro-Aluminium aufgezeichnet, sondern oft erhaben aus dem Metall gepreßt, so daß sie auch bei Schneewehen noch lange zu erkennen sind und bei Dunkelheit erfühlt werden können, wenn das Auge versagt. Die Schilder aus Nitro-Aluminium setzen außerdem nicht leicht Schnee an, so daß sie überall angebracht werden können, wo noch ein Baum, ein Zaun, ein Telegrafenmast dazu Gelegenheit bietet. Wo aber mit sehr starken Schneewehen gerechnet werden muß, sieht der Skiläufer am liebsten andere Wegzeichen: z. B. die plastischen Wegweiser.

Roger grinste. „Das will ich riskieren. Aber . . ."

Er sprach nicht weiter. Das Telephon auf Sim's Schreibtisch läutete.

Sims nahm den Hörer auf, sprach ein paar Worte und legte ihn wieder auf die Gabel zurück.

„Mr. Marle ist gekommen", sagte er.

„Dann werde ich mich besser aus dem Staub machen", sagte Roger und wollte aufstehen. Aber Sims hielt ihn zurück.

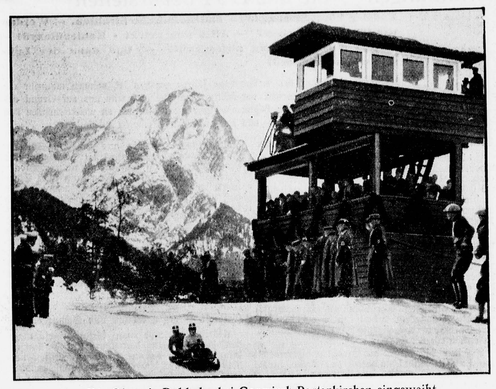
„Auf keinen Fall", sagte er. „Marle ist aus freien Stücken hierhergekommen, — ich meine, er ist, wie wir annehmen können, kein Verbrecher. Es besteht keinerlei Grund, daß er Sie hier nicht treffen sollte, weil er Sie heute morgen sehr wahrscheinlich in seinem Laden gesehen hat. Voraussichtlich werden Sie ihn auch wiedersehen und da ist es gut, daß er weiß, Sie interessieren sich für den Fall."

Als an die Tür geklopft wurde, schwieg er. Ein Polizist führte Mr. Marle ins Zimmer. Die drei Herren standen auf.

Der alte Buchhändler trug dieselbe Kleidung wie am Morgen. In der Hand hielt er einen breitkrempigen schwarzen Hut und einen Stock aus Ebenholz.

„Guten Morgen, Mr. Marle", begrüßte Sims ihn. „Ich bin Inspektor Sims. Es ist sehr freundlich von Ihnen, daß Sie gekommen sind und uns in der Angelegenheit behilflich sein wollen."

Der Buchhändler verneigte sich mit ernster Höflichkeit. (Fortsetzung folgt.)



**Die Olympia-Bobbahn bei Garmisch-Partenkirchen eingeweiht**
Blick auf eine Kurve der neuen Bahn mit dem Kommandostand der Rennleitung.

fahr vermittelt. Die schlichten Häuser, die fast alle auf Wintersportgäste eingestellt sind, letzteren, eines das andere überragend, den Abhang hinauf und schauen zu, wie sich auch in den steilen Straßen des Städtchens der Rodelsport emsiger Ausübung erfreut.

Slalomläufe, Torlaufen, Hindernis- und Geschicklichkeitsläufe, Wettläufe und Fuchsjagden werden von hier auf den gleitenden Brettern unternommen, und jeder Wintersportler hat hier, wo die Norweger ihren Nationalsport in Deutschland einführten, den Ehrgeiz, zu beweisen, daß er ein ebenso gewandter Skiläufer ist wie die Söhne Telemarkens, die, wie man sagt, schon mit Schneeschuhen auf die Welt kommen.

## Oweh! Der Wintersport!

Von einem, der noch nie „oben" war!

Achtung! Lawinengefahr!

Die Anziehungskraft des Hindernisses —

Ausfall des Sports mangels Winter —

Nichts ist gesünder, als der Wintersport . . .

## *Die Wiege des deutschen Skisportes*

Aus dem europäischen Norden, wo der Schneeschuh sich als ein ideales Fortbewegungsmittel auf den weiten Schneefeldern bewährt hat, ist gegen Ende des vorigen Jahrhunderts in dem Skilauf eine Sportart nach Deutschland gebracht worden, die sich im Laufe einiger Jahrzehnte zum beliebtesten deutschen Wintersport entwickelt hat. Sie hat bewirkt, daß auch in den Wintermonaten die deutschen Gebirgslandschaften mit ihren Höhen und Tälern selbst allsährlich viele Sportsfreunde und Wanderer anziehen. Ja, die langen schmalen Bretter, auf denen man in gleitendem Schweben die schneeweichen Hänge hinabfährt, haben dem Menschen erst die Schönheit der Winterlandschaft offenbart, haben ihm die Möglichkeit gegeben, in das zauberhafte Paradies der glitzernden Schneeregionen einzudringen, das ihm lange Zeit mit seinem weißen Glanz kristallener Sterne verschlossen war.

Als im Winter 1882/83 norwegische Bergschüler der Bergakademie von Clausthal zum erstenmal in Deutschland die Schneeschuhe vorführten, ahnte niemand, daß dieser Sportsgeist für die deutschen Gebirge ein Mittel zur Belebung des Fremdenverkehrs im Winter sein würde. Die erste Bezwingung eines der bekanntesten deutschen Berge erfolgte 1884. Damals wagten sich norwegische Skiläufer mit ihren gleitenden Brettern zum Brocken, nachdem ihn Wolfgang von Goethe 1777 in Begleitung eines Försters vom Torfhause zu Fuß erstiegen hatte.

Durch die Gründung des Skiklubs Braunlage wurde 1892 im Hochharz der erste Verein geschaffen, der sich ausschließlich die Pflege des Skilaufs zum Ziel setzte. Neben Todtman — 1891 gegründet — ist dies der älteste deutsche Skiklub. Es folgten dann in vielen anderen Orten des Ober- und Hochharzes Gründungen von örtlichen Skiklubs, die sich 1896 auf dem Braken zum „Oberharzer Skiklub" zusammenschlossen. 1896 wurde in St. Andreasberg das erste deutsche Winter-Sportfest, das in ganz Deutschland berühmt wurde, veranstaltet und bis jetzt regelmäßig durchgeführt. Von hier aus verbreitete sich der Skisport.

Im Reiseführer wird die Umgebung der Bergstadt St. Andreasberg am Oberharz als das unbestritten schneereichste Gebiet des Harzes bezeichnet. Die alte Bergstadt, die den Silbererzbau mit der Kanarienvogelzucht vertauscht hat, liegt — gegen die von Norden kommenden Witterungseinflüsse durch eine hohe Bergkette geschützt — an einem Berghang, auf dem die steilste deutsche Drahtseilbahn den Ver-

# Von Fortschritt und Forschung

## *Erfindungen – die uns 1934 bevorstehen*

**Endsieg über Stratosphäre und kosmische Strahlen. — Werden wir 1934/35 fernsehen? — Alles neu macht • Kohlendioxyd! — Grippe durch Impfung abgeschafft? — Und dann der Luftschnelligkeitsrekord!**

Nachdem die Bilanz des verflossenen Jahres gezogen ist, nehmen nunmehr die Fachleute der Wissenschaft vorsichtig dazu Stellung, was uns auf Grund des Erreichten das nunmehr begonnene Jahr voraussichtlich an weitreichenden und umstürzenden Erfindungen und Entdeckungen bescheren wird.

**Stratosphärenflug-Wunder über 20 000 Meter**

Es ist kaum daran zu zweifeln, daß nach den Vorbereitungen, die man in Rußland, in Belgien, in Amerika und in Spanien trifft, die 20 000-Meter-Grenze der Stratosphäre in diesem Jahr spielend überwunden wird. Bekanntlich halten die Russen den Rekord mit 18 500 Metern.

Oberhalb der 20 000-Meter-Grenze verspricht man sich wahre Wunder, vor allem in bezug auf die kosmischen Strahlen, deren wahrer Natur Prof. Tesla so nahe kam. Dr. Robert Millikan aus Kalifornien behauptet, daß er im Laufe des Jahres 1934 den Beweis dafür erbringen werde, daß die Natur aus diesen kosmischen Strahlen all ihre Kraft nimmt. In jedem kosmischen Strahl sei so viel Energie verborgen, wie 500 Atome Radium zu entwickeln im Stande seien.

Auf dem Wege über die Strahlen direkt oder auf dem Umwandlungswege, den Tesla fand, müßte man also 1934 jene Energiequellen erschließen können, nach denen man seit Jahrhunderten suchend tastete . . .

**Fernsehen vor der Vollendung**

In Europa sind in vier Ländern die besten Spezialfirmen damit beschäftigt, mit großem Kostenaufwand Versuche mit Fernsehrichtungen zu unternehmen.

Im letzten Monat des vergangenen Jahres wurden in England einige Neuerungen getroffen, die das Fernsehen, die Television auf eine ganz neue Basis drängen. Man sagt sogar, daß die Neuerungen derart sein, daß sie 32 Jahre nach dem ersten Radio-Ozean-Spruch die größte fortschrittliche Sensation bedeuten.

Seriöse Radio-Ingenieure behaupten, daß im Laufe des Jahres 1934 alles Notwendige erfunden sein wird, um zum Ende des Jahres oder zum Beginn des Jahres 1935 aus dem Radio hören bereits das Radiosehen gestattet zu haben — das Radiosehen hier in Berlin. Ein Versuch mit dem Film erklärte alles. Das Kino sei mit dem stummen Film unvollkommen gewesen. Das Bild habe durch den Ton seine Ergänzung erfahren. Das Radio sei unvollkommen ohne das Bild. Der Ton müsse eben bildlich ergänzt werden . . . .

Herrlich! Im Jahre 1935 spätestens sind wir imstande, zuhause dem Derby beizuwohnen, beginnen im Arminhof, während sich draußen auf dem Platz die Menschen drängen und auf die Füße treten.

**Zu Weihnachten — frische Erdbeeren**

Im Jahre 1934 wird die südliche Halbkugel der Erde noch nicht allein für die Ernährung der nördlichen Sorge zu tragen brauchen, wie es unlängst eines Tages sein wird. Aber man hat bereits jene Methode entwickelt und wird sie zum ersten Male in diesem Jahr praktisch anwenden, durch die jede Ware transportiert und frisch wird.

Man braucht das Rostbeef nicht mehr gefroren aus Australien zu beziehen, sondern „frisch". Man baut große Anlagen, die von Kohlen-Dioxyd durchströmt sind. Das ist das gleiche Gas, das wir aus unserem Selterswasser kennen. Dieses Gas hält alles, was mit ihm in Berührung kommt, auf unbegreifbare Zeit vollkommen frisch. Man kann auch Sommerfrüchte bis zum Winter aufbewahren, so daß also, wiederum nach Forschungen, die in den letzten Tagen erzielt wurden, kein Hinderungsgrund bestünde, um z. B. Erdbeeren vom Sommer bis zu Weihnachten in frischem und unverändertem Zustand, nur unter Kohlen-Dioxyd zu erhalten. Die Lagermethoden wirtschaftlicher zu gestalten — das ist die Erfindung, die wir in Ergänzung der zum Jahresende des verflossenen Jahres gemachten Entdeckung erhoffen . . .

**Geimpft — gegen Grippe und Schnupfen!**

Neben den modernen Vitaminforschungen, den Fixierungen, den synthetischen Darstellungen, neben den neuen Erkenntnissen über die Drüsenfunktionen und Hormonbehandlungen, ist wohl die interessanteste Hoffnung für die ganze Menschheit jene, die wir auf die Impfvorbeugung gegen Grippe setzen.

Der Grippe- oder Influenza-Erreger ist bekannt, man hat ihn auch während der letzten europäischen Grippewelle isolieren können. Man hat ihn auch kulturmäßig gezüchtet.

Aber man will 1934 zum ersten Mal mit Impfversuchen in dieser Richtung beginnen. Man will gewissermaßen durch eine Schutzimpfung die Menschheit gegen den Influenza-Erreger immun machen.

Man würde dieser Krankheit, die heute noch viel mehr Opfer fordert, als wir uns bei der Vielfalt der Erscheinungsformen der Grippe klar machen, den Schrecken nehmen, wie wir den Pocken, der Diphtherie und anderen Krankheiten den Charakter der Menschheitsgeißel nahmen.

**Und Auto, Flugzeug, Elektrotechnik . . .**

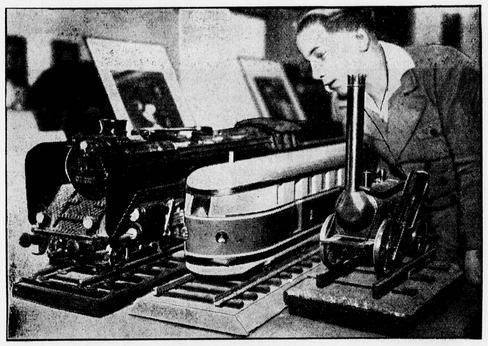
Ob es gelingen wird, die sensationellen Flugzeug- und Autoschnelligkeits- und Fingerrorde zu übertreffen, ist nur dadurch fraglich, daß die Maschinen, die noch höhere Leistungen erzielen, ungemein teuer sind und praktisch ja zu anderen Zwecken als zu diesem Rekordflug, zu dieser Rekordfahrt nicht zu gebrauchen sind.

In vielen Dingen hat sich die Erfindungsmöglichkeit total gelaufen. So z. B. in der Elektrotechnik, wo kaum mehr grundlegende oder umstürzende Erfindungen zu erwarten sind. In der Flugtechnik rechnet man mit einem genialen Einfall. Denn auch hier hat man sich bei der hartnäckigen Verfolgung einer Entwicklungsreihe festgerannt. Wir springen (verlängert) durch die Luft, aber wir fliegen eigentlich nicht.

Und so gibt es noch mancherlei Gebiete, wo der göttliche Funke zünden muß, um neue Wege zu weisen. Diese Erfindungen kann niemand voraussagen. Was wir vom Jahre 1934 an Fortschritten heute schon erwarten können, sind keine Erfolge, die auf der Bahn der Entwicklung liegen, die wir bereits beschritten haben.

mittelbar in entsprechend verminderten Feuerungskosten ausdrückt. Um bei dem gewählten Beispiel zu bleiben: dieselbe Geschwindigkeit, die die Schiffe der Ballinklasse mit einer Leistung ihrer Dampfmaschinen von 25 000 Pferdestärken erreichten, hätte bei zweckmäßiger Gestaltung ihres äußeren Umrisses mit einer weit geringeren Leistung, nämlich 20 000 PS erzielt werden können. Diese Erkenntnis hat, wie wir schon eingehend berichteten, die Hamburg-Amerika-Linie veranlaßt, sämtliche Schiffe der Ballinklasse im heurigen Winter umzubauen und ihre Gestalt den Stromlinien anzupassen. Die dabei sich ergebenden Ersparnisse gestatten es, die bedeutenden Kosten des Umbaues in weniger als drei Jahren zu tilgen.

Der Widerstand, den Eisenbahnfahrzeuge in der Luft finden, ist weitaus geringer als derjenige im Wasser. Aber dieser Widerstand wächst sehr rasch mit steigender Geschwindigkeit. Und seitdem die Fahrgeschwindigkeit der Eisenbahnzüge weit über 100 Stundenkilometer gestiegen ist, ist auch der Fahrwiderstand so groß geworden, daß schon ein beträchtlicher Teil der Zugkraft auf seine Ueberwindung entfällt. Auch im Eisenbahnbetrieb macht sich daher die Notwendigkeit gestalterisch geltend, durch Anpassung der Umrisse der Fahrzeuge an die Form der Stromlinien Ersparnisse bei der Beschaffung der Energie zu erzielen. Die künftig mit sehr hohen Geschwindigkeiten verkehrenden Eisenbahnfahrzeuge werden also nach Möglichkeit ohne scharfe Kanten, ohne Zwischenräume, in denen sich Luftwirbel bilden müssen, mit möglichst glatt verlaufender Oberfläche gebaut werden.



**Beachten Sie die „Stromlinien"!**

**Eine interessante Gegenüberstellung, die gegenwärtig auf der großen Eisenbahn-Ausstellung der deutschen Reichsbahn im Hauptbahnhof von Leipzig zu sehen ist: Von der ersten Lokomotive zum „Fliegenden Hamburger".**

## *Der Kampf gegen die Luftwirbel*

**Ballin baut um — Stromlinie ist Trumpf**

Seit den Zeiten der Römer hat sich die Geschwindigkeit im Verkehr lange Zeit hindurch fast unverändert erhalten; sie betrug im Schiffsverkehre bis zum Anfang des neunzehnten Jahrhunderts jedenfalls etwa 11 Kilometer je Stunde, im Landverkehr seit der Verbesserung der Straßen im achtzehnten Jahrhundert höchstens etwa 15 Kilometer. Die Einführung der Dampfkraft in den Verkehr steigerte die Geschwindigkeit ziemlich plötzlich. 1829 erreichten die ersten englischen Lokomotiven schon ungefähr 46 Kilometer, 1913 betrug die Reisegeschwindigkeit der Bayerischen Staatsbahnen zwischen Nürnberg und München 85,5 Kilometer, 1907 diejenige des englischen Dampfers Mauretania 47,2 Kilometer, 1929 hat der Lloyddampfer „Bremen" bei seiner ersten Ausreise eine Stundengeschwindigkeit von 51,6 Kilometer entwickelt und seither noch etwas übertroffen.

Bis vor kurzem hat man die Kürzung der Fahrdauer, also die Erhöhung der Geschwindigkeit im Wasser- und Landverkehr hauptsächlich durch die Steigerung der Antriebsmaschinen zu erreichen gesucht. So ist man bei der „Bremen" zu einer Maschinenleistung von 92 500 Pferdestärken gekommen. Bei der Steigerung der Fahrtgeschwindigkeit ist von besonderer Bedeutung, daß der Widerstand, den Fahrzeuge in der Luft und im Wasser finden, sich nicht im gleichen Verhältnis steigert wie die Fahrgeschwindigkeit, sondern in viel höherem Maße, proportional dem Quadrat oder gar der dritten Potenz der Geschwindigkeit. So mußte man, um die Fahrgeschwindigkeit der Hamburger Dampfer der Ballinklasse um ein Viertel zu erhöhen, ihre Maschinenleistung um 113 Prozent steigern, das heißt, mehr als verdoppeln.

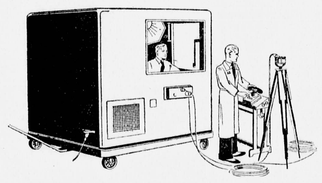
Inzwischen ist aber die wissenschaftliche Behandlung solcher Fragen außerordentlich vertieft worden und man hat auf Grund ähnlich sorgfältiger Versuche und Beobachtungen gefunden, daß, bei den hohen, heutzutage notwendigen Geschwindigkeiten unserer Verkehrsmittel ungeheure Summen Geldes dadurch verschwendet werden, daß man bis jetzt Fahrzeuge von solche Gestalt der Fahrzeuge zu wenig den durch die starke Erhöhung der Geschwindigkeit gebotenen Aenderungen unterzogen hat. So hat sich herausgestellt, daß die allbegrabende unzweckmäßige Form der Schiffe das vom vorwärtseilenden Fahrzeug zu beiden Seiten des Bugs verdrängte und hinter dem Schiff wieder zusammenströmende Wasser keineswegs in der günstigsten Weise abströmen läßt, sondern daß sich dabei vor und hinter dem Schiffe Wirbel bilden, die einen unverhältnismäßig großen Teil der bewegenden Kraft nutzlos verschlingen. Genaue Versuche ergaben, daß eine sorgfältige Anpassung der äußeren Gestalt des Schiffes für eine möglichst glatte Abfuhr des verdrängten Wassers die Aenderung seiner Umrisse nach den beim Abströmen des Wassers sich ergebenden Stromlinien, wobei überflüssige Wirbelbildung möglichst vermieden wird den Fahrtwiderstand des Schiffes außerordentlich vermindert, was sich ganz ins-

## *Die größte Filmanlage Europas*

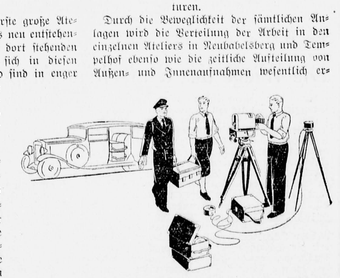
**Wie Neubabelsberg „tonfilmt"**

Die neue Einrichtung der Ufa-Ateliers wird die deutschen Produktionsstätten in Neubabelsberg und Tempelhof zu den modernsten Tonaufnahme-Anlagen der Welt machen. Bekanntlich wurden die Tonanlagen in Neubabelsberg vor 5 Jahren als erste große Ateliers in Europa für den damals neu entstehenden Tonfilm eingerichtet. Die dort stehenden Klangfilm-Apparaturen haben sich in diesen Jahren aufs beste bewährt und sind in enger Zusammenarbeit der Ingenieure und Tontechniker ständig weiter entwickelt und auf Grund der praktischen Erfahrungen der Arbeit verbessert worden.

Die Neueinrichtung mit insgesamt 17 Tonfilm-Aufnahme-Anlagen zerfällt in Apparaturen für Ateliers- und Außenbetrieb. In der Ausführung werden zahlreiche Spezialwünsche der Ufa berücksichtigt und die einzelnen Geräte an die besonderen technischen Anforderungen der Ufa-Betriebe angepaßt. Die Atelier-Apparaturen enthalten nach dem Muster der Ein-Boxen-Apparatur alle Geräte für Tonkontrolle und Tonaufzeichnung in einer beweglichen, schalldichten Box. Diese Apparatur kann damit nach Wunsch im Atelier aufgestellt oder auch im benachbarten Freigelände verwendet werden.



**Die Tonfilm-Kofferapparatur für Außenaufnahmen**



**Eine Boxen-Aufnahme-Apparatur der Klangfilm**

Die Apparate für Außenaufnahmen entsprechen der Koffer-Apparatur. Diese frei bewegbaren Tonanlagen werden überall dort eingesetzt, wo die Box bei Außenaufnahmen nicht benutzt werden kann. Es wird dadurch möglich auch bei Spielfilmen alle Außenaufnahmen selbst in unübersehbarem Gelände mit Sprache und natürlichen Geräuschen herzustellen.

Einige Koffer-Apparaturen werden als Spezialtyp für Reportage in die Wochenschau-Arbeit eingesetzt und verstärken damit den Part der Ufa für Außenaufnahmen von Tonfilmen in Verbindung mit den bereits in Betrieb befindlichen Reporter-Autos und Koffer-Apparaturen.

Durch die Beweglichkeit der sämtlichen Anlagen wird die Verteilung der Arbeit in den einzelnen Ateliers in Neubabelsberg und Tempelhof ebenso wie die zeitliche Aufteilung von Außen- und Innenaufnahmen wesentlich erleichtert. Durch das wechselweise Einsetzen der neuen hochwertigen Tongeräte im Atelier und im Freien wird auch die einheitliche Qualität von Spiel- und Kulturfilmen noch über das bisherige Maß gesteigert werden können, so daß wir wohl bald auch im Tonfilm die größte Aufnahme spitzen werden.



# *Welt der Frau*

## Bettina von Arnim / Zu ihrem 75. Todestag am 20. Januar

Bettina, die Schwester des unglücklichen Clemens Brentano und (von 1811 bis 1893) die Gattin dessen Freundes Achim von Arnim, ist Goethes ironischstes Frauen-Erlebnis. Ihre Familien kannten sich von Frankfurt, jeder Geburtsstadt, her. Goethe hatte Elisabeths Mutter, — so hieß sie eigentlich —, die Maximiliane de la Roche, in seiner Werthergelt — Wieland übrigens die Großmutter —. Und als die alte Frau Rath Goethe das zweiundzwanzigjährige Mädchen zu ihren, nun schon fast 60jährigen berühmten Sohn empfahl, fühlte der alte Herr gewisse Verpflichtungen der kleinen, schwärmerischen Verehrerin gegenüber, zumal sie gerade von seiner früheren Freundin, der Günderode, kam. Damit erneuerten sich Goethes Beziehungen zur lebendigen, vor allem zur gelebten Romantik, bekamen interessante Nahrung, was er immer höher zu schätzen wußte, als die Beziehungen zur gedichteten und dichtenden Romantik. Bald aber sollte er merken, daß Bettina es zu ihrem gefährlichen Lebensprinzip

gemacht hatte. — halb aus Natur, halb aus Besinnung —, die Grenzen zwischen Traum und Wirklichkeit, zwischen Wunsch und Tatsache nicht nur verschwimmen sondern bewußt verschwinden zu lassen. Und nichts war Goethe mehr entgegen als gerade das. Keine der Gestalten aus der romantischen Epoche hat diese romantische aller Maximen so konsequent bis ins eigene Lebenssymbolisch hinein wahr gemacht, wie diese schwarzkluge, klaffarote Tränenmerin mit den unergründlichen Augen. Goethe hat sie später dann einmal verärgert „eine teuflisch gescheite Person" genannt, und 1830 schreibt er in sein Tagebuch kurz und bündig „Frau von Arnims Zudringlichkeit abgewiesen!"

Dazwischen aber liegen die Jahre, in denen er an Bettinas Verhältnis zu sich bis zum Ueberdruß erleben durfte und mußte, wohin ein grenzenlos ausgewachsener Goethe-Kult führen konnte. Es hatte nach dem ersten Besuch 1807 ziemlich harmlos angefangen mit dem Austausch kleiner Briefe und Billets, von seiner Seite mehr aus spielender Laune, von ihrer Mutter, — so hieß sie eigentlich —, die Maximiliane de la Roche, in seiner Werthergelt — Wieland übrigens die Großmutter —. Und als die alte Frau Rath Goethe das zweiundzwanzigjährige Mädchen zu ihren, nun schon fast 60jährigen berühmten Sohn empfahl, fühlte der alte Herr gewisse Verpflichtungen der kleinen, schwärmerischen Verehrerin gegenüber, zumal sie gerade von seiner früheren Freundin, der Günderode, kam. Damit erneuerten sich Goethes Beziehungen zur lebendigen, vor allem zur gelebten Romantik, bekamen interessante Nahrung, was er immer höher zu schätzen wußte, als die Beziehungen zur gedichteten und dichtenden Romantik. Bald aber sollte er merken, daß Bettina es zu ihrem gefährlichen Lebensprinzip gemacht hatte. — halb aus Natur, halb aus Besinnung —, die Grenzen zwischen Traum und Wirklichkeit, zwischen Wunsch und Tatsache nicht nur verschwimmen sondern bewußt verschwinden zu lassen. Und nichts war Goethe mehr entgegen als gerade das. Keine der Gestalten aus der romantischen Epoche hat diese romantische aller Maximen so konsequent bis ins eigene Lebenssymbolisch hinein wahr gemacht, wie diese schwarzkluge, klaffarote Tränenmerin mit den unergründlichen Augen. Goethe hat sie später dann einmal verärgert „eine teuflisch gescheite Person" genannt, und 1830 schreibt er in sein Tagebuch kurz und bündig „Frau von Arnims Zudringlichkeit abgewiesen!"

Dazwischen aber liegen die Jahre, in denen er an Bettinas Verhältnis zu sich bis zum Ueberdruß erleben durfte und mußte, wohin ein grenzenlos ausgewachsener Goethe-Kult führen konnte. Es hatte nach dem ersten Besuch 1807 ziemlich harmlos angefangen mit dem Austausch kleiner Briefe und Billets, von seiner Seite mehr aus spielender Laune, von ihrer Seite mehr aus erster Absicht. Der rasch aufgeschlossene und phantasiebegabte Geist der Bettina verstand es, sich aus den Stummheiten, die sie vorher schon im Hause der Frau Rat am Rahmarkt in Frankfurt wieder und wieder verleben durfte, aus der Bogenlinie in Weimar, wo sie „vier Stunden in Goethes Antlitz schaute", und aus dem Dutzend nachfolgender Briefe eines der merkwürdigsten Bücher unserer Literatur zu schaffen: „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde". Aus seiner Mutter, die glücklich war über ihr Wölfchen „babbeln" zu können, lockte das naivbewußte Mädchen tausend interessante Einzelheiten aus Goethes Jugend- und Jünglingszeit. Sie verwob das mit allem, was ihr verschönt und verdrehendes Herz für leidenschaftlend dazu diktierte, korrigierte an den eigenen und Goethe'schen Briefstellen noch eigenem Gusto herum, erfand ganz neue Partien, vor allem in ihren Antwortbriefen, und benutzte in einem nie dagewesenen Gemisch von Schamlosigkeit und heimeln Gemütlichkeit die literar-historische Situation im damaligen Deutschland, um — bewußt oder unbewußt — anscheinend ihrem Meister, in Wirklichkeit aber sich selbst ein Denkmal zu setzen.

Als Gattin Achim von Arnims, der sehr unter der Schwärmerei und der geistreichen Geschwätzigkeit seiner Frau zu leiden hatte, kam Bettina von Berlin aus 1812 wieder der nach Weimar. Zwar interessierte den alten Geheimrat die närrisch-launische Natur dieses literarischen Kobolds noch immer. Aber dieses Interesse war jetzt einseitig platonisch geworden. Er hielt sie für „das wunderlichste Wesen von der Welt", und er staunte über die „seltene Beharrlichkeit in dem, was sie einmal nach ihrer Art ergriffen hat, und dann blitze von denen sie selbst nicht weiß, wo sie hinfahren."

Goethe selbst suchte die Auseinandersetzung und allen Skandal zu vermeiden. Aber im August des Jahres 1812 kam es auf einer Kunstausstellung zwischen der empfindsamen Künstlerin Bettina und Goethes frisch angetrauter Gattin Christiane Vulpius zu einem öffentlichen Eklat.

Später ist es dann doch wieder zu einer Versöhnung gekommen. Aber Goethe war Bettinas Art, ihre „affektierte Naivität" — wie Tieck das nannte — bis in die Seele zuwider. Arnims Einfluß hatte sie noch in Schach zu halten gewußt. Nach seinem Tode aber fiel die jetzt fast fünfzigjährige wieder zurück in ihr altes exaltiertes Unwesen. Waren es früher Goethe und Beethoven, die sie anbimmelte bis zur Belästigung, so bedrängte sie sich jetzt anderen Berühmtheiten ihrer Zeit und ihrer Berliner Umgebung auf: zuerst dem Fürsten Pückler-Muskau, der sie ziemlich grob abzuweisen suchte, alsdann ohne Erfolg.

Erst spät fand ihr Liebebedürfnis einen doppelten Ausweg. Damals schrieb sie ihre „Günderode" und im Andenken an ihren Bruder „Clemens Brentanos Frühlingskranz", beides wieder seltsame Mischungen von Dichtung und Wahrheit. Nachdem auch ihr „Königsbuch", Friedrich Wilhelm dem Vierten gewidmet, ihr von der Seite des Hohenzollernmonarchen den Vorwurf der „Goethelatrie" eintrug, wurde sie — wie immer maßlos übertrieben — sozial enthusiasmiert aus den Schwärmereien des jungen Deutschland. Sie sprach sich in Briefen und Bittschriften an hohe und höchste Stellen um die hungernden schlesischen Weber, erwirkte verschiedene Amnestien für politische Verurteilte. Unter anderem setzte sie sich für Gottfried Kinkel ein. Sie ist wieder einmal flammend begeistert, diesmal durch die heiße Luft um das Revolutionsjahr 1848.

Bis zu ihrem Sarg — sie stirbt am 20. Januar 1859 — begleitet sie jedoch als Symbol ihres Lebenskonfliktes durch die ganzen letzten Jahrzehnte ihr selbstentworfenes Gipsmodell eines Goethe-Denkmals, das nie zur Ausführung gekommen ist.

Welch seltsames Gemisch, welch stumme tragische Verstrickung von echt weiblicher Hingebungsaufgeschlossenheit und planloser Lebensschwärmerei haben die Kurve dieser weiblichen Lebenssinnbild

# Weg mit überflüssigem Kram!

Manches kann die Winterhilfe noch verwerten

Viele Frauen neigen dazu, alles nur erdenkliche aufzubewahren. Jede Konfektschachtel, jedes nicht mehr tragbare Kleid, jeder alte Schuh wird aufgehoben, manchmal in dem Gedanken; vielleicht kann ich es eines Tages noch gebrauchen. Manchmal aber auch nur, weil sie sich von dem alten Kram nicht trennen können. Auf diese Weise werden dann mit der Zeit die Schubladen und Schränke so gefüllt, daß Neuanschaffungen unvermeidlich sind, und wenn dann die Schränke und Komoden gekauft sind, zeigt sich, daß die Räume zu eng werden und man — wohl oder übel — umziehen muß, um eine größere Wohnung zu nehmen. Und das alles hätte sich vermeiden lassen, wenn die Frau vernünftigerweise immer gleich alles aussondert, was sie nicht mehr braucht.

Kleider, die unmodern geworden sind, soll man sich aufarbeiten lassen oder soll seinen Kindern Kleider daraus machen. Sind die Kleider dafür aus irgendeinem Grunde nicht geeignet und gefallen sie einem aus irgend einem Grunde nicht mehr, soll man sie der Winterhilfe geben. Das gleiche gilt von Mänteln. Meist sind sie in ein oder zwei Jahren Verwendung dafür zu haben, so soll man die Kleider, die man nicht mehr trägt, aus den Schränken entfernen und sie in staubdichte Koffer packen. Die man in Bodenkammer oder Keller unterbringt. Ebenso soll man die Sommerkleider während des Winters nicht in den Schränken lassen, sie werden dadurch nicht besser und nehmen nur Platz weg. Man packt sie am besten auch in Koffer. Das gleiche gilt von den Winterkleidern, die man im Sommer nicht braucht.

Alte Lederhandschuhe zerschneidet man und verwendet die Lederlappchen. Abgetragene Schuhe steckt man entweder in den Ofen oder gibt sie, falls sie noch irgendwie brauchbar sind, fort.

Aufräumen in den Behältnissen, die man um sich hat, ist einer der wichtigsten Aufgaben der Frau!

Auch unter seinen Büchern muß man manchmal Umschau halten. Wieviele Bücher sind darunter, die uns nicht gefallen haben und die wir sicher nicht öfter als einmal lesen. Wir können sie verschenken. In Krankenhäusern ist man für leichte Lektüre immer dankbar. Das gleiche gilt von alten Zeitschriften. Bei uns sind sie nur Staubfänger, an anderer Stelle können sie Menschen noch Freude machen. Wir wollen Luft um uns schaffen!

Alle Briefe brauchen wir auch nicht aufzubewahren, wenigstens soweit sie von Menschen stammen, die uns gar nicht mehr interessieren. Im Lauf der Zeit sammeln sich solche Haufen von Briefen an, daß wir wirklich nicht wissen, wo wir damit bleiben sollen!

In unseren Stuben müssen wir auch einmal eine Generalaufräumung veranstalten. Wieviele Dinge dulden wir nur deshalb um uns, weil sie uns einmal geschenkt wurden. Das geht nicht an. Solche Sachen müssen wir entfernen, denn niemand kann von uns verlangen, daß wir unsere Wohnung verunzieren, nur weil der andere einen schlechten Geschmack gehabt hat. Es braucht ja nicht auch nicht immer „der andere" zu sein. Wir können uns wohl ruhig eingestehen, daß auch unsere eigenen Einkäufe nicht immer unter den gleichen glücklichen Sternen gestanden haben und daß wir von Zeit zu Zeit etwas ersetzen, was uns nach einigen Jahren gar nicht mehr gefällt. Sollen wir dann ewig die Sklaven unserer eigenen Uebereilung sein? Wir wollen es doch ruhig zugeben: dieses Wild ist scheußlich, — es gefällt und gar nicht mehr. Dann nur Mut! Weg damit!

Was wir an Blumengefäßen besitzen, sollen wir nicht in den Stuben herumstehen lassen, sondern sollen es in Schränken unterbringen. Nur wenn wir Blumen hineinstellen wollen, wählen wir das passende Gefäß aus.

Wenn bisweilen eine Wohnung uns durch ihre stilvolle Einrichtung entzückt, so tut sie es zum großen Teil auch deshalb, weil nichts Ueberflüssiges herumsteht und weil die Menschen, die sie bewohnen sich zum obersten Gesetz den Grundsatz gemacht haben, daß sie selber die Hauptsache sind und daß erst in zweitem Abstand die Gegenstände kommen. Den Platz lassen sie sich von ihnen niemals wegnehmen. Und daran sollten wir alle uns ein Beispiel nehmen. Ein Zuviel an Besitz kümmert sich schlimmste Ballast eines Menschenlebens, den es überhaupt gibt.

# „Kommen Sie zu einem Butterbrot!"

Da heute viele Frauen sich ihre Wirtschaft selber besorgen müssen, muß ihnen daran liegen, die Bewirtung von Gästen, auf die sie doch nicht verzichten wollen, so bequem und einfach wie möglich zu gestalten, und doch soll es „nett" sein! Da ist zum Beispiel ein Butterbrot" ein und gibt zu den Butterbroten Tee oder eine Bowle, und hat d.. große Annehmlichkeit, alles, was man braucht, vorher auf den Tisch stellen zu können, so daß die Hausfrau nicht umherzulaufen braucht, sondern sich ganz ihren Gästen widmen kann und also auch die volle Freude von ihrem Gesellschaftsabend hat.

Man bevorzugt heute Schwarzbrot, d. h. man schneidet Weißbrot in Scheiben, die man doppelseitig mit Butter bestreicht, dann belegt und auseinander schichtet. Man legt meist drei Scheiben Brot aufeinander. Diese werden dann etwas gepreßt und schließlich in anderthalb Zentimeter dicke Scheiben geschnitten. Als Belag kann man alles verwenden, was man hat. Jeder kleine Rest ist gut zu gebrauchen, da die einzelnen Scheiben durchaus nicht gleich belegt zu sein brauchen. Im Gegenteil ist eine Abwechslung sehr reizvoll. Natürlich muß man die Zusammenstellungen gut wählen!

Hier sollen einige schmackhafte Brotaufstriche angeführt werden, die als Anregung dienen sollen, selber reizvolle und pikante Füllungen zusammenzustellen.

Heringsbutter. Ein Salzhering wird gut gewässert, dann löst man die Gräten heraus und schneidet die Heringsfilets in kleine Würfel. Zugleich reibt man eine Zwiebel. Man verrührt Hering und Zwiebel mit 50 gr Butter und bestreicht die Weißbrotscheiben damit. Jede Schicht wird noch mit ein wenig gehackter Petersilie bestreut.

Auch Lachsbutter kann man leicht herstellen, indem man geräucherten Lachs fein wiegt und ihn mit 50 gr Butter mischt. Ebenso ergeben feingewiegte, hartgekochte Eier, etwas guten Belag, doch muß man das Ei auf der Butter festklopfen.

Für die Käseplatte nimmt man Schwarzbrot oder Pumpernickel. Diese Scheiben werden gut mit Butter oder einem weichen Käse bestrichen. Sehr hübsch sieht es aus, wenn man abwechselnd eine weiße Käsescheibe und dann eine gelbe oder grüne nimmt. Die grüne Käsescheibe ist dadurch herzustellen, indem man geriebenen Kräuterkäse mit 50 gr Butter verrührt. Zur Abwechslung kann man auch Pumpernickel und Weißbrot zusammenlegen. Aus den fertigen Schichtbroten kann man dann entweder Scheiben oder Dreiecke schneiden.

Sehr beliebt sind auch geröstete Brötchen, die aber recht warm herumgereicht werden müssen.

Schinkenbrötchen. Eine dünne Weißbrotscheibe wird mit Butter bestrichen und mit gehacktem Schinken belegt, über den man etwas Senf tut. Hierauf drückt man eine zweite, butterbestrichene Weißbrotscheibe recht fest darauf und wälzt dieses Schichtbrot nun in einer Tasse Milch, in der man ein Ei verquirlt hat. Man brät das Schichtbrot auf beiden Seiten schön goldbraun. Muß sehr heiß gereicht werden.

Röstbrot mit Eiern und Tomaten. Nicht zu dünne Weißbrotscheiben werden geröstet und hierauf mit Butter belegt, über das man etwas dickes Tomatenpüree gibt.

Röstbrot mit Nieren. Eine aufgeschnittene Kalbsniere läßt man über Nacht in kaltem Wasser liegen. Hierauf kocht man sie in zwanzig Minuten weich und läßt sie dann etwas abkühlen. Man schneidet sie in kleine Würfel, die man in Butter gut bräunt, hierauf mit Mehl bestreut und mit Wasser zu einer gebundenen Masse verdünnt. Diesen Brei läßt man noch eine Viertelstunde dämpfen und schmeckt ihn schließlich mit Salz, Pfeffer und etwas Wein ab. Man schneidet Weißbrot in dicke Scheiben und hält jede Scheibe nach der Mitte zu aus. Die Scheiben werden nun mittelbar vor dem Abrichten in Butter gebraten, worauf man die kleine Vertiefung mit dem Nierenbrei füllt und das Brötchen mit fein gewiegter Petersilie bestreut.

Eva Holder.

# Zeitgedanken / Von Marga von Massow

Jede Zeit hat ihre besonderen Kennworte. Auch die Unsrige. Eines bieser ist das Wort „national", was wohl auch am meisten mißbraucht wird. Und doch sagt selten ein Wort so deutlich, was es bedeut.. will.

Was ist National? National ist volkszugehörig. Jeder der gleichen Abstammung, der gleichen Sprache, ist national. Es ist ebenso richtig, wie falsch. Denn sehr viele Volkszugehörigen, auf die dies zutrifft, haben bieses Volkszugehörigkeitsgefühl überhaupt nicht mehr sie haben die inneren Beziehungen zur Volksgemeinschaft verloren und noch nicht wieder erreichen können trotz ihrer ehrlichen dahingehenden Bestrebungen. Das Wort Volkszugehörig fordert viel, sehr viel . . . Niemand kann Volkszugehörig, also national sein, der wissentlich die Augen vor der leiblichen oder seelischen Not seines Volkes verschließt. So entartet ist das Bewußtsein und der Wille noch vieler und sie nennen sich trotzdem „national". National zu sein ohne soziale innerste Einstellung ist unmöglich; denn Volkszugehörigkeit auf der einen Seite, aber Verantwortungslosigkeit andererseits sind miteinander unvereinbar. Darum ist die dringendste Forderung an alle: helft, daß jedem der tiefste Sinn der Volksgemeinschaft bewußt wird, daß jeder zu seinem Teil am Aufs- und Ausbau der wahren Volksgemeinschaft beiträgt, damit wir alle von dem tiefsten Sinn des Wortes „National" und „Sozial" erfaßt werden.

# Etwas zur Gesundheitspflege

## Wie behandelt man nervöse Schlaflosigkeit?

Es gibt harmlosere und schädlichere. Allem ist gemeinsam, daß sie keinen natürlichen Schlaf verschaffen und Benommenheit des Kopfes, mangelnde geistige Frische, allgemeines Unbehagen, Störung des Appetits usw. hervorrufen. Eine Heilung der Schlaflosigkeit wird auf diesem Wege nicht erzielt. Man sollte sie darum in jedem Falle vermeiden. Dagegen können die Hausmittel wie Baldriantropfen (2—3mal 20 Tropfen im Wasser) oder Baldriantee (besonders wenn er 24 Stunden lang im kalten Wasser, 1 Teelöffel auf eine Tasse, gegossen hat) oder Baldrianwurzel in Verbindung mit Bitterklee und Pfefferminze nicht schaden und sind zudem als Beruhigungsmittel recht wirksam. Hierher gehören auch die Mittel diätetischer Natur, wie Dicke Milch, abends genossen, oder reiner Bienenhonig (1 Eßlöffel in warmer Milch).

Zu diesen Mitteln treten solche physikalischer Natur. Das einfachste Mittel ist der abendliche Spaziergang in behaglichem Tempo und ohne Gespräche. Bei anderen wirkt Wasserbehandlung aller Art und körperliche Bewegung. Wieder andere vertreiben die Schlaflosigkeit durch Lufthäder und Sonnenbäder.

Bei manchen Menschen stellt sich mittags ein ausgesprochenes Schlafbedürfnis ein. Das ist bei solchen mit starkem Kräftevorrauch oder geringem Kräftevorrat der Fall. Es ist zweckmäßig, dieses Schlafbedürfnis zu befriedigen. Allerdings soll man die Nutzzeit mit einer Tasse Kaffee anspornen, da sonst der Nachtschlaf darunter leidet.

Eine Gruppe von Menschen wird aus seelischen Gründen am Schlaf gehindert. Sie sind mit Sorgen und schweren Gedanken überlastet, suchen abgehetzt ihr Bett auf und werden eine Beute ihrer inneren und äußeren Unruhe. Für diese Gruppe gibt es sehr einfache, aber wirksame Mittel. Die eine Methode ist die des Jäh-Einschlafens. Zur Erreichung des Zweckes gehört eine gute Aufmerksamkeit und ein eigensinniger Wille. In 5—6 Minuten ist man eingeschlafen. Manche erreichen dasselbe Ziel durch ruhiges Liegen und tiefes Atmen, auf das sie ihre ganze ungeteilte Aufmerksamkeit lenken. Es gibt schließlich noch eine laymotische Beeinflussung von Seiten. Auch diese Methode findet seine Anwendung findet. Sie ist an die Beeinflußbarkeit des Patienten gebunden.

Wie die Kranken, so sind auch die Methoden der Heilung verschieden. Eines ziemt sich nicht für alle. Aber keiner wird von der Schlaflosigkeit befreit, der nicht mit Glauben und Vertrauen an die Heilung herangeht.

Dr. M. M.

# Lesen im Bett

Die Frage, ob abends vor dem Einschlafen das Lesen im Bett schädlich oder raisam sei ist nicht einheitlich zu beantworten. Grundsätzlich ist jedoch zu sagen, daß die Beschäftigung mit geistigen Dingen im allgemeinen dem Einschlafen entgegenwirkt. Also schwerer, anstrengender Lesestoff wird auf alle Fälle nachteilig wirken. Und viele Menschen werden überhaupt gut daran tun, selbst leichte, oberflächliche Lektüre zu vermeiden. — Andererseits ist nicht abzustreiten, daß sich eine Reihe von Personen, vorzugsweise solche, die tagsüber geistig angestrengt zu arbeiten haben, durch das Lesen leichter, oberflächlicher Bücher in den Schlaf hineinlesen, ohne daß dadurch ihr Schlaf beeinträchtigt wird. Bei den einfachen, wesentlich erleichtern kann. Man sieht, eines schickt sich nicht für alle. Unbedingt sollte man aber verhüten, daß Kinder des Abends im Bett, und sei es auch das leichteste Zeug, lesen.


# Kleine Anzeigen für West- und Mittel-Deutschland

**Anzeigenpreis:** Jeder 1 mm hohe, 22 mm breite Raum kostet: bei Geschäftsanzeigen 20 Pf., bei Gelegenheitsanzeigen 15 Pf., bei Heiratswünschen 12 Pf. Reklame-mm-Zeile, 68 mm breit, 80 Pf. Für die Erfüllung von Platzvorschriften wird keine Gewähr übernommen. Erfüllungsort und Gerichtsstand Paderborn. Verleger-Adr.: Volksblatt, Paderborn.

**Die hohe Auflage und weite Verbreitung** in West- u. Mittel-Deutschland gewährleistet volle Insertionssicherheit. Bei **Dienstag** früh eingehende vorzahlte Anzeigen erscheinen noch in der nächsten Ausgabe. Postscheckkonto: Westf. Volksblatt, Paderborn, Hannover 1536

## Heiratswünsche

**Vertrauensache** ist die Vermittlung der Heiratswünsche. Eingehende Zuschriften auf solche werden deshalb stets in Briefumschlägen ohne Firmen-Aufdruck versandt. Ebenso übernehmen wir auf Wunsch die vertrauliche Rücksendung von etwa eingesandten Photographien usw. falls uns diese unter Beifügung der Absenderangabe und der Chiffre portofrei zugehen.

Kaufm., kath., 29 Jahre, groß, aus gut. Fam., mit etl. gut. Geschäft u. mod. Wohnh., in Stadt Westf. wünscht bald. **Heirat** mit tücht. Dame, die Hausfrau fehlt. Vermög. ca. 15 b. 20 000 ℳ, das hypothek. sicher gestellt wird, erwünscht (od. Grundbesitz). Off. u. Nr. 119 an „Der 7. Tag", Paderb.

Kaufm., gebild. jg. **Mädchen** sucht in feinem Hause Anfn., wo ihm Gel. geb. ist, in gesellsch. Umgange Sicherheit zu erl. Gemütl. Heim, Kochen, Hausarb. sowie i. französ. Sprache u. Maschinenschreib. vorhanden. Ang. u. Nr. 100 Für Volksmacht. Erfurt, Fuhrstraße 17.

Alleinstehd. jg. Dame, kath., 30 J., ang. Aeuß., schlank, blond, a. gut. Ruf u. lobell. Vergangenh., wünscht Bekanntschaft e. kath. Herrn in sich. Stellg. (mögl. Paderborn), Beamter bevorz. zwecks **Heirat**

Braves, kath. Mädel mit beiterem Sinn, aus guter Familie, findet zum 1. März liebevolle Aufnahme als **Haustochter** in guter Ohbut eines kl. Haushaltes (12jähr. Kind) in Kassel-Wilhelmshöhe ohne eigenteil. Verwaltung bei vollem Familienanschluß. Es wird auf den Haushalt u. d. auf bürgerliche Küche sehr Wert gelegt. Nicht ärmlich. Gefl. Zuschriften unter H. K. 4824 an den 7. Tag, Paderborn.

Kath., gebild. jg. **Mädchen** sucht in feinem Hause Anfn., wo ihm Gel. geb. ist, in gesellsch. Umgange Sicherheit zu erl. Gemütl. Heim, Kochen, Hausarb. sowie i. französ. Sprache u. Maschinenschreib. vorhanden. Ang. u. Nr. 100 Für Volksmacht. Erfurt, Fuhrstraße 17.

Alleinstehd. jg. Dame, kath., 30 J., ang. Aeuß., schlank, blond, a. gut. Ruf u. lobell. Vergangenh., wünscht Bekanntschaft e. kath. Herrn in sich. Stellg. (mögl. Paderborn), Beamter bevorz. zwecks **Heirat**

Gute komplette Aussteuer und schöner Hausbesitz. Ernstgem. Off., mögl. mit Bild (zurück) u. Nr. 120 „Der 7. Tag", Paderborn.

Altheit. Install.-Geschäft sucht zwecks Vergrößerung Beteiligung, Darl., Kapital, Mitte 30, wenn, Charakt., kath., qual. Arbeitskraft, evtl. **Einheirat**

Jg. Mann, Arb., 29 Jahre, kath., mittelgr., vom elterl. Vermög., wünscht mit e. kath. Mädch. u. Vermög. zw. Heirat i. Verbind. zu treten. Ausführl. Off. u. Nr. 118 an „Der 7. Tag", Paderborn.

Ausführl. Off. mit Bild unter Nr. 117 „Der 7. Tag", Paderborn.

**Kugelkäbe** 2roteK.-9Pfd 2.95 20Haarzerk. 2.95 10 dto. u. 4½ Pfd K. 2.95. K. Seibold, Nortorf 39

**Heirat**

Nur ernstgem. Zuschrift, wolle man send. unt. **Nr. 7. 118** an „Der 7. Tag", Paderborn.

**Wer inseriert, wird nicht vergessen**

**Katholische EHE** anbahnung erfolgreich seit 14 Jahr. Aerzte, Beamte Handwerker, Kaufleute, Lehrer etc., geb. Damen aus allen Kreisen such. Anbahnung. Diskret. Kirchl. Billigung.

**Neuland Bund 19** Herne 1. W.

## Lungenkranker!

Was Sie wissen müssen, sagt Ihnen der Arzt! Sanatorien und Heilstätten, Professoren und prakt. Aerzte haben sich bekriedigend und anerkennend über „Sidpokalin" geäußert. Laien berichteten, daß Fieber, wie auch Nachtschweiß und Ausmurf verschwanden. Der Appetit wurde mächtig angeregt und das Körpergewicht hob sich beträchtlich. — Kalk- und Kieselsäure fördern bekanntlich die Abkapselung tuberkulöser Herde. Beide Mittel sind in Sidpokalin in erprobter Art und Menge enthalten, so daß die Hoffnung vieler Lungenkranker, Bronchialkatarrh, Asthmaleider durch das von Aerzten verordnete Silppokalin erfüllt werden kann. (Gumm.-, Calc. glyc. ph., Silicium. Stront., Lib., Carbo med., Ol. arcanae sacch. lact.) Glas mit 80 Tabl. ℳ 2.70 in allen Apotheken, wo nicht, dann Rosen-Apotheke, München. — Verlangen Sie von der Bezugsquellenfirma Carl Bühler, Konstanz, kostenlose und unverbindliche Zusendung der interessanten, illustriert. Aufklärungsschrift A 59 von Dr. Vogel.

**Herzliche Bitte!** Wer hilft einem unbemittelten Theologen ein Jahr lang durch eine monatliche Unterstützung v. 10 RM z. Priesterkum? Zuschriften erbeten unt. Nr. 121 an „Der 7. Tag", Paderborn.

**Inserieren bringt Gewinn**

**Versand seit 30 Jahren! Reklame-Koll: ca.3½Pfd. br. 2.10 Kiste mgsd. Salami., Bismarckh., Brust., Kon. Sardin. u. Fettk. Alle 12 Dos. n. 1 Kiste ab hier, Verpckg frei. Frisch, lecker 3.75 Garantie Zurücknahme. E. Napp, Altona D. 31**

**Fettbückel** Rollmops, Bismarckh., Bratheringe, Sardinen, Aal in Gelee, Aal in Tomatensoße, Brataal, Bratheringe in Tomatensoße, Bratheringe in Gelee, Bratheringe in Senfsoße, Bratheringe in Weißweinsoße, Bratheringe in Rahmsoße, Bratheringe in Kräutersoße, Bratheringe in Paprikasoße, Bratheringe in Currysoße

# Eine Seite Kurzweil

## Lob des Leiterwagens / Kleine Begebenheit aus dem Leben

Seltsam, als wir den Leiterwagen zur Fahrt ins Wochenendhaus des Freundes bestiegen, fiel mir die Geschichte von dem braven Bauer ein — na, Sie kennen sie ja! Nicht? Also: Der Doktor des kleinen Nestes wird zum Bauern Krischan gerufen und stellt fest, daß der sich beim Dreschen den Arm ausgekugelt hat. Schwierige Sache das — weiß der Himmel, wie es ausgeht, wenn man daran herumprobiert. „Spann an und fahr damit in die Stadt zu Doktor Langhans", sagt der brave Doktor Klobig und wickelt Krischans baumelnde Extremität in ein Tuch.

Krischans Frau spannt an. Natürlich den Leiterwagen. Rumpel-pumpel-pumpel — geht die Fahrt los. Hinten sitzt Krischan mit schmerzverzogenem Gesicht und fliegt alle fünf Minuten einen halben Meter hoch. Anderthalb Stunden lang. Dann steht er vor Doktor Langhans. Der schüttelt den Kopf. „Arm ausgekugelt? Quatsch! Der Arm ist ja drin!" und schickt den Krischan nach Hause. Rumpel-pumpel-pumpel — anderthalb Stunden lang.

Wartet da schon der Doktor Klobig. „Na, Krischan, alles in Ordnung?" fragt er und guckt sich den Arm an. „Was? Menschenskind, der Arm ist ja immer noch ausgekugelt. Gleich fährst du zurück!" Rumpel-pumpel-pumpel — anderthalb Stunden lang. Schreit der Doktor Langhans den Krischan an: „Du Trottel, was hälst du mich denn heute schon zum zweitenmal auf! Der Arm ist ja drin, Idiot!" Und schickt den Krischan nach Hause — rumpel-pumpel — — na, und so weiter, bis der arme Krischan sowohl von dem einen als auch von dem anderen Doktor verdroschen wird und der Arm nun endgültig draußen bleibt. —

Hübsch erfunden? Mitnichten! Also auch wir fuhren auf einem Leiterwagen, anderthalb Stunden lang. Aber zu einer stimmungsvollen Feier im Hause des Freundes fehlte uns ein Grammophon. Wir hielten vor einer ländlichen Wirtschaft und suchten uns das Musikinstrument des Wirtes auszuborgen. Er führte es vor. Es hatte einen Trichter in rot und gold und gab Geräusche von sich. Märsche. Es war sozusagen goldrichtig.

„Du hinterlegst wohl mal einen kleinen Betrag, Lutz", sagte der Freund und entführte das goldrichtige Grammophon. Ich zückte den einzigen Schein in meiner Brieftasche — einhundert Reichsmark. Das war an diesem Orte noch nicht dagewesen. Um eine Panik zu vermeiden, hinterließ ich den ungeteilten Schein.

Wir unterhielten uns köstlich. Wir tranken und tanzten und jeder drehte mal das Grammophon auf, mal links, mal rechts rum, und einer füllte Schnaps nach. Dann machte es Knacks und gab die Geräusche auf. Ein technisch interessierter Gast nahm es auseinander, fand aber den Fehler nicht. Dann versuchte ich es mit Vernunft, ebenso vergeblich. Im Hintergrund sah ich meinen Hundertmarkschein entschwinden.

Auf der Heimfahrt hielt ich das goldrichtige Grammophon auf den Knien. Anderthalb Stunden auf einem Leiterwagen. Es war keine ausgesprochen freudige Stimmung, in der ich mich befand. Dann traten wir bei dem braven Gastwirt ein, stellten eilends das Grammophon an seinen Platz und verlangten das Pfand. „Moment mal", sagte der gewiegte Gastwirt und stieß eine Nadel in die Schallbüchse. Mir brach Schweiß aus allen verfügbaren Poren — meine hundert Mark!

Aber — aber — nun also, das Grammophon spielte, es gab Geräusche von sich. Märsche. Jawohl. Mit zitternden Händen griff ich nach dem Hundertmarkschein und schüttelte den Staub des Gasthauses von meinen Füßen, sehr geschwinde. Ein Loblied auf den Leiterwagen in meinem dankbaren Herzen singend — —

### Keine Zeit zu verlieren

Kümmel trifft auf der Straße den jungen Arzt, Dr. Bergmann. Bergmann saust in gestrecktem Galopp daher.

„Menschenskind, warum rennen Sie denn so? Kommen Sie doch mit mir zum Frühschoppen!"

„Ausgeschlossen! Damit mir der einzige Patient inzwischen gesund wird, was?"

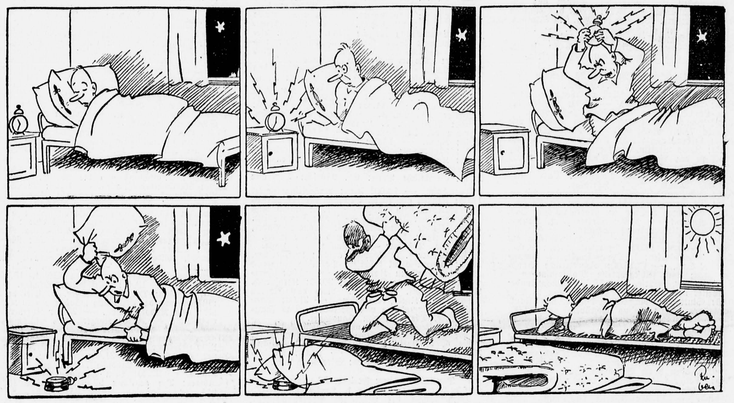
### Rationelle Arbeitsauswertung

„Liebe noch weiter, Männe, deine Unterhosen sind noch nicht trocken!"

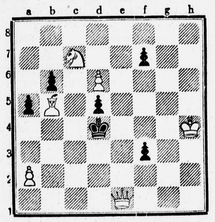
### Der Missionär

„Was? Hier im Haus ist eingebrochen worden? Und nicht bei mir? Ja, wofür halten mich denn diese Kerle eigentlich?"

## Petterkvist im Schlaf gestört



## Schachaufgabe



Matt in zwei Zügen

## Die schwarze Todeskugel

Es war einmal eine schöne Prinzessin aus dem Morgenland, die liebte einen jungen Fürsten. Ihr gestrenger Vater aber hatte sie einem reichen, alten Nachbarkönig zugedacht. Da die junge Prinzessin sich weigerte, dem Wunsch des Vaters zu folgen, beschloß der König, angesichts des ganzen Volkes das Los über das Schicksal der schönen Prinzessin entscheiden zu lassen.

„In einem verdeckten Korbe werden zwei Kugeln verborgen sein", sagte er, „eine schwarze und eine weiße. Die Prinzessin mag in den Korb greifen und eine Kugel wählen. Ergreift sie die weiße, so soll in Gottes Namen der junge Fürst ihr Gemahl werden, hält sie jedoch die schwarze in Händen, so muß jener sterben, indes sie dem Nachbarkönig als Gemahlin folgen muß."

Die junge Prinzessin mußte auf diese harte Bedingung eingehen. Am Vorabend des entscheidenden Tages schlich sich der Hofnarr des Königs zur Prinzessin und gestand ihr schreckenerfüllt, ihr Vater gedenke sie und das Volk zu betrügen. Es seien von Anfang an zwei schwarze Kugeln im Korbe untergebracht.

Die junge Prinzessin dachte lange nach. Dann tröstete sie den Narren und sagte: „Laß mich nur machen, der König soll mich nicht überlisten."

Tatsächlich mußte der König am nächsten Tage nach der Entscheidung mit den Kugeln seine Tochter dem jungen Fürsten zur Frau geben.

Wie half sich die kluge Prinzessin?

## Silbenversteckrätsel

Aus den Silben

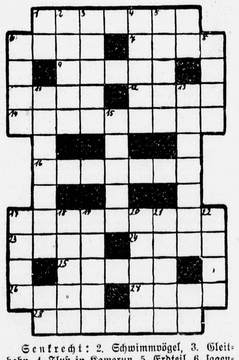
al — ba — ba — be — be — ben — ben — berg — bo — bür — chen — damm — de — den — den — ei — fer — für — ga — ga — gart — gen — ist — ka — ka — käpp — kna — kur — le — na — na — ne — ner — nji — o — que — ra — re — res — rot — see — shi — ße — ßen — ßen — sucht — tan te — to — von — wot — wa — wein — wiz

sind 16 Wörter zu bilden. Jedem der gefundenen Wörter ist eine Silbe zu entnehmen; diese aneinandergereiht ergeben einen Vers von Wilhelm Busch.

1. deutsche Märchengestalt . . . . . .
2. deutscher Orchesterdirigent . . . . . .
3. Orchestermusiker . . . . . .
4. bekannte Berliner Straße . . . . . .
5. Stadt in Norddeutschland . . . . . .
6. alter Tanz . . . . . .
7. Synonym für Junge . . . . . .
8. Teil von Rumänien . . . . . .
9. verderbliche Leidenschaft . . . . . .
10. Reisegesellschaft . . . . . .
11. englische Provinz . . . . . .
12. Kurort in Süddeutschland . . . . . .
13. Stadt in Indien . . . . . .
14. männl. Rolle aus „Wallenstein" . . . . . .
15. See im ehem. Deutschostafrika . . . . . .
16. Stadtteil von Berlin . . . . . .

## Kreuzworträtsel

Waagerecht: 1. afrikanischer Schwimmvogel, 6. weiblicher Vorname, 7. mächtigstes Göttergeschlecht in der nordischen Mythologie, 9. unedles Metall, 12. Schuhmacher-Gebrauchsartikel, 14. Unterrichtsanstalt mit Befestigung und Wohnung, 16. ehemalige Bergbefestigung in Abessinien, 17. örtlicher wie zeitlicher Zwischenraum, 23. Hafenstadt in Arabien, 24. italienischer Abschiedsgruß, 25. inneres Körperorgan, 26. die Einheit des Körpermaßes, 27. weiblicher Vorname, 28. Vater des Odysseus.



Senkrecht: 2. Schwimmvögel, 3. Gleitbahn, 4. Fluß in Kamerun, 5. Erdteil, 6. sagenhafter griechischer Fabeldichter (a gleich ä), 8. Verbindung zusammengesetzter Teile, 11. Mondphase, 13. italienischer Opernkomponist, 15. Angehöriger eines Völkerstammes, 17. österreichischer Reimchronist des 13. Jahrhunderts, 18. alte Stadt in Arkadien, 19. See in Finnland, 20. lat.: Lebewohl, 21. weibliche Figur aus der Fledermaus, 22. Gewinnanteile.

### Auflösungen aus voriger Nummer

Schachaufgabe

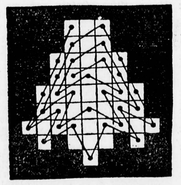
Lösung: Dame f 1 — a 6

Wenn Schwarz b 7 × D a 6, dann L d 7 — c 6 matt.

Wenn Schwarz S h 6 × g 4, dann D a 6 × b 7 matt.

Wenn Schwarz beliebig, dann D a 6 × b 7 matt.

Mit Bleistift und Ueberlegung



Silbenrätsel

1. Retorte, 2. Dmitrow, 3. Exporteur, 4. Najade, 5. Nehrung, 6. Italien, 7. Etage, 8. Zineraria, 9. Engerling, 10. Insterburg, 11. Tripoli, 12. Humus, 13. Ananas, 14. Bagatelle, 15. Esau, 16. Rahum. — Muessiggaenger werden nie Zeit haben.

Rätselhafte Würfel

Man dreht den Würfel mit der 9 um und gewinnt eine 6. Die Ziffer 826 ist durch 7 teilbar und ergibt 118.

Kreuzworträtsel

Waagerecht: 3. Aland, 5. Gram, 6. Inri, 7. eine, 10. Abonnent, 11. Falu, 13 Jost, 16. Dienstag, 19. Eden, 20. nein, 21. Oder, 22. Deneb.

Senkrecht: 1. Brief, 2. Tribuene, 3 Amen, 4. Uhne, 5. Graf, 8. Indianer, 9. Enns, 12. Arie, 14. Oger, 15. Janne, 17. Eden, 18. Snob.

Verantw. i. d. redakt. Teil: Dr. Heinrich Staab, Stellv. Johannes Grohmann; f. d. Anzeigenteil: Laurenz Oftergeld, sämtl. in Paderborn. Druck u. Verlag: Westf. Volksbl., AG., Paderborn. „Der 7. Tag" DA. XII. 33. 36 510

3. Jahrgang – Blatt Nr. 4 Sonntag, 28. Januar 1934
Verlagspostanstalt Paderborn

# Der 7. Tag

Sonntagszeitung für Stadt und Land

## Strategie

Mit Verstand und Raffinessen
Einen langen Skat zu dreh'n,
Die Umgebung zu vergessen,
Ach, denkt mancher, ist das schön!

Immer einen vorzulegen,
Jetzt zu schlagen, dann zu flieh'n,
Jetzt im Angriff vorzufegen,
Dann sich schnell zurückzuzieh'n.

So ein Kleinkrieg macht Vergnügen,
Und die Zeit fliegt schnell voran;
Geht's um Siegen, Unterliegen,
Stellt man mutig seinen Mann.

Eilig schleicht man dann von hinnen,
Ob die Uhr auch geht genau?
Schließlich die Strategen sinnen:
Wie erklär' ich's meiner Frau?

Auch das Leben gleicht dem Skaten,
Taktik ist's und Strategie,
Eben noch bei stolzen Taten,
Jetzt ganz klein und still, wie nie.

Die Skatspieler · Oelgemälde von O. Marquardsen · Bavaria-Verlag, Gauting vor München

## Kreuz, Schüppen, Herz, Eckstein – –

„Trumpf ist die Seele vom Spiel!" schlug Krischan auf den Tisch, spielte einen Grand und verlor ihn. Das ist schon manchem so ergangen. Daß er die Hand voller Trümpfe hatte und am guten Ende doch die Zeche bezahlen mußte. Denn zum Spiel gehört nicht nur eine bedeutende Portion Glück, sondern auch ein bißchen Verstand, ein bißchen Berechnung, ein Schuß Kombinationsgabe. Wem es an diesen Qualitäten mangelt, tut besser daran, die Hände aus dem Spiel zu lassen und zu liebäugen. Ich kannte einen fünfzehnjährigen Bengel, der seinen Skat spielte wie ein Alter, aber das war auch alles, was er konnte. Zu rein gar nichts war er sonst nütze. Dann lernte ich einen anderen kennen, einen Mann in den besten Jahren, der tagsüber in den Federn lag, um abends von acht bis morgens um zwei frisch zu sein, wenn seine drei Spielgenossen vor lauter Eifer hitzige Köpfe bekamen und schon wegen einer Fehlfarbe aneinandergerieten. Sein Hof ist an dieser ausgiebigen Spielvorbereitung natürlich zugrundegegangen. In meiner Bekanntschaft befindet sich noch einer, der heute nahezu einen dreißigjährigen Krieg mit seiner besseren Hälfte führt, weil ihm der Skatteufel leibhaftig in die Glieder gefahren ist. Der Spielfrieb liegt nun einmal drin in den Menschen. An sich mag das nichts Böses sein. Bei dem einen reizt die Kugel, beim anderen die Karte. Aber schlimm wird die Geschichte, wenn der Mensch die einangeborenen Hang zum Spiel nicht zügelt, nicht zu beherrschen weiß. Eigenartig, daß auch das Kartenspiel seine eigene Sprache hat. Oft höre ich sie. Im Dorfkruge, in der Eisenbahnstube, in Studentenkneipen, in rauchigen, überfüllten Zugabteilen, allüberall, aber gelernt und begriffen habe ich sie immer noch nicht und werde auch wohl nicht mehr dahinter kommen. Nur vier Begriffe sind mir geläufig: Kreuz, Schüppen, Herz und Eckstein. Wahrscheinlich umschließen sie das gesamte Abc der Spielsprache. Wie sonderbar! Gerade Kreuz, Schüppen, Herz und Eckstein! Man könnte sich Gedanken darüber machen. Und das tat ich schon so manches liebe Mal, wenn ich irgendeinem Verbissen am Dorfkrug liche zugesehen und dann und wann ein müßiges Stündchen gekibitzt hatte.

***

Die zweite Karte ist Schüppen. Auch schwarz. Genau wie das Kreuz. Dunkle Farben liegen den Menschen wohl nicht besonders. Aber ihr Kurswert steht hoch. Schüppen ist das Symbol der menschlichen Arbeit, des irdischen Werkens und Schaffens, des alltäglichen Auf und Ab, des Hetzens und Jagens um Sein oder Nichtsein. Arbeit ist not. Der Schöpfer selbst hat sie den Menschen anbefohlen. „Im Schweiße des Angesichtes sollst du dein Brot verdienen!" Was wäre das Menschenleben auch ohne Arbeit? Unser Dasein hätte gar keinen Sinn, keinen rechten Inhalt. Schau sie dir einmal an, die Menschen, die dem Arbeitsprozeß fernstehen müssen. Was würden sie darum geben, wenn sie morgen eingegliedert werden könnten! Wenn sie beim großen Kartenspiel des Lebens eine Schüppenkarte bekämen! Keiner dächte daran, sie abzulegen! Denn Arbeit ist Glück, Arbeit ist Trumpf! Dazu adelt die Arbeit. Jedwede Arbeit von Hand und Hirn. Schwielen sind ihre Ehrenzeichen, ihr schönster Orden. Wieviel Werke birgt nicht die Arbeit! Wieviel Segen strömt von ihr aus! Sie allein bedingt Glück und Wohlfahrt der Völker. Schüppen ist auch das Sinnbild der Scholle, des ewig fruchtbringenden Ackers. Immer wieder fleißt sich der Spaten in das Erdreich, um es vorzubereiten für den großen Zeugungsprozeß, damit das Samenkorn, das wir mit bedender Hand hineinstreuen, hundertfältige Frucht bringe. Daß unsere Kinder, unser Volk Brot habe. Herrgott, gib uns neben den Kreuzkarten auch die dunklen Schüppenkarten. Wir werden sie gut ausspielen!

***

Die dritte Karte ist Herz. Natürlich in Rot. Sie kann nicht dunkel sein, weil die Farbe des Herzens nun einmal rot sein muß. Rot ist das Blut, und rot ist die Liebe. Ohne dieselbe würde die Welt wohl zusammenbrechen. Du lächelst, aber es ist schon so. Denke sie einmal fort. Was bliebe übrig? Kälte, Unbehagen, Leere, eine tote Wüste. Familienbande, ein Für- und Miteinanderleben, Opfersinn und Fürsorge, Brüderlichkeit und Gemeinschaft, Heimat, Volk und Vaterland wären leere Begriffe, wären Wörter, die gar nicht existierten! Das wußte der Herrgott, als er seinen Geschöpfen die Liebe ins Herz legte, als er für das große Kartenspiel der Menschen die Herzkarte schuf. Kreuz, Schüppen und Herzen bilden eine unzerreißbare Dreiheit, denn erst vom Herzen kommt die Kraft für Kreuz und Schüppen.

***

Aber wozu denn Eckstein oder Ecken, wirst du fragen. Auch eine rote Karte, aber mit scharfen eckigen Zeichen. Steine des Anstoßes!? Nein, denn sonst könnten Ecken nicht auch Trumpf sein! Steine sind notwendig für allen Aufbau. Dicke Quadern für das Fundament, Eckfeine für die Kanten, glatte Steine für die Wände, Ziegel für das Dach. Wetterfest müssen alle sein. Ungefüge werden behauen mit Hammer und Meißel. Nicht jeder Block eignet sich dazu. Steine sind wir Menschen, Steine für den großen Bau der Gesellschaft, des Staates. Jeder geht durch die prüfende Hand des Steinmetzen, damit er gefügig und brauchbar werde. Grobe Ecken und rauhe Seiten verschwinden. Im Elkernhause, in der Schule, im Leben. Biswellen stieben Funken dabei, fliegen Splitter. Oft springt der Meißel an der Sprödigkeit ab. „Willst du, daß wir mit hinein in das Haus dich bauen, laß es dir gefallen, Stein, daß wir dich behauen!" Aber nicht jeder kann Grundstein sein! Eckfeine im Kartenspiel des Lebens sind nicht zuletzt

Sinnbilder aller Widerwärtigkeiten und Unebenheiten, die uns tagtäglich begegnen und den Daseinsweg ungemütlich, beschwerlich, rauh und bisweilen unganghar machen. Ecksteine oder Ecken sind die zahllosen kleinen Unannehmlichkeiten des Alltags mit seiner Last und Hast und Unrast, die dich erbittern und vergrämen und dir alle Schaffensfreude trüben und verwässern. Ecksteine sind aber auch Prüfsteine, an denen du dich bewähren,

an denen du zeigen sollst, daß du stark und mutig und kräftig genug bist, sie zu überwinden, sie nach Möglichkeit aus dem Wege zu räumen und ihnen ein entschiedenes Contra entgegenzurufen. Gerade das Spiel mit den Ecksteinarten erfordert den ganzen Mann und bereitet die schönste Freude, wenn man es gemeistert und gewonnen hat. Und dazu Glück auf, mein Freund! — —

Heinz Küting.

## *Gneisenau* / Von Walter v. Molo

In der Türe eines militärischen Dienstzimmers steht eines Obersten jünglingsartige Gestalt. Die Elendsschar im Wartezimmer hat sich erhoben.

„Zuerst bitte ich diejenigen Herren bei mir einzutreten," spricht Gneisenau, „die durch Krankheit und Wunden das Warten schwerer ertragen als die anderen. „Ein alter Herr humpelt an Gneisenau vorbei in dessen Zimmer.

„Herr von Gneisenau. Die Verminderung der Armee hat mich brotlos gemacht. Von dem Laib Brot, den uns der Staat pro Tag gibt, kann ich mit den Meinen nicht leben!"

„Sie sind leidend, Herr Kamerad?"

„Ich wurde dreimal verwundet!"

„Verstehen Sie etwas von der Landwirtschaft?"

„Wer will, kann alles, Herr Oberst."

„Kommen Sie nach Ende der Bürostunden wieder! Ich werde Ihnen dann ein Schreiben mitgeben, das Ihre Existenz sicherstellt.

„Ach, Herr Oberst!"

„Es knüpft sich aber eine Bedingung an Ihre Stellung!?"

„Die ist, Herr Oberst?"

„Der Dame, der Sie in der handschriftlichen Verwaltung ihres Gutes behilflich sein sollen, wünscht, daß die jungen Leute ihres Gutes im . . . Scheibenschießen geübt werden. Wollen Sie das übernehmen?"

„Natürlich, Herr Oberst! Furchtbar gern"!

„Also um sechs!"

Gneisenau reicht dem Invaliden die Hand, er wendet sich.

„Sie wünschen?"

Ein großer Mann mit einer schwarzen Binde über dem ausgeschossenen Auge steht vor Gneisenau.

„Ich war Intendant in Pillau, Herr Oberst."

Gneisenaus ebenmäßiger Körper wendet sich zurück, gelassen öffnet er die Vorzimmertüre. „Herr Haefner," ruft Gneisenau, „kommen Sie herein!" Ein Zivilherr erscheint; er streckt Gneisenau die Hand hin. „Helfen Sie mir, Freund!" bittet er. „Unsere Beamtenschaft ist zu großem Teil auf Seite der Franzosen! Die Tintenschwänze verlieren den Kopf, sie werfen viele meiner Gehilfen ins Gefängnis."

„Gehen Sie mit diesem Herrn zum Polizeipräsidenten Gruner," spricht Gneisenau. „Tragen Sie ihm Ihren Fall vor, sagen Sie, daß Sie von mir geschickt sind, und sagen Sie ihm das Wort „Saragossa"! Herr von Stärk — Großkaufmann Haefner aus Kolberg! Herr von Stärk ist der Mann, den Sie brauchen, Haefner! Sagen Sie Gruner, er möchte Herrn von Stärk zum Kommissar ernennen; für das Weitere sorge ich!" Gneisenau lächelt. „Herr von Stärk versteht sich gut auf das Einsammeln verstreuter Gemehre!"

„Geben Sie mir die Hand, Herr von Stärk".

„Das war schnelle Hilfe, Herr von Gneisenau. Tausend Dank!"

„Sie wünschen, gnädige Frau?"

„Herr Oberst," zetert eine ältliche Dame unter einem zu jugendlichen Kapotthut. „Mein Sohn verehrt Sie! Sie müssen ein Machtwort sprechen! Die Sache ist die: Mein Sohn ist nämlich ein Zunichtgut! Ja! Er hat meine französische Einquartierung beleidigt, er ist bei Nacht und Nebel geflohen! Er hält sich hier in Berlin verborgen, ich weiß es! Schreiben Sie ihm, wenn er sich nicht sofort stellt, lasse ich ihn aufheben. Ach Gott. Herr von Gneisenau, mich bedrohen ja die größten Desparationen durch den Jungen! Hier, hier, das hat mir unser Herr Pastor für ihn geschrieben; er muß sich stellen, Herr Oberst, die französischen Herren waren bisher so kulant zu mir, sie haben mir versprochen, daß sie ihn nicht hart behandeln werden; er muß sich stellen! Helfen Sie mir, Herr Oberst, ich bin eine alleinstehende Frau!"

„Wo ist Ihr Sohn, gnädige Frau?"

„Sein Domizil ist auf dem Brief vermerkt. Wenn der Junge nicht zurückkommt, gebe ich sein Domizil dem Gouvernement bekannt! Schreiben Sie das dem Lotterbengel!"

„Ich werde das Meine tun. Einen Augenblick!"

„Sie sind zu gütig. Sie sind wirklich ein zu reizender Mann, Herr Oberst!" Gneisenau geht ins Nebenzimmer. „Clausewitz," spricht er dort leise zu einem Offizier, der ehrerbietig zu ihm aufsieht. „Schicken Sie dem Burschen hier Geld, geben Sie ihm einen Paß nach England. Bevor Sie aber den Brief hier wegwerfen, notieren Sie sich für Gruner und uns den Namen des Pastors und der Frau!"

„Sehr wohl, Herr Oberst!"

„Es ist alles erledigt, gnädige Frau," sagt Gneisenau, in sein Zimmer zurückkehrend. „Ich empfehle mich."

„Millionenfachen Dank!" Sie rollt die Augen.

Gneisenau geht an ihr vorbei zur Türe; er läßt eine alte, abgehärmte Frau eintreten.

„Wie geht es Ihren Pfleglingen, Fräulein Pankow?"

„Ach," spricht schmerzlich die Näherin. „Drei sind doch zu viel, Herr Gneisenau. Ich kann die drei nicht erhalten! Für zweie kann ich's schaffen, für dreie nicht! Nehmen Sie's mir nicht übel, Herr Oberst, daß ich so franchement spreche, aber ich kann es nicht leisten!"

„Aber Fräulein Pankow? Ich weiß doch, wie brav Sie sind! Kommen Sie, bitte, mit mir, wir werden sogleich Rat schaffen." Wieder geht Gneisenau zu seinem Gehilfen. „Clausewitz", sagt er, „nehmen Sie sich der Sache an! Vielleicht spricht Ihre Braut mit der Weinen, daß wir eines der Waisenkinder anderswo unterbringen. Fräulein Pankow kann es nicht leisten."

„Nehmen Sie Platz!" bittet Clausewitz. Ernst sieht ein alter Herr in Reisekleidung vor Gneisenau im Zimmer.

„Kottwitz? Was gibt's? Ist meine Frau krank?"

„Nee, nee, das nicht. Aber, Freund . . . es geht es nicht, daß Sie sich endlich für ein paar Tage frei machten, für die Ihren?"

Gneisenau schüttelt den Kopf. Er senkt ihn, langsam geht Gneisenau zu seinem Schreibtisch zurück. Er setzt sich, er stützt den Kopf mit der breiten, gewölbten Stirn in die Hand. „Hören Sie mir auf!" kräht er unwillig mit einer Stimme im Vorzimmer. „Wieso sind die neumodischen Patrioten besser a's wir? Die wollen auch bloß ihr Süppchen kochen!" Gneisenau dreht den Kopf; bei zusammengepreßtem Mund sieht Gneisenau zur Türe. „Er ist endlich gelungen", spricht Gneisenau zu bedrücktem Sekar. „Geldmittel aufzutreiben! Ein Herr von Oppen stellt uns sein Gut zur Verfügung, wir können anfangen! Hier, Herr Springli, ist einer der besten Schüler Pestalozzis! Er wird unsere Anstalt leiten!"

Entlassenes, dankbares Aufatmen durchzieht den Raum.

Herren! Jedes Mädchen, jede junge Frau, alles kann vom Fenster aus gesehen werden. Man sieht die Leute kommen und kann ihnen noch lange nachsehen, ob sie einen hübschen Gang haben und so weiter. Man kann auch winken, vom Fenster aus.

Und dann, was entscheidend ist, die Wohnung liegt im Erdgeschoß. Und hier wendet sich alles zum Treiben.

Ordentliche und achtbare Menschen gehen früh am Tag ihrer Beschäftigung nach, sie verschaffen durch ihr Begehen der Hausfrau jene himmlische Gleichsterung, die von allen Frauen dankbar gefunden wird in der Tatsache, daß der Mann nun hinaus ist. Ich aber bin nicht hinaus, sondern sitze da und schreibe. Jeder, der die Straße hinaufkommt, sieht mich da sitzen und schreiben. Ungewohnte Dinge verleiten stets zur näheren Erforschung. Es geht niemand vorbei, der nicht genauestens hinüberspähe in den Erker und auf den Mann, der dort schreibt. Damit werden bei mir die Gedanken ungemein gefördert. Was meine, sich wohl, was ich alles denke, wenn ich hi im Nachdenken allemal neugierig glotzenden Gesichtern begegne?!

Dies allein könnte mich aber noch nicht hi wird und traurig machen, wie ich es hier bi worden bin, sondern der Hauptropfen, der den Krug zum Ueberlaufen bringen wird, ist dor Das Haus ist ein Patenhaus mit einer Haus für ohne Klinke. Am Eingang hängt eine Garnitur von Klingelknöpfen, und wer eines Hausbewohner sprechen will, drückt auf den Knopf, der Knopf drückt auf den Kontakt, und das Uebrige besorgt die Elektrizität. Wer aber nicht zu den und jenem will, sondern nur ins Haus, ganz allgemein, der drückt auf den Knopf, der am untersten liegt, und das ist meiner.

Es kommt der Milchmann, es kommt das Fleischerjunge. Es kommen Gemüsehändler, Bäcker, Bettler, Lieferanten und Besucher kommen, Vertreter und falsche Derlümer, Zeitschriftenverteiler und Spendensammler. Zigeuner zum Wahrsagen und hundertfach solche bisher mir von mir erahnte Funktionäre des täglichen Lebens. Und alle drücken sie auf meinen Knopf.

Es könnte so sein, daß ich nicht öffne. Aber die Menschen sind scharfzüngig wie die Juchten und wenn sie merken, daß ich nicht öffne, sehen sie doch, daß ich da sitze, und alles lo sein sie mit kräcksernem Zank an mein Fenster, schelten mich noch aus, daß ich nicht eilig herbeigesprungen sei, ihnen zu öffnen. Manche allerdings sind freundlichen Gemüts und strafen mich an, als wollten sie sagen: „Wir meinen es die nicht übel; du hast nicht gewollt, aber nun wirst du wohl müssen!"

Und nun weiß ich, was ich alles brauchen sollte:

„Brauchen Sie Seife?"

„Brauchen Sie Nähnadeln?"

Sogar mit Kuchen kommen sie hausieren.

Einen habe ich angeklafft.

Aber das war ein sonnverbrannter Analphabet bei mit freien, schönen Augen und einer entwaffnenden Gutgläubigkeit des Herzens.

„Ich", sagte er, „nun machen Sie man nicht Sie sitzen doch bloß und schreiben!"

Denn für ihn ist das so: Wenn er sitzt und schreibt, und es käme jemand und riefe ihn ab, ei, da legte er flugs die Feder hin und schriebe nachher weiter.

Daß ihm der Teufel in die Glieder führe, Hineinführe, und dann drin bliebe, jahrelang und von da an ohne Pause jahrelang rannte und runter. Das denke ich. Und während man vergleichen denkt, scheint man freundlich, denn es ist es Sitte in Europa. Den Schaden, den der Mann mir gemacht hat, den macht er sowieso nicht wieder gut.

Ich frage: „Und was wollen Sie denn nun?"

„Ich", sagt er und sieht mich vertrauensvoll und notwoll an, „hier hat doch früher eine Familie Buchmeier gewohnt. Wo wohnt die denn jetzt? Wissen Sie das?"

Wie kann ich das wissen? Die Wohnung hat lange leergestanden und ich bin von anderswärts zugezogen. Das ist nun nichts mit mir und der Auskunft, ins Gespräch über sind wir doch gekommen, und für nichts und wieder nichts will der Mann seinen Weg nicht gemacht haben, so lehnt er beide Arme freundlich auf die Brüstung des Fensters und fragt:

„Was schrei'n Sie'n da? Sie schreiben wohl für'n Geschäft?"

Seitdem verhandele ich immer wieder meiner Frau. Ich sage zu ihr: „Nimm du Ecke!"

Aber sie nimmt sie nicht.

## *Die vergnügliche Ecke* / Von Felix Riemkasten

Als ich die Wohnung zu sehen bekam, in der ich jetzt wohne, erfüllte mich augenblicklich eine große Freude, denn die Wohnung war schön. Das Schönste an der Wohnung war der vorspringende Erker, der zwei Fenster hat, von denen das eine schräg nach vorn und das andere schräg nach hinten hinausgeht. Zwischen diesen zwei Fenstern tut sich eine Ecke auf, und in der Ecke tat ich meinen Betrieb auf. Ich muß hier erläutern: Ich schreibe Bücher, mein Betrieb wird maschinell betrieben, ich sitze, falls ich nicht anderweit beschäftigt bin, in dieser Ecke und schreibe auf der Maschine. Und soweit schön und soweit gut. Meine Frau sagte sofort: „So schön hast du noch nie einen Arbeitsplatz gehabt!"

(Und hätte ihn gern für ihren Nähtisch gehabt, aber das gibt es nicht, den Platz, den brauche ich.)

Eine herrliche Fensterecke, meine Damen und

# Streifzug durch die Woche

Je öfter man fremde Länder besucht, um so mehr entdeckt man, wie sehr die verschiedenen Völker aufeinander angewiesen sind. Die Verflochtenheit aller wirtschaftlichen, politischen und kulturellen Fragen ist so stark, daß ganz Europa Glück im Unglück miteinander teilen muß. Wenn eine einzelne Nation auch alles tut, um ihr eigenes Leben so gut wie möglich zu ordnen, dann bleibt immer noch ein Rest, der nur durch Zusammenarbeit aller bewältigt werden kann.

Ueberall ist diese Wirtschaftskrise, die so vielen jungen Menschen die Zukunft versperrt, die besonders den Mittelstand trifft, die an den Gehältern der Beamten nagt, die eine allgemeine Unsicherheit verbreitet. Gerade hier in Holland steht man, wie viel früherer Wohlstand dahin ist. Kann der Einzelne sich nicht mehr helfen, dann ruft er nach dem Staat, der die wirtschaftlichen Dinge kräftiger in die Hand nehmen soll. Wirtschaftsdiktaturen liegen in der Luft, und selbst das mächtige, reiche Amerika hat diesen Weg einschlagen müssen. Es ist gut, wenn, wie bei uns in Deutschland, der Staat eingreift, daß er den tüchtigen Unternehmer nicht erdrosseln kann und wenn er überall den Mut und die Tatkraft der einzelnen Menschen aufruft. Dennoch will sich kein Ausweg zeigen, und immer wieder muß man darauf hinweisen, daß das Wesentliche der Wirtschaft auch geistige Voraussetzungen hat. Der Geist oder besser der Unzeist des Materialismus hat überall in der Welt die Menschen allzusehr zu Sklaven des Mammons gemacht. Er hat so viele menschliche Energien, die eigentlich für andere Bereiche des menschlichen Lebens bestimmt sind, sei es Familienleben, sei es Kunst, Wissenschaft Religion, ins rein Wirtschaftliche gelenkt. Und so kann nun eine totale Gesinnungsänderung andere bessere Zeiten bringen.

Daher die neuen Ideen, die vom Wirtschaftlichen ins Politische führen. Es soll wieder der Gedanke des Volkes über das Wohl des Einzelnen gesetzt werden. Die Menschen sollen wieder lernen, was Gemeinschaft ist und wozu sie verpflichtet. So kommt es, daß die Jugend überall den Liberalismus ablehnt. Sie fühlt, daß ein Volk nur wird leben können, wenn der eine mehr für den andern opfert. Daher der Ruf nach starker Führung, die ihre Gefolgschaft beisammen hält. So zwingt die Not, die aus falschen Ideen kommt, immer wieder dazu, nach den richtigen Gedanken zu suchen. Man merkt das auch in einem so durch und durch demokratischem Lande wie Holland. Eine allgemeine Unruhe breitet sich aus, als warte man ungeduldig auf Neues. Gerade die Katholiken haben sich schon seit Jahren mit der Reform des Parlamentes beschäftigt. Die echt germanischen Stämme, aus denen sich der Holländer von heute entwickelt hat, haben sich hier anders entfaltet als in Deutschland. Der Holländer ist nüchtern und ruhig. Die Lage zwischen den Großmächten hat ihn zur Selbständigkeit erzogen. Das Meer, das ihn umbraust, die Stürme, die von der See hereinkommen, bringen frische Luft mit. Der Hauptreichtum der alten Kaufherren, das Bürgertum der reichen Städte, ist noch lebendig. Dazu kommt die Verbundenheit mit dem Boden, die Liebe zu den Blumen, zu der Natur überhaupt. So wird sich das Neue hier in holländischer Eigenart gestalten, und das ist auch gut so.

Dabei bestehen doch große Aehnlichkeiten mit den stammverwandten Deutschen. Ein großes Stück Geschichte haben wir gemeinsam durchlebt. Wie gern hat Kaiser Karl V. in Holland geweilt, und wie wohl hat er sich hier gefühlt. Es gibt zudem noch viele Deutsche in Holland, mehr als man bei uns zu Hause ahnt. Es sind nicht nur die weiblichen Hausangestellten aus den angrenzenden deutschen Landesteilen, die nach Zehntausenden zählen. Es sind auch Arbeiter, Rechtsanwälte, Ingenieure und Kaufleute. Man hört hier viel Deutsch sprechen. Es sammelt sich bei Vorträgen in den verschiedensten Städten immer ein zahlreiches Publikum, das doch die deutsche Sprache versteht. Viele Deutsche haben auch in holländische Familien geheiratet, wie man überhaupt freundschaftlich zusammen lebt. Zu der Versammlung des Vereins der Deutschsprechenden in Motterdam waren auch viele Holländer gekommen, und man sang am Schluß beide Nationalhymnen. So ist es denn nicht verwunderlich, daß man sich als Deutscher in Holland durchaus wohlfühlen kann, zumal in diesem Volke der Geist schöner Gastlichkeit lebt. Es ist ferner ganz selbstverständlich, daß die kulturellen Strömungen hier ähnlich verlaufen wie in Reichsdeutschland.

Tatsächlich kann man im Verkehr mit der jüngeren Generation immer wieder feststellen, daß man den Liberalismus gerade auch im Kulturellen eine andere Geisteshaltung entgegenstellt. Irgendwo traf ich einen Reichsanwalt. Der ein hervorragender Mann ist. Es war ihm großer dem Beruf ein Lebensin-

halt, daß er sich für die Religion einsetzte. So war er z. B. tätig im Apostolat der See. Mit Freude erzählte er, wie er am letzten Weihnachtsfeste auf die Schiffe draußen im Hafen gegangen sei. Er hatte einige Dutzend Matrosen gesammelt und sie in einen Weihnachtsgottesdienst gebracht. Die Leute seien nachher ganz glücklich und dankbar gewesen. Es war diesem Manne darum zu tun, sein Leben ganz aus der religiösen Idee heraus zu führen. Mit aller Halbheit solle es ein Ende haben. Dabei war er keineswegs fanatisch. Er hatte garnicht das Gefühl, etwas Seltenes und Ungewöhnliches zu tun. Im Gegenteil fand er jene liberale Haltung merkwürdig, die den einen Menschen in zwei teilt, von denen der eine in die Kirche geht, der andere in die Fabrik. Das ist in der Tat seltsam, obgleich es viele solcher Sonderlinge gegeben hat. Ist die Religion nicht ein Feuer, das den ganzen Menschen ergreifen soll? Ist Gott nur Herr in der Kirche und nicht in der Fabrik? Habe ich nicht ein einziges Leben und gehört dieses ganze Leben nicht dem ewigen Schöpfer? Diese einfachen Wahrheiten wollen heute wieder lebendig werden, und so hat man die Empfindung, ganz neuen Menschen gegenüber zu stehen. Auch in gelehrten Kreisen kann man Zeuge davon sein, wie über Ganzheit und Totalität gestritten wird.

**Die ersten Bilder von dem furchtbaren Lawinenunglück im Allgäu**

**Links: Die Rettungsmannschaften versuchen mit Sonden die Lage der Verschütteten zu ermitteln. Aufwerfung von Suchgräben in den Schneemassen der Lawinen.**

In den Allgäuer Alpen ereignete sich kurz hintereinander zwei schwerer Lawinenunglücke, durch die eine Gruppe von Konstanzer Reichswehrjägern sowie einige Touristen verschüttet wurden. Trotz umfangreicher Rettungsarbeiten konnten zwei Touristen und zwei Soldaten nur noch als Leichen geborgen werden.

**Eine Erinnerungs-Postkarte zum 30. Januar**

die die Reichspost zur Wiederkehr des Tages, an dem Adolf Hitler an die Spitze der Reichsregierung berufen wurde, herausgab.

**Der Reichsbauerntag in Weimar**

Der Reichsbauernführer Darré (X) im Kreise von Bauernabordnungen, die in ihren schönen alten Trachten erschienen sind.

**Ein Blutopfer des 30. Januar 1933**

**Hans Eberhard Maikowski,**

der Führer des Sturmes 33 in Berlin-Charlottenburg, der bei dem festlichen Umzug am Abend des 30. Januar 1933 von Kommunisten hinterrücks erschossen wurde. Er und ein Polizeiwachtmeister waren die Blutzeugen des Tages, an dem Adolf Hitler die Macht ergriff.

# Das Neueste für den Briefmarken-Sammler

**Interessante neue deutsche Luftpostmarken**

Oben links: Die 2-RM-Marke mit dem Porträt des Segelflugpioniers Lilienthal. Unten rechts: Die 3-RM-Marke mit dem Bildnis des Grafen Zeppelin. — Daneben: Kleinere Werte, die einen um den Erdball kreisenden Aar zeigen.

**Ital. Kolonien**

Die Gedenkausgabe für die Kolonien „Zehn Jahre Faschismus" ist durch zwei Werte ergänzt worden. Sie sollen zeigen, daß sich auch in den Kolonien der Faschismus durchgesetzt hat. Die 25-Lire-Freimarke zeigt einen Eingeborenen-Jüngling in Faschisten-Uniform, auf der 50-Lire-Flugpost wird durch einen sausenden Propeller die Bedeutung des Flugverkehrs für die Kolonien markiert.

**Aegypten**

Kairo ist in diesem Jahre der Schauplatz zweier großer Kongresse, der internationalen Flugkonferenz und der internationalen Weltpostkonferenz. Der Flugkongreß ist gewesen und hat vier Gedenkmarken gebracht mit den Bildern berühmter Flugzeuge. Zwei davon sind deutschen Ursprungs: Graf Zeppelin und Do. X. Ein Beweis, welche Weltgeltung das deutsche Flugwesen hat.

**Frankreich**

Eine neue Serie, Köpfe berühmter Männer, hat begonnen. Drei Werte sind bereits erschienen. Die Ausgabe erwähnten sing Briand, mehrfacher Ministerpräsident, auf der 30 Centimes Doumer, ehemaliger Präsident, der 75 cm., und Victor Hugo, der große französische Dichter, auf der 1.25 frs.

**Rußland**

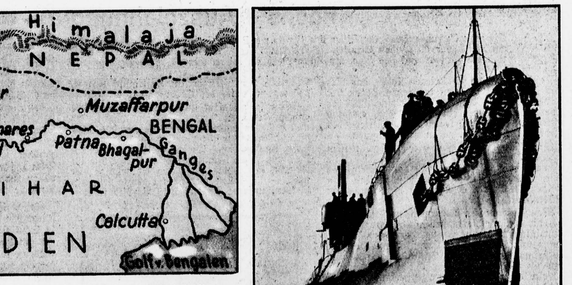
Als erste der dieses Jahr vorgesehenen vier Gedenk-Ausgaben sind folgende Werte zu Primeur an die Erschließung der 26 Volkskommissare in Baku erschienen. Sie wirken im ersten Augenblick befremdend durch die eigenartige Ausführung.

**Eritrea**

Daß eine Briefmarke auch künstlerisch wirken kann, bewiest die neue Ausgabe für Eritrea. Es ist insbesamt eine Freude, die Marken zu sehen. Sie sind ein vorzügliches Werbemittel und verdienen die Unterstützung der Kolonien durch das Mutterland.

**Nicaragua**

Eine besondere Eigentümlichkeit Nicaraguas ist die Verausgabung von Flugpostmarken für den Inlands- und Auslandsverkehr. In Gestalt sind immer noch Momotombo-Marken von 1929, nur haben sie jetzt neue Wertaufdrucke erhalten. Der Momotombo ist einer der drei noch tätigen Vulkane, außer ihm noch eine ganze Reihe erloschener gibt.




**Zu dem furchtbaren Erdbeben in Nordindien**

Karte der von der Naturkatastrophe besonders schwer betroffenen Gebiete.



**Neue Verstärkung für Englands Flotte**

**Der 1800 to große U-Boot-Kreuzer „Severn" beim Stapellauf in Barrow.**

Dieses U-Boot ist das 26., das England seit Beendigung des Weltkrieges baut. Die deutschen Erfolge im Unterseekrieg haben auch dieses Land die Wichtigkeit dieser Waffe einsehen lassen, nachdem auf dem Inselreich vor dem Kriege die Vorbereitungen zu einem U-Boot-Krieg etwas mitleidig belächelt worden waren.

# Der Hilfszug „Bayern“

## Eine Großtat der NS-Volkswohlfahrt

Großfeuer im Dorf! Ein Anwesen steht in Flammen. Der Wind treibt die Funken weiter, bald brennt eine ganze Straßenzeile. Die Feuerwehren der gesamten Umgebung eilen herbei, aber sie sind machtlos gegenüber dem entfesselten Element. Obdachlos irren die Bewohner der niedergebrannten Anwesen in der Nähe der Brandstätte umher, ohne Nahrung und ohne Trank. Bei den Löscharbeiten haben mehrere Personen schwere Brandwunden erlitten, aber kein Arzt ist zur Stelle, der ihnen hilft, sie müßten amputiert werden, aber das nächste Krankenhaus ist mehrere Stunden weit entfernt.

Ein anderes Bild: Eisenbahnkatastrophe! Aus den Trümmern der ineinandergeschobenen Wagen dringen die Schmerzensrufe der Schwerverletzten. Es fehlt an Gerät, sie aus ihrer Lage zu befreien. Sind sie dann doch glücklich geborgen, müssen sie Stunden warten, bis sie im Krankenhaus sachgemäß behandelt werden können. Die unverletzt gebliebenen Fahrgäste ziehen auf freiem Felde, frierend in kalter Nacht.

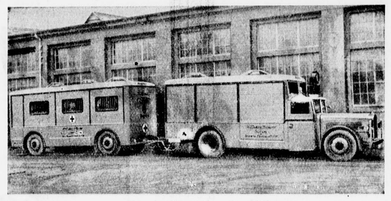
Katastrophen hat es gegeben, solange die Welt besteht. Seit jeher war man bestrebt, Vorkehrungsmaßnahmen zu treffen, um das Ausmaß solcher Unglücksfälle zu verringern. Aber fast alle Katastrophen haben bewiesen, daß die menschlichen Hilfsmittel unzulänglich sind. Rettungs- und Sanitätsmannschaften werden vorher ausgebildet, Rettungsmittel bereitgestellt, und in vielen Fällen reichen sie auch aus, aber nur allzuoft ist das Ausmaß des Unglücks so groß, daß alle diese Vorkehrungen unzureichend bleiben.

Nun ist in Bayern von der NS-Volkswohlfahrt ein neuer bahnbrechender Gedanke in die Tat umgesetzt worden, der berufen ist, zahlreiche Nachahmung zu finden. Nach Plänen und Entwürfen des Leiters des Winterhilfswerkes in Bayern, Sturmbannführer Seidler, hat die NS-Volkswohlfahrt durch die Magirus-Werke in Ulm einen Hilfszug bauen lassen, der ein neues Wunderwerk deutscher Technik bedeutet und seinesgleichen in der Welt sucht. Wohl verfügt die Eisenbahn über besondere Hilfszüge, aber sie sind an die Gleisanlage gebunden und nicht überall einzusetzen. So hat man in Bayern eine Kolonne schnellaufender Lastwagen zusammengestellt — die Kolonne vermag sich mit einer Geschwindigkeit von 60—85 Kilometer vorwärts zu bewegen —, die alles enthalten, was notwendig ist, um bedrängten Mitmenschen Rettung und Hilfe zu bringen. Dieser Hilfszug, der den Namen „Bayern“ erhalten hat, enthält zunächst einmal eine Riesenküche, die in der Lage ist, im Laufe von 24 Stunden 30 000 warme Verpflegungsportionen (Suppe, Fleisch und Gemüse) herzustellen, darüber hinaus noch 20 000 Liter eines heißen Getränks, entweder Tee oder Kaffee zu liefern. Transportwagen stehen zur Verfügung, die das warme Essen in heißem Zustande an jeden gewünschten Ort bringen können. Der Küche angegliedert ist eine eigene Großschlächterei mit Kühlanlagen, die unter Umständen auch in der Lage ist, Konserven herzustellen. Die Getränkeküche verfügt über eine besondere Abfüllanlage, in der Feldflaschen automatisch gefüllt werden.

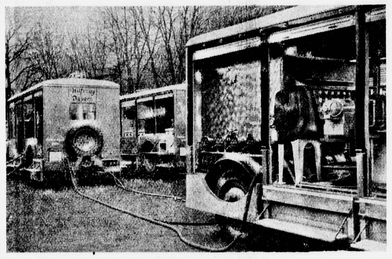
Der Hilfszug gleicht sodann einem fahrenden Krankenhaus. Der sanitäre Zusatz umfaßt einen Operationswagen mit Röntgenapparat und einen Lazarettwagen, der in der Lage ist, die ersten Schwerverletzten aufzunehmen. Außerdem wird eine fliegende Aerztestation mitgeführt, die mit einem zerlegbaren Operationstisch und sämtlichen Instrumenten ausgerüstet ist.

Schließlich befindet sich im Hilfszug noch ein Werkstattwagen, der mit allen Werkzeugen und Hilfsmitteln ausgerüstet ist, die bei Eisenbahnkatastrophen, Großbränden, Grubenkatastrophen usw. nötig sind, um die Eingeschlossenen aus ihrer Lage zu befreien oder dem wütenden Element entgegenzutreten.

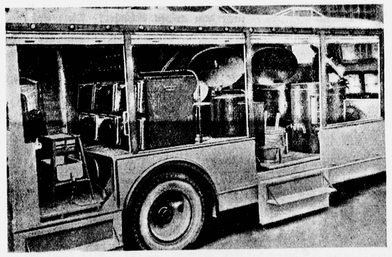
Alles in allem also ein Hilfsmittel bei Unglücksfällen, wie es einzigartig dasteht.



Die Sanitätsstation des Hilfszuges



Elektrische Anschlußkabel für die Maschinen des Hilfszuges, die sämtlich elektrisch betrieben werden.

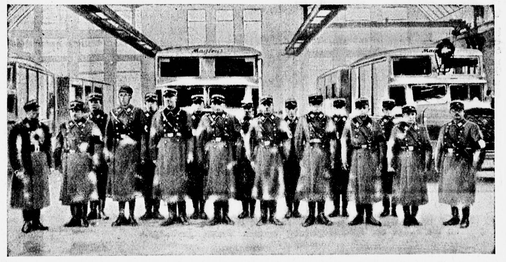


Der Kochkesselwagen des Hilfszuges mit Backofenanlage

Und nun betrachten wir einmal die geschilderten Katastrophen unter dem Gesichtspunkt, daß ein solcher Hilfszug zur Verfügung gestanden hätte. Schon auf der Fahrt zur Feuersbrunst hätte die Küche Speise und Trank für die obdachlose Bevölkerung herrichten können. Während die Bedienung des Werkstattwagens bei Rettungs- und Aufräumungsarbeiten wertvolle Hilfe leistet, könnten die Verletzten sofort in der Sanitätsstation Aufnahme und ärztliche Behandlung finden. Dasselbe Bild ergibt sich dann auch für das Eisenbahnunglück. In jedem Falle ist schnelle Hilfe zur Stelle — die Betonung liegt auf dem Worte schnell — und in jedem Falle können Menschen gerettet werden, die sonst dem Tode nicht entronnen wären. Die nicht abzuschätzende Bedeutung dieser neuen Einrichtung tritt klar zu Tage.

Der Wert des Hilfszuges erschöpft sich jedoch nicht allein in seinem Einsatz bei Unglücksfällen. Das letzte Jahr hat uns Riesenaufmärsche beschert, gegen die alle früheren Kundgebungen ähnlicher Art verblassen. Nur wer selbst an der Organisation solcher Aufmärsche mitgearbeitet hat, kann ermessen, welche ungeheure Arbeit nicht nur die Unterbringung, sondern auch die Verpflegung von Hunderttausenden verursacht, welche umfangreichen sanitären Maßnahmen auch getroffen werden müssen, um bei unvermeidlichen Ohnmachtsanfällen und plötzlichen Erkrankungen Einzelner eingreifen zu können. Diese schwierigen organisatorischen Arbeiten sind bisher glänzend gelöst worden, aber manches wäre einfacher, der Erfolg noch sicherer gewesen, wenn beispielsweise ein oder zwei solcher Hilfszüge zur Verfügung gestanden hätten, die stündlich Tausende von Essenportionen mit Getränken abgeben können, und auch die Sanitätsstation könnte wichtige Aufgaben erfüllen.

Von diesem Gesichtspunkt aus gesehen, steht dem beweglichen Hilfszug eine große Zukunft bevor. Es bleibt zu hoffen und zu wünschen, daß die übrigen deutschen Lande dem Beispiel der NS-Volkswohlfahrt in Bayern recht bald folgen.



Die Besatzung des Hilfszuges „Bayern“

## Für höchsten Verdienst – höchste Auszeichnung

**Die erste Zusammenkunft der Ritter des Ordens Pour le Mérite fand in Berlin am 24. Januar d. J., dem Geburtstage Friedrichs des Großen, statt. Ueber die Tradition des Ordens und den Sinn der Zusammenkunft sei an dieser Stelle einiges gesagt.**

Früher war es nach Kriegen üblich, daß Bücher über jene Soldaten erschienen, denen der Orden Pour le Mérite verliehen war. Bei der Korrespondenz über ein solches Buch entstand unter den heute noch lebenden 450 Rittern des Ordens der Wunsch, zusammenzukommen.

Die Männer, die sich hier trafen, wollen keinen Verein bilden, sie sind eine ideelle Gemeinschaft aller, die durch das gemeinsame Ehrenzeichen miteinander verbunden sind. Ein kleiner Ordensrat erledigt die Vertretung der Ritterschaft.

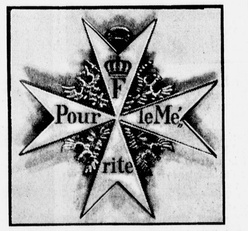
Wenn gerade im neuerwachten Deutschland sich die Träger dieses hohen Ordens zu einer gemeinsamen Kundgebung zusammenfinden, wenn wir jetzt an den Ehrenstürmen der SA vorbeimarschieren, so soll das Mahnung an uns und an alle sein, daß der Geist des Pour le Mérite im neuerwachten Deutschland lebendig bleibe.

Denn Pour le Mérite, das heißt stets: Leistung fürs Volk, die keine Höchstgrenze kennt!

Der Erste, der im Weltkrieg mit dem Pour le Mérite ausgezeichnet wurde, war der junge Leutnant Haupt. Sein Schneid und seine Tapferkeit hatten das kaum Glaubliche vollbracht: ihm war es gelungen, ein feindliches Fort zu erobern.

Völcke, Immelmann, die beiden Richthofen und zahlreiche andere Kampffieger, von denen wir damals Tag für Tag in Extraunen lasen, daß sie schon wieder einen, manchmal zwei feindliche Kampfflieger im Luftkampf besiegt, das waren Ritter des Ordens Pour le Mérite.

Denn so gewaltig auch die Leistungen der ganzen deutschen Truppen waren, wie tapfer und heldenhaft auch jeder Soldat, — das, was diese Männer vollbracht, klang manchmal beinahe unglaublich. Dieser Geist der höchsten Leistung, solche Männer, die im Kriege wie im Frieden mit letzter Kraft dem Vaterlande dienen, — sie sollen allezeit im Volke lebendig bleiben, unserer Jugend stets Vorbild sein!




Wenige Tage nach seiner Thronbesteigung am 17. Juni 1740 hat Friedrich der Große den Orden Pour le Mérite gestiftet. Seine tüchtigsten Mitkämpfer aus den Schlesischen Kriegen wurden mit ihm ausgezeichnet.

Als später Friedrich Wilhelm III. das Eiserne Kreuz stiftete, blieb der Pour le Mérite trotzdem der höchste Orden des preußischen Heeres. Waren bisher mit ihm nur Soldaten, die auf dem Schlachtfelde Außerordentliches geleistet hatten, ausgezeichnet worden, so schuf Friedrich Wilhelm IV. die Friedensklasse des Ordens, mit dem jeweils die 30 bedeutendsten Männer der Wissenschaft und Künste ausgezeichnet wurden. 1866 stiftete König Wilhelm I. für die im Kriege besonders verdienstvollen Armeeführer das Großkreuz des Ordens Pour le Mérite.

Kaiser Wilhelm II. verlieh bis zum Weltkriege den hohen Orden 14 mal: vier Kämpfer in Deutsch-Südwest und Ostafrika wurden damit ausgezeichnet, sieben Offiziere, die am Feldzug in China teilgenommen hatten. Außerdem verlieh er zum erstenmal den Orden einem Schiff, dem Kanonenboot „Iltis“, das sich vor den Tsku-Forts heldenhaft bewährt hatte, und das von da an den Orden auf der Back über dem Vordersteven, auf dem Flaggenstock, sowie an den Schiffsbooten trug.

Dann kam der Weltkrieg, — vier Jahre, in denen Heldentat auf Heldentat folgte. Etwa 650 mal ist der Orden in dieser Zeit verliehen worden. Jene besonders tüchtigen jungen Front-Offiziere tragen ihn heute voll Stolz, die in kühnem Handstreich feindliche Forts eroberten, U-Boot-Kommandanten und Kampfflieger, deren Heldenmut auch der Feind die Anerkennung nicht versagen konnte, und schließlich — besonders aus dem Jahre 1918 — jene vielen tapferen Offiziere, die bereits mit allen verfügbaren Auszeichnungen geschmückt und sich auch schon den Hausorden der Hohenzollern verdient hatten.

Aber auch ganzen Regimentern wurde als Dank für besondere Leistungen diese höchste Auszeichnung vom Kaiser verliehen.

Wenn die Ritterschaft sich jetzt in ihrer ersten großen Tagung zusammenfindet, so sind im Geist bei uns auch all jene Ritter des Ordens, die bereits der kühle Rasen deckt. Die Elite, die wir darüber zusammengestellt haben, enthält 928 Namen: Da steht der Prinz Leopold von Bayern, der Hauptmann Völcke, Generalfeldmarschall von Bülow, der tapfere Kommandant der U 9, Kapitänleutnant von Weddigen, die beiden Brüder Richthofen, und mit ihnen viele der Besten unserer alten Armee.

Unter den heute noch lebenden Rittern des Ordens ist manch einer, der jetzt im neuen Deutschland an führender Stelle arbeitet, so unser Ministerpräsident Göring und Bayerns Statthalter, der Ritter von Epp.

Seit dem November 1918 ist der Orden nicht mehr verliehen worden. Aber wenn auch wir als seine letzten Träger dahingegangen sein werden, so wird dennoch der Geist der Pour le Mérite-Leistung im deutschen Volke unsterblich sein!

Garant dafür sind uns nicht zuletzt jene Ritter des Ordens, die an führender Stelle auch heute dem Staate dienen dürfen.

Garant dafür ist uns vor allem der Aelteste aus unserer Ritterschaft: unser Reichspräsident, Generalfeldmarschall von Hindenburg.



# Abenteuer in der Südsee

## Aus dem Tagebuch eines Globetrotters

Von Rudolf Cerny, Fregattenleutnant a. D.

### Die Insel der 100 000 Palmen

Achthundert Seemeilen, 1450 Kilometer südöstlich von Java, Westlicht ist die Indischen Ozean, liegen die Keelinginseln. Kein Land im Westen bis Madagaskar, im Osten bis Australien, im Süden bis zum ewigen Polareis! Ein Atoll von 23 Koralleninseln, die sich nur wenige Fuß über dem Meeresspiegel erheben, umschließt die große, stille Lagune, zu der zwei enge, jedoch nur für kleine Fahrzeuge schiffbare Kanäle führen.

Die Insel der 100 000 Kokospalmen wird sehr wenig von Europäern besucht, und wenn man keinen kundigen Führer hat, soll man es auch nicht versuchen, denn die Gefahrer für einen Fremden sind so groß, daß sich das Unternehmen nicht lohnen würde.

Ich hatte das Glück, einen Mann kennen zu lernen, der fast sein ganzes Leben auf den Inseln der Südsee zugebracht hat, und der mir versprach, mich mitzunehmen.

Mr. Lain, der als britischer Seemann in seinen jungen Jahren bei einer Atu-Insel Schiffbruch erlitten hatte und monatelang in der Wildnis umherirren mußte, bis er mit seinen Gefährten gerettet werden konnte, ist in der Folge nicht mehr in seine Heimat zurückgekehrt, sondern lebt seit dieser Zeit in der Südsee, wo er Besitzer und Kapitän eines 180-Tonnen-Schiffes ist und mit den Eingeborenen der Inseln rege Handelsbeziehungen unterhält. Auf einer seiner Fahrten durfte ich ihn begleiten.

Die „Nautilus“ war klar zur Abfahrt, als mich ihr Langboot im Hafen „Tandok-Prof“ an Bord nahm. Die „Nautilus“ war keine Luxusjacht, diente auch dem Frachtverkehr, aber alles war neu, und blitzblank. Der schlanke, scharfe Rumpf leuchtete in blendendem Weiß, die vier Decksluken, Speise- und Rauchsalon waren weiß lackiert. Außer dem Besitzer und dem Steuermann, einer Papua mit Namen Maiuwo und dem chinesischen Koch, befand die Besatzung aus zwanzig Eingeborenen verschiedener Volksstämme.

Wir stachen in See. Am sechsten Tage sichtete der Ausguck die Keelinginseln. Der Boden dieser Inseln ist so niedrig, daß noch auf einige Meilen Entfernung die Kronen der Palmen unmittelbar aufzutauchen scheinen. Erst in nächster Nähe enthüllte sich die märchenhafte, farbenglühende Pracht der sonnenbadeten Korallenbänke und der Brandung.

Das Land ist nicht groß. Etwa 250 Quadratkilometer umfassen die 23 Inseln, die die tiefe, glasklare Lagune in eine Ellipse von 50 Kilometer Länge und 30 Kilometer Breite umschließen. Ungefähr 1200 Seelen, Javaner, Malaien, Alfuren, Papuas und Kanaken, alles Seeräubervolk, siedeln dort unter dem übergeordneten Inselgesetz, dem die Hand des Radja (König) Respekt zu verschaffen weiß. Der Radja ist Herr über Leben und Tod. Die Leute leben vom Fischfang, der in der Lagune besonders ergiebig ist, von der Zucht eingeführter Hühner und Schweine, von Cassave und süßen Kartoffeln und von Reis, den damals die „Nautilus“ von Java bringen mußte . . . Alle Leute sind zur Arbeit in den Kokospflanzungen verpflichtet, deren Produkte Kopra und Kokosfasern, dem Besitzer der Inseln jährlich etwa drei Millionen Schilling einbringen.

Es wurde beschlossen, daß wir die Insel Bali, dann die Perlenbänke der Molusken, sowie Neuguinea besuchen werden. Auch das Anwerben von einigen Dutzend Kanaken aus dem Malanesischen Archipel zur Ansiedlung auf den Keelinginseln, der Ankauf von Kopra, Perlmutter, eventuell Perlen oder anderen Produkten war beschlossen. Als Tauschware wurden Rollen Tabak, Messer, Beile, Tücher, Glasperlen usw. mitgenommen.

Das Befreien der ostindischen Inseln und Neuguineas und besonders das Anwerben von Kanaken ist dort eine nicht ungefährliche Sache. In der Waffenkammer der „Nautilus“ fanden einige Dutzend Gewehre und eine Kiste Dynamitpatronen mit kurzen Zündern bereit. Diese sind an Stelle der Handgranaten ein bewährtes Verteidigungsmittel gegen angreifende Kanus.

### Ein Kampf von Mensch und Tiger

Wir laufen aus. Auf und nieder hebt und senkt sich der Bug, auf Wellenberge, in Wasserstäler unter ehrfürchtigem Aufrauschen der indigoblauen Flut. Am fünften Tage sichten wir Bali. An der Reede von Tabanan werfen wir Anker.

Ueber fünfzig Jahre ist es her, daß die Fürsten dieser Insel noch wiederholten blutigen Versuchen, ihre Unabhängigkeit wieder zu erlangen, sich endgültig unter das holländische Joch beugten. Viel von dem alten prachtvollen Prunk und Glanz war verloren gegangen, aber dennoch war der Empfang, den der alte Fürst von Tabanan seinem Freund Mr. Lain bereitete, wahrlich fürstlich.

In den prunkvollen alten Räumen des Kratons (Palast) genossen wir das seltsame Schauspiel der uralten heiligen balinesischen Tänze zu den leisen Glockentönen der weißen silbernen Gamelan-Instrumente, dem Takt der langen, goldgeschlagenen Bedug (Trommel), dem bald klagenden bald wild aufkreischenden Klang der Rebab (Violine) und dem rezitierenden Gesang der begleitenden Chöre.

Unvergeßlich steht in meinen Augen das Bild des Ringkämpfers, der mit einem halbgereizten Tiger, dessen Zahnlücke und Krallen abgefeilt waren, in die Schranken trat. Die balinesischen Tiger sind kleiner als ihre javanischen Vettern. Immerhin überragte die Bestie auf den Hinterpranken aufgerichtet den Mann um zwei Kopflängen.

Der Tiger ist gut abgerichtet. Der Kampf bietet vollständig den Eindruck packender, herzbeklemmender Wirklichkeit. Der geschmeidige und muskulöse Ringer weicht den schweren Prankenhieben aus. Blitzschnell ergreifen die Hände die Gelenke knapp hinter den gewaltigen Tatzen und schmieden im langsamen Nachgeben die Muskeln des Tieres.

Brust an Brust geht das Ringen weiter. Den Kopf tief unter den Unterkiefer des Tieres gestemmt, trachtet der Mann, den Gegner zu werfen. Es geht nicht. Jetzt macht er sich frei, springt zurück, um aufs neue gegen das ihn aufgerichtet erwartende Tier anzuspringen. Wohl zwanzig Minuten dauert das fesselnde, aufregende Spiel. Schweißbedeckt gehen die beiden Kämpfer ihr bestes. Endlich gelingt dem Mann ein Kunstgriff, der die eine Pranke des Tigers nach rückwärts dreht. Das Raubtier schwankt. Da wirft sich der schlanke, braune Körper mit gewaltigem Stoß gegen seinen hochaufgerichteten Leib. Der Tiger verliert den Halt, fällt auf den Rücken. Wärter eilen herbei und führen den zornig fauchenden Unterlegenen ab.

So fühlte Fest auf Fest die drei Tage unseres Besuches.

### Unter den Perlentauchern der Aru-Insel

Unser nächstes Ziel waren die Aru-Inseln, die wir am 18. Tage nach Verlassen der Keeling-Inseln erreichten. Dort liegen die besten Perlenbänke aller Gewässer östlich von Neu-Guinea. Da die Tauchzeit gerade anging, wollten wir uns die Gelegenheit nicht entgehen lassen, das interessante Getriebe zu beobachten. Im Hafen von Tobo auf der Insel Warmar nahmen wir einen buganesischen Lotsen an Bord. Die etwa 80 Inseln der Gruppe haben schwer zugängliche, steile, im Osten von gefährlichen Korallenriffen eingefaßte Küsten, und gerade dort befinden sich die besten Perlenbänke.

Den Buginesen liegt die Seeräuberei von altersher im Blut. Auch unser Mann hatte in seinen jungen Jahren zu dieser Gilde gehört und verstand sein Handwerk. Die Fahrwasser kannte er wie seine eigene Tasche und er führte unser Schiff mit ruhiger Sicherheit durch das äußerst gefährliche Labyrinth von Eilanden, Klippen und Riffen, wo tückische Strömungen rasches Entschlußk und klare Befehle fordern. Vertrauenswürdig sah der alte Pirat im übrigen keineswegs aus, und als er uns absolut überreden wollte, eine verdächtige Bande von etwa zwanzig seiner Kumpane mitzunehmen, lehnten wir energisch ab. Vielleicht taten wir dem Manne unrecht, aber die „Nautilus“ wäre nicht das erste Fahrzeug gewesen, das in den entlegenen Gewässern spurlos verschwunden ist.

Der beste Platz lag an der Ostküste, einer kleinen, sonst unbewohnten Insel. Die Lagune zwischen Strand und Klippengürtel wimmelte von Booten und Kanus. Für unsere Jacht war die Zufahrt zu eng. Unser Langboot brachte uns bald in das wogende Getriebe. In einem der größeren Boote wiederholte arabische Kaufleute in weißem Turban und buntem Seidenkaftan, in anderen Makassaren aus Celebes in gedrängter Strenge und dunkler Arabaja, buginesische, malaiische, chinesische Händler, Anderer von all den tausenden Inseln zwischen Celebes und Neuguinea tauschten Zurufe und Scherze in mehr als fünfzig Sprachen und Dialekten.

Dazwischen erteilten unablässig die Taucher, meist junge Männer aus Bugi, Celebes, Banda und Papua. Bei jedem Boot zwei, die abwechselnd tauchten und am Bootsrand an- klammert standen. Kaum der eine herauf und ward die vom Korallenrand gerissenen Muscheln an Bord, verschwand der andere in die Tiefe. Meist dauerte es zwei Minuten, bis er wiederkam. Manche konnten es länger aushalten. Die besten tauchten wohl fünfzigmal am Tage und hatten dann tausend bis zweitausend Muscheln erbeutet. Die Lagune war über den Muschelbänken 15—20 Meter tief, die Arbeit sehr schwer. Die Taucher arbeiten frei, ohne Leine. Um leichter den Grund zu erreichen, nehmen sie beim Tauchen große Steine in beide Hände. Die Leute sind im Dienst der Bootsbesitzer oder der Kaufleute, die die Fahrzeuge für die Tauchsaison gemietet haben, und arbeiten im Stücklohn. Andere tauchen vom eigenen Kanu, meist mit Hilfe eines Genossen, für eigene Rechnung und verkaufen entweder die ungeöffneten Muscheln en bloc oder die vorgefundenen Perlen an die stets geschäftstüchtigen Händler. Von den in jenen Gewässern überaus zahlreichen Haien droht so gut wie keine Gefahr. Da Lärm und Bewegung diese gefährlichen Räuber zeitweilig aus der Lagune vertreiben.

Da das Oeffnen und Durchsuchen größerer Partien von Muscheln zu mühevoll und zeitraubend ist, werden sie am Strande in abgeschlossenen Räumen erst einem tüchtigen Fäulnisprozeß unterworfen, dann in Waschbecken ausgespült, wobei die vorhandenen Perlen am Boden bleiben und gesammelt werden können. Manche Muscheln enthalten viele, dann allerdings kleine Perlen, manchesmal bis achtzig. Die großeren jedoch stets einzeln vor. Der Ankauf einer Partie Muscheln ist immer ein Lotteriespiel, wenn auch die Wahrscheinlichkeit dafür spricht, daß der durchschnittliche Perlengehalt der Muscheln der gleichen Herkunft ziemlich gleichmäßig ist.

Mit den heimkehrenden Fischern begeben wir uns an Land. Bambusbaracken, Zelte und Verkaufsstände, alles notdürftig, für die Tauchzeit zusammengezimmert, Lagerräume, deren faulender Inhalt die Luft im weiten Umkreis mit Pestilenz erfüllt, und Opiumhöllen. Dazwischen die drängende Menge der Kulis. Taucher und Seeleute, Gruppen feilschender Händler, die mit prüfenden Finger, Auge und Zunge, angebotene Perlen kaufen. Was sich da in der Tauchzeit an den Perlenbänken zusammenfindet, ist wildes Volk, das seine Streitigkeiten ohne weiteres mit dem Messer austrägt.

Die Dunkelheit bricht an. Wir entsagen und dem ausdringlichen Haufen der Händler und Taucher, die uns mit ihrem Angebot schreiend bedrängen, gewinnen unser Boot und nehmen auf, als wir den gastlichen Lichtern unseres Schiffes zusteuern.

### Vom Hai erfaßt!

Am nächsten Morgen nähert sich ein Boot, gefolgt von einigen Kanus. Makassarische Händler und Taucher wollen uns Perlen verkaufen. Lange dauert das Feilschen.

Balbo tritt den Gouverneurs-Posten von Tripolis an

Der frühere italienische Luftfahrtminister mit seiner Familie bei der Landung in Tripolis. Ihm ist jetzt als Gouverneur die große italienische Kolonie Tripolitanien unterstellt, in der das Kolonisationswerk weiter auszubauen ist, um den Bevölkerungsüberschuß des Heimatlandes aufzunehmen, und wo noch immer die Aufstände der noch nicht ansässig gemachten Senussi-Stämme abzuwehren sind.

Kriegerisches Kuba

Maschinengewehr-Abteilung in Bereitschaftsstellung

Seit dem August des letzten Jahres wird die Insel Kuba immer wieder von blutigen Unruhen heimgesucht. Die verschiedensten Parteien bekämpfen sich untereinander, jagen den Präsidenten von gestern fort, werden dann selbst nie hergerungen, bis schließlich wieder die Partei von einst am Ruder ist. Die Bevölkerung leidet unter dem unaufhörlichen Terror, aller Handel und Wandel ist lahmgelegt. Draußen auf dem Meere aber warten die Schiffe der Vereinigten Staaten, und ihre Kanonen werden vielleicht einmal endgültig für Ruhe sorgen.

Mr. Lain lauft mehrere Exemplare von hervorragender Schönheit. Auch ich erstehe einige hübsche Stücke. Laut jammernd, aber innerlich zufrieden, ziehen die Händler ab. Die Taucher haben nichts verkauft, da die schlauen Makassaren ihnen eingeschärft haben, auf ihren unsinnigen Forderungen zu bestehen. Schelten und drohend begehen sich die Enttäuschten in ihre Kanus und umdrängen das Boot ihrer üblen Ratgeber. Unsere Bücke verfolgen die sich langsam entfernende, lärmende Gruppe. Plötzlich stieben die Kanus auseinander. Das Boot der Händler ist gekentert, die sich hilflos daran klammernden Leute schreien um Hilfe. Da die Kanus sich unter höhnischen Zurufen entfernen, gibt unser Kapitän Befehl, das Boot klar zu machen, um den Verunglückten beizustehen.

In diesem Augenblick treffen durchdringende Angstrufe unser Ohr. Grauen erregt uns, als wir in nächster Nähe der Unglücksstelle die steilen, spitzen Rückenflossen zweier Haie erblicken. Vergebens krachteten die Armen, durch Stampfen und Stoßen mit den Händen die Räuber abzuwehren. Grauenhaft klingt der Todesschrei des Makassaren, als der gewaltige Rachen ihn ergreift, vom Bootsrand verreißt und an der Wasseroberfläche noch einzelne Meter weiterschleppt. Wir können noch deutlich die krampfhaft schlagenden Arme des Unglücklichen verfolgen. Dann verschwindet er in der Tiefe. Den beiden Anderen war es gelungen, den zweiten Händler auf das kieloben treibende Boot hinaufzuschieben. Sie selbst tauchten, wenn die dreieckige Flosse des anderen Hais verschwand, mit dem Gesicht unter Wasser, so konnten sie seine Angriffe abwehren, und rechtzeitig die Angriffe abwehren. Vieles gefährliches Spiel hätte aber jedenfalls bald mit dem Sieg des hartnäckigen Gegners geendet, wenn nicht inzwischen unser Boot angelangt wäre und alle drei an Bord genommen hätte. In weiten Bogen umkreiste das unbeweglich treibende Dreieck die Gerettenen, mißtrauisch unterworfen, dann in Wasserdecken ausgespült, wobei die vorhandenen Perlen am Boden bleiben und gesammelt werden können. Manche Muscheln enthalten viele, dann allerdings kleine Perlen, manchesmal bis achtzig. Die großeren jedoch stets einzeln vor. Der Ankauf einer Partie Muscheln ist immer ein Lotteriespiel, wenn auch die Wahrscheinlichkeit dafür spricht, daß der durchschnittliche Perlengehalt der Muscheln der gleichen Herkunft ziemlich gleichmäßig ist.

Mit den heimkehrenden Fischern begeben wir uns an Land. Bambusbaracken, Zelte und Verkaufsstände, alles notdürftig, für die Tauchzeit zusammengezimmert, Lagerräume, deren faulender Inhalt die Luft im weiten Umkreis mit Pestilenz erfüllt, und Opiumhöllen. Dazwischen die drängende Menge der Kulis. Taucher und Seeleute, Gruppen feilschender Händler, die mit prüfenden Finger, Auge und Zunge, angebotene Perlen kaufen. Was sich da in der Tauchzeit an den Perlenbänken zusammenfindet, ist wildes Volk, das seine Streitigkeiten ohne weiteres mit dem Messer austrägt.

Die Dunkelheit bricht an. Wir entsagen uns dem ausdringlichen Haufen der Händler und Taucher, die uns mit ihrem Angebot schreiend bedrängen, gewinnen unser Boot und nehmen auf, als wir den gastlichen Lichtern unseres Schiffes zusteuern.

### Vom Hai erfaßt!

Am nächsten Morgen nähert sich ein Boot, gefolgt von einigen Kanus. Makassarische Händler und Taucher wollen uns Perlen verkaufen. Lange dauert das Feilschen.

Mr. Lain lauft mehrere Exemplare von hervorragender Schönheit. Auch ich erstehe einige hübsche Stücke. Laut jammernd, aber innerlich zufrieden, ziehen die Händler ab. Die Taucher haben nichts verkauft, da die schlauen Makassaren ihnen eingeschärft haben, auf ihren unsinnigen Forderungen zu bestehen. Schelten und drohend begehen sich die Enttäuschten in ihre Kanus und umdrängen das Boot ihrer üblen Ratgeber. Unsere Bücke verfolgen die sich langsam entfernende, lärmende Gruppe. Plötzlich stieben die Kanus auseinander. Das Boot der Händler ist gekentert, die sich hilflos daran klammernden Leute schreien um Hilfe. Da die Kanus sich unter höhnischen Zurufen entfernen, gibt unser Kapitän Befehl, das Boot klar zu machen, um den Verunglückten beizustehen.

In diesem Augenblick treffen durchdringende Angstrufe unser Ohr. Grauen erregt uns, als wir in nächster Nähe der Unglücksstelle die steilen, spitzen Rückenflossen zweier Haie erblicken. Vergebens krachteten die Armen, durch Stampfen und Stoßen mit den Händen die Räuber abzuwehren. Grauenhaft klingt der Todesschrei des Makassaren, als der gewaltige Rachen ihn ergreift, vom Bootsrand verreißt und an der Wasseroberfläche noch einzelne Meter weiterschleppt. Wir können noch deutlich die krampfhaft schlagenden Arme des Unglücklichen verfolgen. Dann verschwindet er in der Tiefe. Den beiden Anderen war es gelungen, den zweiten Händler auf das kieloben treibende Boot hinaufzuschieben. Sie selbst tauchten, wenn die dreieckige Flosse des anderen Hais verschwand, mit dem Gesicht unter Wasser, so konnten sie seine Angriffe abwehren, und rechtzeitig die Angriffe abwehren. Vieles gefährliches Spiel hätte aber jedenfalls bald mit dem Sieg des hartnäckigen Gegners geendet, wenn nicht inzwischen unser Boot angelangt wäre und alle drei an Bord genommen hätte. In weiten Bogen umkreiste das unbeweglich treibende Dreieck die Gerettenen, mißtrauisch unterworfen, dann in Wasserdecken ausgespült, wobei die vorhandenen Perlen am Boden bleiben und gesammelt werden können. Manche Muscheln enthalten viele, dann allerdings kleine Perlen, manchesmal bis achtzig. Die großeren jedoch stets einzeln vor. Der Ankauf einer Partie Muscheln ist immer ein Lotteriespiel, wenn auch die Wahrscheinlichkeit dafür spricht, daß der durchschnittliche Perlengehalt der Muscheln der gleichen Herkunft ziemlich gleichmäßig ist.

Mit den heimkehrenden Fischern begeben wir uns an Land. Bambusbaracken, Zelte und Verkaufsstände, alles notdürftig, für die Tauchzeit zusammengezimmert, Lagerräume, deren faulender Inhalt die Luft im weiten Umkreis mit Pestilenz erfüllt, und Opiumhöllen. Dazwischen die drängende Menge der Kulis. Taucher und Seeleute, Gruppen feilschender Händler, die mit prüfenden Finger, Auge und Zunge, angebotene Perlen kaufen. Was sich da in der Tauchzeit an den Perlenbänken zusammenfindet, ist wildes Volk, das seine Streitigkeiten ohne weiteres mit dem Messer austrägt.

Die Dunkelheit bricht an. Wir entsagen uns dem ausdringlichen Haufen der Händler und Taucher, die uns mit ihrem Angebot schreiend bedrängen, gewinnen unser Boot und nehmen auf, als wir den gastlichen Lichtern unseres Schiffes zusteuern.

### Vom Hai erfaßt!

Am nächsten Morgen nähert sich ein Boot, gefolgt von einigen Kanus. Makassarische Händler und Taucher wollen uns Perlen verkaufen. Lange dauert das Feilschen.

Mr. Lain lauft mehrere Exemplare von hervorragender Schönheit. Auch ich erstehe einige hübsche Stücke. Laut jammernd, aber innerlich zufrieden, ziehen die Händler ab. Die Taucher haben nichts verkauft, da die schlauen Makassaren ihnen eingeschärft haben, auf ihren unsinnigen Forderungen zu bestehen. Schelten und drohend begehen sich die Enttäuschten in ihre Kanus und umdrängen das Boot ihrer üblen Ratgeber. Unsere Bücke verfolgen die sich langsam entfernende, lärmende Gruppe. Plötzlich stieben die Kanus auseinander. Das Boot der Händler ist gekentert, die sich hilflos daran klammernden Leute schreien um Hilfe. Da die Kanus sich unter höhnischen Zurufen entfernen, gibt unser Kapitän Befehl, das Boot klar zu machen, um den Verunglückten beizustehen.

In diesem Augenblick treffen durchdringende Angstrufe unser Ohr. Grauen erregt uns, als wir in nächster Nähe der Unglücksstelle die steilen, spitzen Rückenflossen zweier Haie erblicken. Vergebens krachteten die Armen, durch Stampfen und Stoßen mit den Händen die Räuber abzuwehren. Grauenhaft klingt der Todesschrei des Makassaren, als der gewaltige Rachen ihn ergreift, vom Bootsrand verreißt und an der Wasseroberfläche noch einzelne Meter weiterschleppt. Wir können noch deutlich die krampfhaft schlagenden Arme des Unglücklichen verfolgen. Dann verschwindet er in der Tiefe. Den beiden Anderen war es gelungen, den zweiten Händler auf das kieloben treibende Boot hinaufzuschieben. Sie selbst tauchten, wenn die dreieckige Flosse des anderen Hais verschwand, mit dem Gesicht unter Wasser, so konnten sie seine Angriffe abwehren, und rechtzeitig die Angriffe abwehren. Vieles gefährliches Spiel hätte aber jedenfalls bald mit dem Sieg des hartnäckigen Gegners geendet, wenn nicht inzwischen unser Boot angelangt wäre und alle drei an Bord genommen hätte. In weiten Bogen umkreiste das unbeweglich treibende Dreieck die Gerettenen, mißtrauisch unterworfen, dann in Wasserdecken ausgespült, wobei die vorhandenen Perlen am Boden bleiben und gesammelt werden können.

Wir erfuhren nie, wie das Boot zum Kentern gebracht wurde. Alles spricht aber dafür, daß die Taucher dabei die Hand im Spiele hatten, um die glücklicheren Konkurrenten zu strafen.

Zum Tage durchblitzte die „Nautilus“ mit halbem Wind die Arafusee und passierte am Morgen des sechsten die gefürchtete Prowdoobank am Eingang der Torresstraße. Einige Stunden darauf lief der Anker im Osten von Thursday-Island, in Sicht des

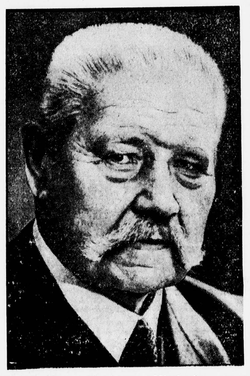
„Ich werde keinen größeren Stolz in meinem Leben besitzen als den, am Ende meiner Tage sagen zu können:

# Das erste Jahr

Ich habe dem Deutschen Reich den deutschen Arbeiter erkämpft."
(Adolf Hitler)

Am 30. Januar ist es ein Jahr her, seitdem Reichskanzler Adolf Hitler mit seinem hohen Amte betraut wurde. Ein Jahr von den vieren, die er in seiner großen Regierungserklärung forderte, um dann das Urteil aller über seine Regierungsarbeit aufzurufen. War es schon bemerkenswert und überraschend, daß der Machtübernahme durch Adolf Hitler die Auflösung des damaligen Reichstages und der sofortige Appell an das Volk folgte, so bestätigte sich die Richtigkeit dieser Haltung auch am 12. November 1933, als wiederum, unvorhergesehen, ein Appell an das deutsche Volk stattfand.

Die Wahl vom 5. März ergab 52 Prozent der Stimmen für die neue Regierung. Die Wahl vom 12. November führte dieses



Reichspräsident von Hindenburg
Der Hüter der alten Tradition

Stimmenergebnis bis auf 95 bis 98 Prozent. Die neue Gesetzgebung hat in einem systematischen Tempo gearbeitet. Die fortschreitende Zustimmung der Wahlberechtigten ist das beste Zeichen dafür, daß diese eifrige Arbeit der Reichsregierung anerkannt wurde. Es ist in dem ersten Jahre der neuen Führung gelungen, ihre Auffassung auf allen Gebieten des Aufbaues eines neuen Staatswesens so klar gemacht zu haben, daß auch die breite Bevölkerung sie begriff.

Am 4. Januar 1933 fand die denkwürdige Besprechung zwischen Hitler und seinem heutigen Vizekanzler von Papen in Köln statt. Der Führer war im Auto aus München herbeigeeilt, und die beiderseitige Absicht war, in Ruhe die Verständigung zwischen dem Träger der jungen Volksbewegung und dem Hüter der alten Traditionen unseres Volkes zu finden. Es ist das Verdienst des heutigen Vizekanzlers, daß er, obwohl mit seiner Person in den Strudel der parteipolitischen Auseinandersetzungen des Jahres 1932 hereingerissen, dennoch den klaren politischen Ueberblick behielt und unbekümmert das sachlich Notwendige tat.

Freilich fehlte es nicht an Hindernissen. Die Besprechung im Hause des der NSDAP nahestehenden Kölner Bankiers Baron von Schröder sollte privatim sein. Aber schon anderen Tages brachten verschiedene Blätter die Nachricht von diesem Zusammentreffen. Damit stand Deutschland vor der klaren Fragestellung:

**Adolf Hitler**
**als kommender Reichskanzler?**

Das Ergebnis der Kölner Aussprache war, daß Reichspräsident von Hindenburg dem Führer der NSDAP sein Vertrauen schenkte und ihn mit der Regierungsbildung beauftragte. Am 30. Januar war dieser Akt erfolgt, nachdem am 25. Januar der damalige Reichskanzler von Schleicher zurücktrat.

Der Führer
Der Träger der deutschen Hoffnung

Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Nachricht von dem bevorstehenden Ereignis. Eine unübersehbare Menschenmenge drängte sich im Regierungsviertel. Bald meldete der Rundfunk und die Presse der Welt:

**Adolf Hitler Reichskanzler!**

Die Berliner SA, die SS und der Stahlhelm waren in kürzester Zeit alarmiert. Noch züngelten die Flammen der seit Wochen in Gang befindlichen kommunistischen Alarme durch Deutschland. Hier und da machten sich bereits die Terrorakte bemerkbar, deren Zusammenfassung zum entscheidenden Schlage den marxistischen Desperados die Macht in die Hand geben sollte. Sie wurden im Laufe der ersten Wochen durch das tatkräftige Zugreifen der neuen Regierung zertreten.

Am Abend des 30. Januar brachten die Verbände dem neuen Reichskanzler und dem Reichspräsidenten vor ihren Amtssitzen eine gewaltige Kundgebung dar. In immer neuen Kolonnen rückten unter dem Jubel der Bevölkerung die SA, der Stahlhelm und die SS heran. Als die Spitze des Zuges, der sich im Tiergarten im Angesicht des Reichstagsgebäudes und des Bismarckdenkmals versammelt hatte, durch den Mittelbogen des Brandenburger Tores ihren Einzug hielt, war eine neue Zeit in Deutschland eingezogen.

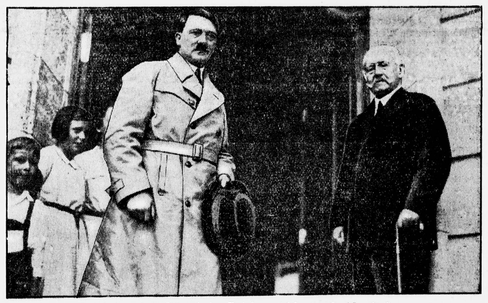
In der alten Reichskanzlei stand an einem Fenster der greise Generalfeldmarschall von Hindenburg, dessen politischen Entschluß dieses Ereignis zu danken war. Alte Gegensätze schmolzen zusammen, und ein einiges Volk demonstrierte vor dem getreuen Eckehard des deutschen Volkes. Der Sieger von Tannenberg und der neue Reichskanzler und Führer nahmen bewegt die Huldigungen entgegen. Immer wieder hallten Heilrufe über den weiten Wilhelmsplatz und die Wilhelmstraße. Vaterländische Lieder erschollen die ganze Nacht hindurch. Millionen wohnten am Rundfunk diesen großen Ereignissen bei.

**„Gebt mir vier Jahre Zeit!"**

Das war die politische Chance, die die neue Regierung verlangte. Am 21. März fand, wieder unter großen Umzügen im ganzen Reich, der feierliche Staatsakt zu Potsdam statt. Reichswehr, Verbände und Formationen aller Art zogen vor der neuen Führung, die den greisen Reichspräsidenten umgab, in einem überwältigenden Zuge vorbei. Mit Gott hatte dieser festliche Tag in den Potsdamer Kirchen seinen Anfang genommen. Es war ein glänzendes, historisches Bild, als der Reichspräsident in der Stille der Festversammlung zur Gruft des großen Königs hinunterstieg, um einen Gedächtniskranz niederzulegen und im stillen Gebete zu verweilen. Was mag sich damals in dem Herzen dieses Mannes abgespielt haben, der das Auf und Ab der letzten Jahrzehnte deutscher Geschichte an verantwortlicher Stelle mit erlebt hatte! Der Reichstag gab dem neuen Reichskanzler die geforderte Ermächtigung.

Am 1. Mai erfolgte das gewaltige Be-

Vizekanzler von Papen
Der Treuhänder des neuen Bündnisses



Reichskanzler Hitler beim Reichspräsidenten in Neudeck

Das Ereignis
Die begeisterte Menge am Abend des 30. Januar 1933 vor dem Gebäude der Reichskanzlei. In der Mitte, an dem erleuchteten Fenster, zeigt sich Adolf Hitler, dem an diesem Tage die politische Führung Deutschlands vom Reichspräsidenten übertragen worden war.

kenntnis des als neuer Begriff aufmarschierten deutschen Arbeitertums. Am 1. Oktober schloß sich das Bekenntnis des deutschen Bauerntums und des ganzen Volkes für den Staat aus der Scholle an. Das Wahlergebnis des 12. November unterstrich diese riesenhaften Bekenntnisse und faßte sie zu neuer staatspolitischer Wucht zusammen. Zum ersten Male bestätigte sich die deutsche Einheit in dem Stimmzettel. Auch dieses Ergebnis war ein Wunder, an welches keiner geglaubt hatte. Von ihm gingen neue außen- und innerpolitische Kräfte aus, die den Willen unseres Volkes zur Mitarbeit an den Zielen der neuen Regierung belebten.

Und nun stehen wir

**mitten in der Aufbauarbeit,**

deren Vollendung ohne Frage ein säkulares Werk von Jahrzehnten ist. Großes ist geleistet, Größeres steht als Aufgabe bevor. Adolf Hitlers höchstes Ziel offenbart sich aber in den Worten, die er einmal in einer großen Rede allen Deutschen zugerufen hat:

**„Ich werde keinen größeren Stolz in meinem Leben besitzen, als den, am Ende meiner Tage sagen zu können: Ich habe dem Deutschen Reich den deutschen Arbeiter erkämpft."**



# Der lächelnde Tod

Von Francis D. Grierson

Berechtigte Übertragung aus dem Englischen: Margrith F. v. Meiss

2. Fortsetzung

„Es würde mich sehr glücklich machen, wenn es in meiner Macht stünde, Ihnen zu helfen", erwiderte er. „Aber ich habe, wie ich bereits auf der Polizeiwache erwähnte, sehr wenig zu sagen. Ich fürchte", fügte er mit einem Lächeln hinzu, das irgendwie kindlich-einfach war, „all dies liegt ziemlich außerhalb meiner kleinen Welt."

„Natürlich, natürlich", stimmte Sims ihm herzlich bei. „Darf ich Ihnen diese Herren vorstellen? Dies ist Hauptmann Kent, der vergangene Nacht den Toten fand, und dies ist sein Freund, Professor Wells, mit dem er einen Teil des Abends verbrachte."

Der Buchhändler verneigte sich. Interessiert sah er den Professor an.

„Habe ich die Ehre", begann er, „mit dem Verfasser von . . ."

Wells hob protestierend die Hand. „Oh, bitte, lassen Sie das."

„Meinen Büchergestellen sind Ihre Schriften nicht fremd", sagte der alte Buchhändler lächelnd. „Ich habe Ihre Werke sorgfältig durchstudiert und nicht ohne Profit. Unglücklicherweise kann ich aus Mangel an wissenschaftlichen Kenntnissen nicht alles verstehen. Dessen ungeachtet haben mich Ihre Untersuchungen außerordentlich interessiert."

Mr. Marle sprach mit großer Aufrichtigkeit und ohne jegliche Schmeichelei. Sims bot den Buchhändler, in einem Lehnstuhl Platz zu nehmen und bot ihm Zigaretten an. Mr. Marle schüttelte jedoch dankend den Kopf. „Ich liebe den Geruch davon, bin aber Nichtraucher. Hingegen habe ich eine andere Schwäche." Mit diesen Worten zog er seine Schnupftabaksdose aus der Tasche und bot sie den Anderen an. Sims nahm mit der Selbstverständlichkeit eines Gewohnheitsschnupfers eines Prise. Wells und Roger dankten.

„Und nun, Mr. Marle", sagte der Inspektor, „wäre ich Ihnen dankbar, wenn Sie die Aussage, die Sie heute morgen auf der Polizeiwache machten, wiederholen würden, denn ich habe mit Professor Wells und Hauptmann Kent bisher noch nicht über Ihre Theorie sprechen können."

Der Buchhändler hob mißbilligend die Hände. „Ich bitte Sie, nennen Sie es nicht Theorie! Ich würde nicht wagen, es so zu bezeichnen. Experten wie Sie dürfen an Hand des geringen Wissens, zu dem wir Laien bei uns und da gelangen, Theorien aufstellen. — In diesem Falle allerdings", fügte er ernsthaft hinzu, „wäre es mir lieber, ein anderer wie gerade ich müßte zu Ihnen kommen. Aber ich bin altmodisch genug, Pflicht und Schuldigkeit eines guten Bürgers nicht zu vernachlässigen." Er machte eine Pause.

Sims nickte beifällig. „Ich verstehe. Ihre Aussage auf der Polizeiwache war für Sie eine schwere Pflicht. Desto dankbarer sind wir Ihnen, daß Sie so bald gekommen sind."

Mr. Marle verneigte sich leicht und strich sich mit einer milden Bewegung über die Augen. „Es ist allerdings bitter, wenn man gezwungen wird, eine Person verdächtigen zu müssen, der man bisher ganz und gar getraut hat. Ich glaubte immer, daß ich in meinem Laden vor den Angelegenheiten einer Welt, die mich weit überholt hat, verschont bliebe. Immerhin", fügte er mit wehmütigem Lächeln hinzu, „Sie müssen mir verzeihen: ich bin nicht mehr so jung wie ich war, und man sagt, daß die Alten schwatzhaft werden, ohne es selber zu wissen. — Ich will versuchen, in Kürze das Wenige zu berichten, das ich weiß."

Er schwieg, öffnete seine Schnupftabakdose und nahm eine Prise. „Als ich heute morgen die Zeitung öffnete und von der Auffindung des Toten las, ahnte ich zunächst nicht, von wie großer Bedeutung dieses Ereignis für meinen kleinen Kreis werden sollte. Aber als ich den Artikel zum zweiten Mal durchlas, wurde mir klar, daß ich den Toten kannte. Leider erwies sich dieses Ergebnis nur als allzu richtig, als der diensttuende Polizist mich heute morgen den Toten sehen ließ. Wie ich ihm bereits sagte, war derselbe ein gewisser Senor Manuel Garcia, ich glaube gebürtig aus dem Inneren Südamerikas."

„Er war wohl ein Freund von Ihnen?" warf Sims ein.

Mr. Marle schüttelte verneinend den Kopf. „Das wäre wohl zu viel gesagt. Ich kannte ihn seit langer Zeit und gebe zu, daß uns ein gemeinsames Interesse für Bücher gewissermaßen verbunden hat. Senor Garcia war auf diesem Gebiete in der Tat auffallend gut unterrichtet. Ich erinnere mich vieler Gespräche mit ihm, in denen mich seine vielseitigen Kenntnisse immer wieder aufs neue verblüfften. Aber er hatte eine andere Seite, die weniger erfreulich war, — eine gewisse Herzlosigkeit menschlichen Gefühlen gegenüber, wenn ich mich so ausdrücken darf. Das reizte mich. Es ist wohl möglich, daß ich übermäßig empfindsam bin, aber es ist nun einmal meine Schwäche, anzunehmen, daß die Menschheit nicht so schlecht ist wie sie uns glauben macht. — Senor Garcia schien jenen gegenüber, die weniger reich waren wie er selber, kein Erbarmen zu kennen."

„Zum Beispiel?" fragte Sims, der mit wachendem Interesse zugehört hatte.

Mr. Marle überlegte. „Es ist schwierig, einzelne Beispiele zu nennen. Sein Verhalten den Armen gegenüber war beispielsweise so, als hätten sie ihre Armut selber verschuldet und verdienten weder Mitleid noch Hilfe. Ich erinnere mich auch einer höhnischen Bemerkung von ihm, die Einfältigkeit jener betreffend, die im Kriege als Freiwillige ‚ihre Haut riskierten', wie er sich ausdrückte. Ich bin für gewöhnlich kein streitsüchtiger Mensch, aber seine Worte kränkten mich damals. Ich sagte ihm deutlich meine Meinung. Er lenkte ein und bat mich, zu entschuldigen, daß er mich in meinem Rassestolz (wie er sagte) beleidigt habe. Die Sache verlief im Sand. Aber der Vorfall ließ einen unangenehmen Eindruck in mir zurück."

„Das wundert mich nicht", sagte Sims.

„Immerhin hätte ich die Sache vielleicht nicht ernster nehmen sollen wie sie war", fuhr der Buchhändler in seiner präzisen Art fort. „Meine Beziehungen zu Senor Garcia waren bis vor ganz kurzem die eines Buchhändlers zu seinem Kunden, den man wegen seiner vielseitigen Aufträge und wegen seines Bücherverständnisses schätzt."

„Ich nehme an, daß noch etwas Ernsteres zwischen Ihnen vorgefallen ist?"

„Ja. Wenigstens ernst im persönlichen Sinne. Vor einigen Tagen fiel meinem Assistenten, Gerald Foster, die Art und Weise auf, in der Senor Garcia mit meinem Mündel, Pamela Fayne, die mir bei der Arbeit behilflich ist, verkehrte. Scheinbar hatte sich Senor Garcia, der mein Mündel fast immer in meinem Laden traf, in sie verliebt. Mir gegenüber hatte er die Sache nie erwähnt, da er sehr wahrscheinlich befürchtete, ich sei nicht einverstanden, — was, nebenbei bemerkt, auch der Fall gewesen wäre, denn ich hielt ihn nicht für den passenden Mann für sie. Tatsächlich war ich zu sehr in meine Bücher vertieft, um an Hand des geringen Wissens, zu dem wir Laien bei uns und da gelangen, Theorien aufstellen. — In diesem Falle allerdings", fügte er ernsthaft hinzu, „wäre es mir lieber, ein anderer wie gerade ich müßte zu Ihnen kommen. Aber ich bin altmodisch genug, Pflicht und Schuldigkeit eines guten Bürgers nicht zu vernachlässigen." Er machte eine Pause.

Sims nickte beifällig. „Ich verstehe. Ihre Aussage auf der Polizeiwache war für Sie eine schwere Pflicht. Desto dankbarer sind wir Ihnen, daß Sie so bald gekommen sind."

Mr. Marle verneigte sich leicht und strich sich mit einer milden Bewegung über die Augen. „Es ist allerdings bitter, wenn man gezwungen wird, eine Person verdächtigen zu müssen, der man bisher ganz und gar getraut hat. Ich glaubte immer, daß ich in meinem Laden vor den Angelegenheiten einer Welt, die mich weit überholt hat, verschont bliebe. Immerhin", fügte er mit wehmütigem Lächeln hinzu, „Sie müssen mir verzeihen: ich bin nicht mehr so jung wie ich war, und man sagt, daß die Alten schwatzhaft werden, ohne es selber zu wissen. — Ich will versuchen, in Kürze das Wenige zu berichten, das ich weiß."

Er schwieg, öffnete seine Schnupftabakdose und nahm eine Prise. „Als ich heute morgen die Zeitung öffnete und von der Auffindung des Toten las, ahnte ich zunächst nicht, von wie großer Bedeutung dieses Ereignis für meinen kleinen Kreis werden sollte. Aber als ich den Artikel zum zweiten Mal durchlas, wurde mir klar, daß ich den Toten kannte. Leider erwies sich dieses Ergebnis nur als allzu richtig, als der diensttuende Polizist mich heute morgen den Toten sehen ließ. Wie ich ihm bereits sagte, war derselbe ein gewisser Senor Manuel Garcia, ich glaube gebürtig aus dem Inneren Südamerikas."

„Er war wohl ein Freund von Ihnen?" warf Sims ein.

Mr. Marle schüttelte verneinend den Kopf. „Das wäre wohl zu viel gesagt. Ich kannte ihn seit langer Zeit und gebe zu, daß uns ein gemeinsames Interesse für Bücher gewissermaßen verbunden hat. Senor Garcia war auf diesem Gebiete in der Tat auffallend gut unterrichtet. Ich erinnere mich vieler Gespräche mit ihm, in denen mich seine vielseitigen Kenntnisse immer wieder aufs neue verblüfften. Aber er hatte eine andere Seite, die weniger erfreulich war, — eine gewisse Herzlosigkeit menschlichen Gefühlen gegenüber, wenn ich mich so ausdrücken darf. Das reizte mich. Es ist wohl möglich, daß ich übermäßig empfindsam bin, aber es ist niemand in der Nähe gewesen. Sie traf sich dann mit ihrer Freundin und Foster ging seines Weges."

„Meine Herren, ich habe Ihnen nun alles erzählt was ich weiß. So sehr ich es bedauern würde, bin ich doch mehr oder weniger gezwungen, annehmen zu müssen, daß der unglückselige Foster Garcia im Laufe des Abends noch einmal getroffen und dabei getötet hat, — entweder durch einen direkten Schlag oder in einem Kampf, der bei Garcia Herzschwäche zur Folge hatte."

„Ich gebe offen zu", fügte der Buchhändler einfach hinzu, „mein erster Impuls war, Foster zu schützen, indem ich nichts von dem Streit erwähnte. Aber ich habe mein Leben lang das Gesetz respektiert und kann nicht vergessen, daß die Menschen sich gegenseitig schließlich nur dadurch beschützen, indem sie diejenigen bestrafen lassen, die die Regeln des Gesetzes übertreten."

„Sie sprachen von Herzschwäche," bemerkte Professor Wells. „Zweifellos kamen Sie auf diesen Gedanken, weil der Körper keine äußeren Anzeichen von Gewalttätigkeit aufweist?"

„Ich fürchte, ich kann nicht mal das mit Bestimmtheit sagen. Tatsache ist, daß Garcia mir gegenüber einmal erwähnte, er habe Schlag verletzt hat, der einen anderen Mann sehr wahrscheinlich nicht getötet hätte."

Er sah mit so pathetischem Ausdruck von einem seiner Zuhörer zum anderen, als bäte er sie, ihm zu sagen, daß er mit seiner Vermutung nicht recht habe und daß er für Gerald Foster nichts zu befürchten brauche.

Inspektor Sims schüttelte lächelnd den Kopf. „Ihr Verdacht ist gut begründet, Mr. Marle, aber ich freue mich, Sie dieser Sorge entheben zu können."

Der Buchhändler erwiderte nichts. Scharf prüfte er des undurchdringliche Gesicht des Inspektors. In seiner nervösen Erregung drehte er an der Krücke seines Ebenholzstockes, bis dieser seinen Händen entglitt und zu Boden fiel.

Roger Kent, dem der alte Mann in seiner Verzweiflung leid tat, erhob sich, um den Stock aufzuheben, aber Professor Wells kam ihm zuvor. Er gab den Stock Mr. Marle zurück, der ihm mit kurzem Blick dankte und sich gleich darauf wieder Inspektor Sims zuwandte.

„Tatsache ist," fuhr Sims fort, „daß wir nachgeforscht haben, wohin Foster sich begeben hat, nachdem er Miß Fayne verließ. Selbstverständlich wurde heute morgen Ihre Aussage auf der Polizeiwache sehr ernst genommen. Wäre uns nicht zufällig eine entscheidende Aussage gemacht worden, so wäre uns nichts anderes übrig geblieben, wie Foster als verdächtig festzunehmen. Das Glück hat es nun gewollt, — ich muß Ihnen gestehen, daß das Glück bei Verbrechern und Polizei eine weitaus größere Rolle spielt wie beide ahnen, — daß Glück hat es also gewollt, daß wir, noch bevor wir Gelegenheit hatten, Foster auszufragen, Verschiedenes erfuhren, was von größter Wichtigkeit war. Wissen Sie, wo Foster wohnt, Mr. Marle?"

„Ich bedauere, nein," erwiderte der Buchhändler. „Ich glaube, er hat ein Zimmer in der Nähe meines Ladens. Da er mir versicherte, er fühle sich dort wohl, hielt ich es nicht für nötig, ihn mehr darüber zu fragen. Die jungen Herren sind über derartige Fragen meist nicht sehr erbaut, und ich wollte nicht indiskret scheinen. Außerdem fühle ich mich nicht verantwortlich . . ."

Er schwieg und sah sich schüchtern um.

„Das ist begreiflich," stimmte der Professor ihm herzlich bei.

„Aber vielleicht hätte ich mich als der Aeltere doch ein wenig mehr um ihn kümmern sollen . . ." fügte Marle zweifelnd hinzu.

„Unsinn. Sehr wahrscheinlich hätte er Ihnen das gar nicht gedankt," meinte Sims. „Er dürfte alt genug sein, um selber noch sich sehen zu können. Der springende Punkt aber ist dies: der junge Foster wohnt zufällig in demselben Haus wie einer unserer verheiratelen Beamten. Dieser hat einen Sohn, welcher, wie mir gesagt wurde, Mitglied eines Klubs ist, in dem Boxsport betrieben wird. Um mich kurz zu fassen: der Sohn des Polizisten hatte Foster dazu überredet, mit ihm in den Klub zu gehen, um einem Boxkampf seiner Freunde beizuwohnen. Er war zugegen, als Foster Garcia traf und wartete, nachdem Foster ihn gebeten hatte, sich nicht einzumengen, in einiger Distanz, während Foster und Garcia sich stritten. Anschließend gingen sie in den Klub und nachts gemeinsam nach Hause. Sie sehen also, Mr. Marle, daß wir Foster nicht für den Mörder von Garcia zu halten brauchen."

Mr. Marle öffnete seine Schnupftabakdose, nahm sich eine Prise und zog sie bedächtig ein. Dann lächelte er die drei Herren an.

„Ich fürchte, Sie werden mich für einen alten, sentimentalen Narren halten," sagte er. „Aber ich wagte wirklich nicht, an einen so glücklichen Ausgang für Foster zu glauben."

„Wie Sie, sind auch Kent und ich erfreut, zu hören, daß der junge Mann unschuldig ist," warf Wells ein. „Für Laien, wie wir es sind, ist der Gedanke an einen Mord, sei er nun kalten Blutes oder in der Erregung begangen worden, sehr schmerzlich."

„Und ich bin umso froher," fügte Roger hinzu, „weil seine Art mir sehr gefiel, als ich Gelegenheit hatte, ein paar Worte mit ihm zu wechseln."

Mr. Marle musterte ihn aufmerksam. „Natürlich, — ich sah Sie heute morgen nicht in meinem Laden?"

„Ja. Ich kam zum ersten, aber ich kann Sie versichern, nicht zum letzten Mal. Sie haben verschiedene sehr interessante Bücher, Mr. Marle."

Während der Buchhändler sich dankend verneigte, notierte Wells mit geheimem Vergnügen Rogers ungewöhnliche Gesprächigkeit.

„Sie werden alle in meinem Laden jederzeit herzlich willkommen sein, meine Herren," sagte Mr. Marle, „ob Sie nun etwas kaufen, oder meine Freude teilen und sich etwas ansehen wollen."

Er erhob sich und sah Inspektor Sims fragend an. „Ich schätze, ich kann Ihnen nicht mehr behilflich sein. In diesem Fall bitte ich Sie, mich zu entschuldigen, — es bietet sich mir eine Gelegenheit, ein gewisses Werk zu kaufen, auf das ich schon langs ein Auge geworfen habe. Ich möchte diese Gelegenheit nicht an mir vorübergehen lassen."

Sims läutete dem Polizisten, der Marle wieder in die Außenwelt führen sollte. Mr. Marle verneigte sich zum Abschied mit einer altmodischen Feierlichkeit, die jedoch nichts Affektiertes an sich hatte. An der Türe blieb er stehen, überlegte ein paar Sekunden und wandte sich noch einmal Sims zu.

„Ich bin an und für sich ein Mensch, der sehr zurückgezogen lebt," sagte er, „und ich gestehe, daß dieses Verbrechen mich mehr aufgeregt hat wie mir lieb ist. Garcia war immerhin ein Bekannter von mir . . . Vielleicht finden Sie mich lächerlich, aber ich wäre erleichtert zu wissen, daß Sie mich benachrichtigen lassen, falls ich Ihnen irgendwie behilflich sein kann, den Mann ausfindig zu machen, der Garcia getötet hat. Sie wissen doch, es war einmal eine Maus, die einem Löwen durch Anwendung der Waffe, mit der sie von der Natur ausgestattet worden ist, aus einer kritischen Lage befreite."

Sims erwiderte das Lächeln, das des Buchhändlers letzte Worte begleitet hatte. „Ich versichere Sie, ich werde nicht verlieren, Sie um Hilfe zu bitten, falls sich Gelegenheit dazu bieten sollte. Sie können uns vielleicht bei der Suche nach Garcias Verwandten allerhand helfen. Was aber den Mord betrifft, nehme ich an, daß Garcia, — was auch die Attacke hervorgerufen haben mag, — an Herzschwäche gestorben ist. Selbstverständlich wird die Leiche noch seziert werden. Aber ich denke, es wird nicht schwierig sein, die Diagnose zu stellen, nachdem wir nun wissen, daß Foster unschuldig ist, soweit die Todesursache in Frage kommt."

Als die Türe sich hinter dem Buchhändler geschlossen hatte, setzte sich Sims an seinen Schreibtisch und machte einige Notizen, während Wells mit der gewohnten liebevollen Sorgfältigkeit seine Pfeife reinigte.

Roger sah mit einem ihm ungewohnten Verlangen zu sprechen, von einem zum anderen. „Anständiger alter Kerl," sagte er, und wandte den Kopf der Türe zu, durch die Mr. Marle soeben verschwunden war.

„Sehr!" antwortete Sims amüsiert.

„Ich stelle es mir ekelhaft vor, seine eigenen Gefühle für so etwas in den Hintergrund stellen zu müssen, wie Marle es in der Affäre Fofter tat. Hat ihn auch sicher einige Ueberwindung gekostet."

„Schwerfällig wie eine englische Bulldogge!!" murmelte der Professor vor sich hin.

„Lästern Sie nicht, Wells," sagte Sims. „Kent hat ganz recht, — es ist nie angenehm, einen Freund auszuliefern."

## Stimme der Scholle / Von Peter Röting

Ich kam von draußen weit her, weit her,
Vor vielen Jahren in diese Stadt;
Denk heute der Stunden und Tage kaum mehr,
Die einst die Heimat geschenkt mir hat.

Doch manchmal, wenn der Menschen Gewirr
Den Schritt mir hemmt auf glattem Asphalt,
Dann wird es in tiefster Seele mir
So heimwehbang, so eitig kalt.

Dann wird zum lauschenden Ohr mein Herz;
Ich höre, wie unter meinem Fuß
Die Erde weint aus Stein und Erz:
Das ist der Scholle Heimatgruß!

Dann faßt mich an in der Menschen Gewirr
Die Sehnsucht nach Land, nach Blume und Baum,
Nach Acker und Rind und des Pferdes Geschirr,
Nach allem, was meiner Kindheit Traum.

„Es war einmal ein römischer Richter, — oder war es ein griechischer? oder vielleicht ein spartanischer? oder sonst einer?? — der seinen eigenen Sohn erhängte, weil es seinem Vater möglich war, das Urteil auszuführen," sagte der Professor. „Das war ein Held. Ich empfinde manchmal sehr ähnlich, — zumal wenn ich gerade meine Steuern bezahlt habe."

Sims lachte. „Sie sind wirklich unverbesserlich!"

„Mir gefiel der alte Knabe!" beharrte Roger halsstarrig.

Wells verkniff sich das Lachen. „Das schien mir auch so," erwiderte er, Sims zublinzelnd. „Hat unser guter Buchhändler nicht vorzügliche Manieren, und ist er nicht Vormund eines bildhübschen Mündels?"

„Woher weißt du, daß sie hübsch ist?" fuhr Roger unvorsichtig hoch. Unter Wells' Lächeln stieg ihm das Blut in den Kopf.

Sims kam ihm zu Hilfe. „Ich bin auch Ihrer Ansicht, Kent. Der alte Kerl ist ein recht interessanter Charakter . . ."

„. . . und hat einen sehr interessanten Spazierstock," fügte Wells trocken hinzu.

„Spazierstock hin, Spazierstock her, — macht jetzt, daß Ihr fortkommt und laßt mich endlich etwas arbeiten!"

„Komm, Roger," sagte der Professor, „wir wollen gehen, — er soll sein Nachmittagsnickerchen haben. Ich will dir ein Staatsgeheimnis anvertrauen: die britische Justiz schläft nie, damit ihre Repräsentanten so viel wie irgend möglich schlafen können."

Ohne dem Heft, das Sims ihm nachschleuderte, irgendwelche Notiz zu schenken, faßte er Roger beim Arm und führte ihn in die fröhliche Welt hinaus.

### 5. Kapitel

Peter Felle war ein junger Mann von großer Begeisterungsfähigkeit. Wie er selber sagte, lebte er auch dementsprechend.

Inspektor Sims' Vorschlag, in der bewußten Sache mitzumachen, hatte sehr an Peters Sensationslust appelliert. Da er das Romantische nicht mehr als fahrender Ritter in funkelnder Rüstung finden konnte, paßte er sich mit Leichtigkeit einem weniger pittoresken Zeitalter an und suchte, vom ersten Londoner Schneider bekleidet, die Sensation.

Am Morgen, nachdem Peter inoffiziell zur Unterstützung von Gesetz und Ordnung angeworben wurde, erwachte er etwas vor der gewohnten Zeit und klingelte dem melancholischen Crane, einem alten Faktotum des Fellemore-Hauses, der sich dazu herabgelassen hatte, als Diener seines jungen Herrn zu fungieren. Crane wahrte seine Würde, indem er die tiefe Liebe und Anhänglichkeit zu Peter unter einer Maske kühler Verachtung zu verbergen suchte.

„Crane," sagte Peter.

„Sir," sagte Crane.

„Ich will mir etwas Bewegung machen."

„Lady Patricia ist nicht mehr in der Stadt," bemerkte Crane trocken.

Peter war noch jung genug, um rot zu werden. „Du bist ein ganz unverschämter Kerl, Crane!"

„Jawohl, Sir," erwiderte Crane kühl. „Den braunen oder den blauen Anzug!"

„Du bist hoffnungslos!" entschied Peter. „Weil du und deine Ahnen wohl an die vierzig Millionen Jahre bei uns wart, bildest du dir ein, du könntest tun, was dir beliebt."

„Jawohl, Sir, dasselbe sagt Ihr Herr Vater, der Graf, immer."

„Ich habe zu tiefen Respekt vor der väterlichen Klugheit, um ihr zu widersprechen. Den blauen Anzug, bitte."

„Der braune hat einen warmen Ton, der zu dem heutigen Tag besser passen würde," wandte Crane ein, „Gamaschen und gestreifte Krawatte dazu, denke ich?"

„Zum Teufel mit deinen Augen!" rief Peter lachend. „Ich habe keine Zeit zu diskutieren, außerdem macht du letzten Endes ja doch immer, was du willst. Richte schleunigst mein Frühstück, während ich bade."

Nachdem Peter sich angezogen und gefrühstückt hatte, setzte er sich mit einer Zigarette hin und schwelgte im Voraus in geheimen Entdeckungen.

Der Vorschlag von Inspektor Sims war ihm im denkbar geeignetsten Zeitpunkt gekommen, denn Peter war gewissermaßen auf den toten Punkt angelangt. Lady Patricia, die Crane erwähnt hatte, war eine vernünftige junge Dame von großer Anziehungskraft, die kürzlich die Schulbank verlassen hatte, um London unsicher zu machen. Peter hatte, (was Crane nicht entgangen war), auf sie Jagd gemacht, — weniger, weil er ernstlich in sie verliebt war, als deswegen weil alle anderen Herren der Gesellschaft es auch taten. Crane war jedoch ungewöhnlicherweise mal nicht ganz auf dem Laufenden. Obwohl er für gewöhnlich mehr von den Begebenheiten in London wußte, wie Peter selber, hatte er in diesem Fall doch dazuzulernen, daß die Verlobung Patricias mit einem Freunde von Peter am Tage vorher im engsten Kreise bekanntgegeben worden war, — was für Peter so viel bedeutete, wie die Jagd einzustellen, die Hunde zurückzurufen und zum Essen heimzutrotten.

Nach einigem Nachdenken erhob sich Peter und betrachtete die wenigen Bücher, die seine Regale zierten.

„Crane", sagte er zu seinem Diener, der damit beschäftigt war, die spärlichen Ueberreste von Peters Frühstück abzuräumen, „ich habe Geschäftliches zu erledigen und bedarf dazu eines klaren, logisch-denkenden Kopfes."

Crane räusperte sich. Peter sah ihn scharf an. Des Dieners Gesicht war völlig ausdruckslos.

„Hast du dich erkältet?" fragte Peter.

„Ein leichter Schnupfen, Sir."

„Dann nimm gefälligst etwas dagegen ein und pruste mich in Zukunft nicht mehr an!" kommandierte Peter.

„Jawohl, Sir!"

„Ich möchte mich jetzt mit einem Buch, das den Geist trainiert, vorbereiten. Was würdest du mir anraten?"

Crane überlegte. „Wie wäre es beispielsweise mit dem Kursbuch, Sir?"

Peter schüttelte den Kopf. „Zu hoch. Ich ziehe vor, mit etwas einfacherem anzufangen."

„Möchten Sie nicht Hauptmann Kent um Rat fragen, Sir? Er weiß eine Menge über Bücher."

„Das ist das erste intelligente Wort, das ich heute morgen aus deinem Munde höre. Läute bitte Hauptmann Kent an."

„Jawohl, Sir."

Roger war jedoch ausgegangen und der lahme Ah Fong konnte keinerlei Angaben machen über das Wohin. So beschloß Peter, auf eigene Faust loszuziehen.

Wie Roger, ging auch er zunächst in die Tottenham Court Road und betrachtete eine Weile die Stelle, an der sie Garcias Körper gefunden hatten. Peter überlegte, was wohl Sherlock Holmes beim Anblick dieses Platzes gefolgert haben würde. Die einzige Feststellung, zu der er es jedoch brachte, war die, daß das Haus eines neuen Anstrichs nötig bedurfte. Wenn dies auch seine Nichtigkeit hatte, so war es doch nicht wesentlich, und Peter wanderte, durch seinen Mangel an Spürkindigkeit etwas verärgert, ziellos durch die Gegend.

Der Horizont hellte sich ein wenig auf, als Peter die bunte Auslage eines Ladens zweiter Güte näher betrachtete. Zwischen anderen Gegenständen lagen ein paar rostige Handschellen. Diese Entdeckung in Verbindung mit seinen Gedanken verblüffte ihn dermaßen, daß er die Handschellen sogleich kaufte, ebenso wie eine lange Pfeife und ein paar altmodische Schlagringe.

Während er diese Gegenstände in seinem Anzug verstaute, stellte er fest, daß er wenigstens eines erreicht hatte: er war zumindest für seine neue Beschäftigung ausgerüstet. Da er nach seiner Wanderung in der frischen Morgenluft angenehmen Appetit verspürte, beschloß er, irgendwo zu Mittag zu essen.

Unfreiwillig hatte er sich mehr und mehr von der ihm unbekannten Gegend entfernt und wollte, indem er einen Teil des Weges abkürzte, wieder dorthin zurückkehren.

Einen Umweg erparen zu wollen, beweist jedoch in London nur allzu oft die Wahrheit des Sprichwortes: der größte Umweg ist der kürzeste Heimweg. Peter verirrte sich prompt in einem Labyrinth winkliger Gassen.

„Schau, wie's die andern machen!"

Schließlich blieb ihm nichts anderes übrig, als einen Polizisten nach dem richtigen Weg zu fragen, was für einen echten Briten eine Demütigung bedeutet. So kam es, daß Peter wieder in eine Hauptstraße gelangte. Hätte ihn der höfliche Polizist in irgend eine andere Straße, die in die Oxford-Street mündete, gewiesen, wäre es sehr gut möglich gewesen, daß Peter, (figürlich gesprochen), in den gastfreien Armen von Signor Frascati (oder von seinem Vertreter) gelandet wäre, und Roger Kent getroffen hätte. In diesem Fall wäre der Gang der Dinge aller Wahrscheinlichkeit nach ein ganz anderer geworden. Damit sich die Dinge, die einst in den Sand geschrieben wurden, erfüllten, geschah es, daß Peters Aufmerksamkeit auf ein einfaches Lokal auf der anderen Seite der Straße gelenkt wurde. Dies war an und für sich nicht überraschend, denn schon das Aeußere des Lokals zog die Blicke auf sich. Die Vorderfront des Hauses mußte erst kürzlich dunkelblau getüncht worden sein. Ueber der Tür hing ein großes Schild:

„CLARIBEL"

In einem Fenster lagen appetitliche frische Kuchen und Törtchen. Der Blick in das Innere des Lokals wurde durch einen Vorhang aus gebleichtem Stoff verhindert.

Es war jedoch weder der blaue Anstrich des Hauses, noch waren es die einladenden Kuchen, die Peters Aufmerksamkeit anzogen. Sehr wahrscheinlich wäre er an diesen Dingen vorbeigegangen, ohne daß sie ihm sonderlich aufgefallen wären. Aber als er sich dem Hause näherte, trat aus der Tür ein junges Mädchen, und jeden Mann hätte es Ueberwindung gekostet, weiterzugehen, ohne sie ein zweites Mal anzusehen.

Sie trug ein Kleid aus demselben geblümten Crêpone wie der Vorhang war. Peter fielen wohlgeformte Beine in Seidenstrümpfen und zierlichen Schuhen auf. Die Aermel des Kleides endeten an den Ellbogen und ließen zwei schöne Arme frei, die für Golf und Tennis wie geschaffen schienen.

All dies erfaßte Peter mit der automatischen Geschwindigkeit eines Mannes, der gewohnt ist, sich in gesellschaftlichen Kreisen zu bewegen.

Nachdem das Mädchen sich davon überzeugt hatte, daß die Kuchen im Fenster ordnungsgemäß sortiert waren, sah sie auf. Ihre Augen trafen sekundenlang die von Peter. Da wurde es Peter klar, daß er nie vorher dem idealen Frauentyp begegnet war.

Im nächsten Augenblick verschwand das Mädchen wieder im Laden. Peter starrte mit einer Geistesabwesenheit, die an dem sonst so beherrschten jungen Mann vollkommen fremd war, auf die Tür.

Im Gegensatz zu seinem Freunde Roger war Peter der Ueberzeugung, daß die Frauen für ihn keinerlei Geheimnisse mehr bargen. Er klassifizierte die zahlreichen Damen seiner Bekanntschaft je nach Schönheit und Intelligenz, oder dem Mangel an einer der beiden Qualitäten, in verschiedene Kategorien.

Aber das Mädchen in dem blauen [illegible] tonnekleid paßte in keine der Kategorien [illegible] Peters Liste. Allerdings war sie schlank [illegible] bewegte sich äußerst graziös; sie hatte [illegible] lockiges, dunkles, kurzgeschnittenes Haar, [illegible] Haut war blütenweiß und ihr Mund [illegible] Das kannte Peter.

Schwarze Haare, rote Lippen: dazu [illegible] spanische Leidenschaft gepaßt, sehnsüchtig [illegible] halbverschleierte Blicke.

Statt dessen ließ der unerwartete Blick, [illegible] Peter aufgefangen hatte, seine Pulse schneller schlagen, denn in den funkelnden Augen, [illegible] sekundenlang auf ihm gerichtet gewesen war, hatte er nur den Ueberrest ohne den leisesten Anstrich von Koketterie gesehen. Unsicherheit aber nicht Unwissenheit, einen Funken, [illegible] von gesunder Lebensweise sprach, und alles [illegible] sehen von alldem ein flüchtiges Aufleuchten, das er noch nicht bezeichnen konnte, der Grund jedoch seine Neugierde reizte.

Peter analysierte den Blick des jungen Mädchens im Augenblick nicht so genau. Das geschah erst später.

Aber er starrte auf die Tür, bis er [illegible] plötzlich bewußt wurde, daß die Passanten seinem Blick mit amüsierter Neugierde folgten.

Letzten Endes war dieses Lokal all den [illegible] geöffnet, die genügend Geld hatten, [illegible] Mittagessen zu bezahlen. Und er, Peter, war hungrig. Warum sollte er hungern, wenn das Essen sozusagen vor seinen Füßen lag? Ginge er zu Frascati oder in ein ähnliches Lokal, so würde er nur abgelenkt durch [illegible] Umwege schattierender fachsimpelnder Zeitgenossen. Es war aber von größter Wichtigkeit, daß er nicht abgelenkt wurde, während er versuchte, in der Tottenham-Court-Road-Affäre einen klaren Ueberblick zu gewinnen.

Während Peter diese und andere [illegible] fächerische Entschuldigungen in seinem Gehirn wälzte, bewegte er sich langsam wieder auf das blaue Haus zu, las noch einmal [illegible] Namen:

„CLARIBEL",

öffnete die Türe und betrat den Laden [illegible] dem, was er für ungezwungene Nonchalance des Weltmannes hielt, was aber in Wirklichkeit an die nervöse Aufgeregtheit eines Taschendiebes erinnerte, der sich gegenüber im Omnibus plötzlich ein Detektiv entdeckt.

Peter betrat einen freundlichen Raum, [illegible] mit Stühlen und kleinen Tischen [illegible] imitiertem Eichenholz möbliert war. [illegible] Tischtücher waren von blitzendem Weiß. [illegible] den blaugemalten Wänden hingen einige dunkelgerahmte Kupferstiche.

Das Zimmer war leer. Peter hängte seinen Hut an einen Haken, setzte sich an einen der Tische und freute sich über den geschmackvoll eingerichteten sauberen Raum. Allmählich kehrte seine Sicherheit zurück. Er genoß den Reiz dieses unerwarteten Abenteuers und war gespannt auf alles Weitere. Er brauchte nicht lange zu warten.

Im Hintergrund des Raumes bewegte sich ein Vorhang. Eine fröhliche Stimme rief „Bel!" Von irgendwoher antwortete eine andere Stimme. Peter hörte einen leichten Schritt auf der Treppe, und gleich darauf trat das Mädchen in dem Crêponekleid durch einen blauen Vorhang.

Wenn sie auch vielleicht in Peter [illegible] jungen Mann wiedererkannte, der sie einen Augenblicke vorher vor dem Laden gesehen hatte, ließ sie es sich nicht merken. Sie legte eine Karte, auf der das Menü saubere Schreibmaschine geschrieben war, vor Peter hin und wartete geduldig auf seine Wünsche.

„Oh, — hm, — guten Morgen," sagte Peter.

„Guten Morgen," erwiderte sie, und Peter stellte sogleich mit Genugtuung fest, daß ihre Stimme vorzüglich zu ihrem Aeußeren paßte.

„Ich möchte gern zu Mittag essen," bemerkte Peter äußerst intelligent.

Als er bei diesen Worten flüchtig zu dem jungen Mädchen aufblickte, sah er, daß ihre Lippen zuckten, und beide lachten.

„Das ist eigentlich einleuchtend, nicht wahr?" fuhr Peter fort.

„Ich hatte es," gab das Mädchen zu.

„Gut", sagte Peter freundlich. Er studierte die Karte. „Rindfleisch. Nein. Gebratener Schweinefleisch mit Apfelmus. Das lautet ordentlich appetitanregend. Kann ich Ihnen bekommen?"

„Selbstverständlich," erwiderte das Mädchen kurz. „Mit Gemüse?"

„Ja, ganz recht. Und einen Whis . . . ich vergaß. Ich denke, Sie werden keine . . . alkoholischen Getränke haben? Nein, es tut mir leid. Wir haben keine Erlaubnis dazu."

„Oh, das macht gar nichts!" beeilte sich Peter zu versichern. „Tatsache ist, daß zu Rindfleisch immer Wasser trinke."

„Sie hatten doch Schweinefleisch bestellt."

„Ich meine ja auch Schweinefleisch." Peter fragte sich, warum im Himmel er sich so einen Idioten stempelte.

Das Mädchen entfernte sich, um in kurzer Zeit mit dem dampfenden Schweinefleisch und allem Dazugehörigen zurückzukehren.

Es war ausgezeichnetes Schweinefleisch, und Peter verzehrte es mit wahrem Heißhunger, der durch den Anblick des Mädchens nicht beeinträchtigt wurde, da dieses, nachdem es ihn bedient hatte, in das Nebenzimmer gegangen war. (Fortsetzung folgt.)

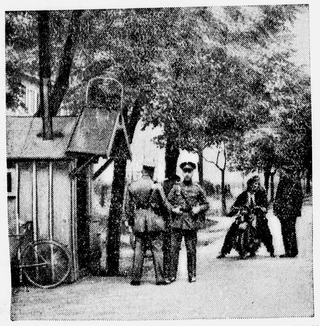


# Treu und wahr, deutsch die Saar!

## Rück- und Ausblick zum Jahr der Entscheidung

Hundertfünfzigtausend Saarfranzosen hatten im Jahre 1918 um die Abtrennung des Saargebietes vom Deutschen Reiche. Als der unselige Friedensvertrag die Loslösung dieses rein deutschen Gebietes vom Deutschen Reiche bewirkte, waren die hundertfünfzigtausend Saarfranzosen spurlos verschwunden. Bis heute wurden sie nicht wiedergefunden, und man wird sie auch nicht finden, weil das Saarvolk immer durch und durch deutsch bewußt fühlte, und durch deutsch dachte und handelte.

Die Erbschaft des Friedensvertrages blieb. 15 Jahre lang bis zur Volksabstimmung im Dasein führen. Den 800 000 Saarländern ein aufgezwungenes, selbständiges staatliches Jahre 1935 mußte und muß das Saargebiet



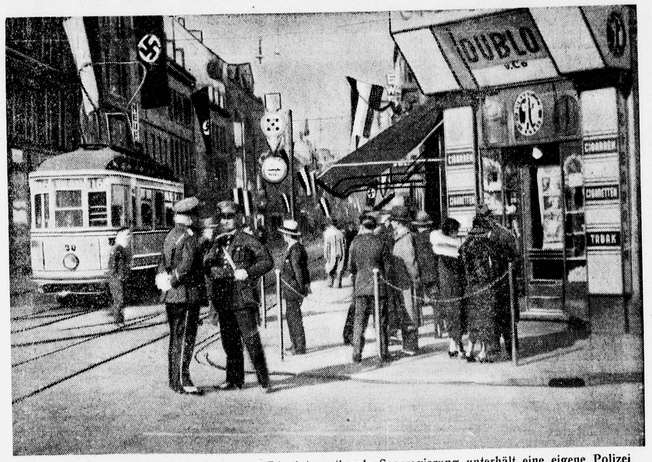
Eine widersinnige Zollstation mitten im deutschen Land!

gab der Völkerbund eine sogenannte internationale Regierung, die seit Jahren ihre Hauptaufgabe darin sieht, das gesunde Nationalgefühl der Saarländer zu knechten und durch Willkürherrschaft die Saarländer von den übrigen Deutschen zu trennen.

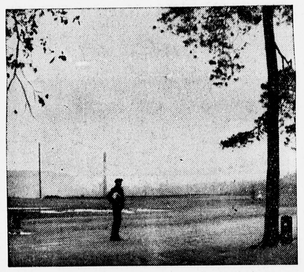
Seit der nationalen Revolution, die sich in Deutschland vollzogen hat, ist der Druck, der auf der Saarbevölkerung lastet, noch stärker geworden. Die große Einigkeit aber, die das deutsche Volk erfaßte, hat auch die Saarländer mitgerissen, und alle nationalen Parteien haben sich in der deutschen Front unter die Führung Adolf Hitlers geeinigt. Demgegenüber versuchen die Machthaber durch wirtschaftlichen Druck und durch Versprechungen, wie auch durch die Bevorzugung undeutsch fühlender Elemente, das sichere Ergebnis der Volksabstimmung im neuen Jahre zu beeinflussen. Einige marxistische Führer und landfremde Emigranten bemühen sich, diese Sonderbestrebungen zu organisieren, aber ihre geräuschvolle Agitation scheitert an dem einigen Widerstand des Saarvolkes.

Im Saargebiet wehen die Hakenkreuzflaggen wie überall im Reiche, die Arbeiterschaft, vielfach in den Bergwerken tätig, die durch den Friedensvertrag in französische Hände kamen, hält in unwandelbarer Treue zum Reich. Ein besonders trauriges Kapitel in der Nachkriegsgeschichte des Saargebietes ist das sogenannte Warndt-Problem, das politisch und wirtschaftlich gleich schwere Gefahr für das Saargebiet bedeutet. Unter dem dichten Wald und den kleinen Dörfern des naturschönen Warndt-Gebietes liegen die besten Kohlenflöze. Dieses Gebiet war während der deutschen Herrschaft die unberührte eiserne Reserve des Bergbaues. Die französische Bergwerksdirektion aber hat mit den Bergwerken des benachbarten Lothringens einen Vertrag auf 99 Jahre geschlossen, der die Ausbeutung dieser Kohlenfelder von französischem Boden aus ermöglicht!

Die internationale Regierung hat zu der offensichtlichen Grenzverletzung, die sich unter der Erde vollzieht, widerrechtlich ihren Segen gegeben. Es entstanden einige Meter von der saarländischen Grenze riesige neue Stächte, die in das unberührte Gebiet des Kohlenschatzes des Warndt hineinbohren. Deutsche Arbeiter müssen die deutsche Kohle für die ausländischen Unternehmer fördern, und besonders auf diesen Arbeitern lastet ein gewissenloser Druck, da man das Warndtgebiet besonders gerne endgültig vom Deutschen Reiche abtrennen möchte. Doch auch in diesem besonders gefährdeten Gebiet hält der deutsche Widerstand eisern durch, und die sogenannten Saarbündler, die in fremdem Solde stehen und sich meistens aus fragwürdigen Elementen des kläglichen Separatismus zusammensetzen, bilden einen verachteten und unbedeutenden Fremdkörper in der einigen deutschen Volksgemeinschaft des Saarlandes.



Auch eine Folge des Friedensvertrages: Die internationale Saarregierung unterhält eine eigene Polizei



Zwischen den Grenzen. Deutsche Arbeiter müssen deutsche Kohle für ausländ. Unternehmen fördern

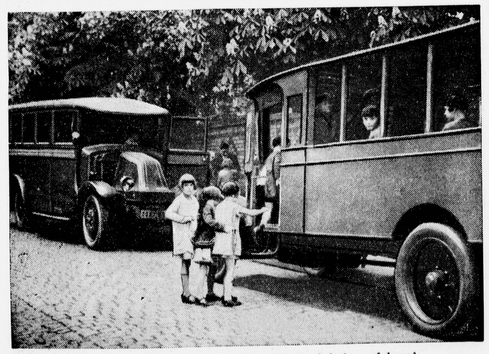
Während man hier die ewig sorgfaltgehütete Kohlenreserve des deutschen Bergbaues angreift, stellen in anderen Kohlengebieten, so zum Beispiel im Sulzbachtal, die fremden Herren die Arbeit ein und überlassen Tausende von Bergleuten unbegründet der Arbeitslosigkeit. Doch die Städte und Dörfer dieses Gebietes tragen schon heute die traurigen Merkmale der Fremdherrschaft. Die notwendigen Vorsichtsmaßnahmen wurden vernachlässigt, die sogenannten Kohlenpfeiler, die die Ortschaften unterirdisch tragen, wurden abgerissen, und die Zerstörung, die ganze Dörfer mit Vernichtung bedroht, begann unterirdisch zu arbeiten. Die Häuser, die noch stehen, zeigen gefährliche Spalten und neigen sich zur Erde. An anderen Stellen, wo vor einigen Jahren noch Glashütten, Fabriken, Gaithwirtschaften standen, breitet sich jetzt unwirtlicher Morast aus. Als Sinnbild der Macht der Zerstörung steht die unbenutzte todgeweihte Kirche des Dorfes Schnappach da, ein Symbol — eine Anklage.

Herr, mach' uns frei! Das Warndtkreuz am Rande des Waldgebietes an der lothringischen Grenze

Das Jahr der Entscheidung nähert sich, die Saarländer sind nicht nur nach dem Paragraphen deutsche Staatsbürger geblieben, wenn auch fremde Zöllner an ihrer Grenze stehen und deutsche Saarpolizisten fremde Befehle ausführen müssen, sondern auch in ihrem Herzen, und diese Herzenschlagen mit und für Deutschland! Vierzehn schwere Jahre der Fremdherrschaft konnten am Saarvolk nichts ändern, das Saargebiet will zurück zum Reich, das Saarvolk wartet auf die Heimkehr.

Es ist treu geblieben, und wir wollen ihm treu bleiben und den Kampf wie den Sieg mit ihm teilen.

Diese Haltung ist für den nationalsozialistischen Staat eine Frage der Ehre, und in der Verteidigung unserer Ehre und der Ehre des Vaterlandes sind wir unerbittlich. Immer, wenn wir kämpfen müssen, sind wir Deutsche einig. Deshalb sei das Schicksal des Saargebietes für uns eine



Lockmittel: Kinder werden in französische Schulen gefahren!

ewige Mahnung zur Einigkeit und Treue uns selbst und den Brüdern an der Saar gegenüber, die aufopfernd um ihr Deutschtum ringen und immer neu die Verbundenheit zum Mutterland beweisen:

**Treu und wahr, deutsch die Saar!**

# Radiokrieg auf neuen Wellen

*Unsere Sender stellen ihre „Längen" um — Alles hat geklappt — Rußland hält nicht Wort — 274 Sender sind zuviel für Europa*

*Die Abrüstungskonferenz des Rundfunks*

**Luzern, den 20. Juni 1933.** Die Europäische Funkkonferenz zu Luzern hat in ihrer Schlußsitzung den neuen Wellen-Verteilungsplan für die Rundfunksender des europäischen Bereiches angenommen. Der neue Wellenplan tritt am 15. Januar 1934, 0 Uhr, in Kraft.

Das war eine kurze Meldung, die aber recht große Bedeutung besitzt. Den sie besagt, daß sich Europas Staaten nunmehr endlich auf eine Formel geeinigt haben, um sich nicht tagtäglich auf dem Schlachtfelde des Aethers mit einem möglichst großen Aufgebot an Sende-Energien zu bekriegen. Sie besagt, daß das Wellenchaos einem „Wellenkosmos", einer neuen Ordnung weichen soll. Sie bringt sozusagen die Bestätigung, daß man sich auf der Abrüstungskonferenz der Wellenlängen geeinigt hat und die Kontrolle verschärft. Sie besagt, daß nunmehr Berlin-Tegel fertiggestellt werden kann, daß der Deutschlandsender seine Welle ändert, daß Mühlacker, Langenberg, München, Hamburg ihre Sendeenergie auf 100 Kw erhöhen dürfen.

Die letzte Hälfte des alten Jahres wurde denn auch fieberhaft gearbeitet, um am 15. Januar 1934, Mitternacht, alles schön parat zur Umschaltung zu haben.

Und dieser 15. Januar kam und mit ihm die große Umstellung. Wer am Gerät saß, hörte den Ansager, der erklärte, dann hörte er nichts, und dann wieder einen ganz neuen Sender, den er bisher ganz anders einstellen mußte. So war die Neuregelung innerhalb drei Stunden beendet, und alles hat herrlich geklappt.

Diese Regelung war wichtig, sie war sogar dringend nötig. Denn es war soweit gekommen, daß nicht weniger als 274 Sender in Europa ihre Stimme erschallen ließen. Und jeder weiß von seinem eigenen Empfänger her, daß es oft der Abwechslung etwas zuviel war: da hörte man zwei, drei Sender durcheinander schreien, und es kam nur auf die nötige Sende-Energie an, um am besten verstanden zu werden.

Auf der Luzerner Radiokonferenz wurde der Aether über Europa nun gleichmäßig verteilt. Außerdem wollte man sich darüber einigen, daß keiner dem anderen mit den Wellen in seine Politik hineinreden soll, daß sich jeder manierlich auf sein Land beschränken möge und was ähnliche schöne Dinge sind.

140 Delegierte saßen beisammen. 140 Delegierte faßten die Beschlüsse. Aber viele kleine Länder fühlten sich ein wenig zusammengedrängt, auf zu kleine Lautstärke gesetzt, meinten, so könnten sie ja gar niemand mehr hören, vermißten die Möglichkeit der „Kulturpropaganda" über alle Aethergrenzen und schmollten eben. Aber keinen Fall. Man probiere ja zur Zeit nur in Moskau. Die eigentliche Station solle ja im Ural errichtet werden. Nur für Rußland . . . aber für ganz Rußland! Die Landkarte wurde kontrolliert, mit dem Zirkel zog man Kreise und billigte den Russen die 500 Kw zu. Freilich den'en sie ja nun gar nicht daran die Station in den Ural zu verlegen. Im Gegenteil, man hat die Station die einige Kilometer von Moskau entfernt liegt, jetzt durch große Zementbauten ausgestaltet. Das sieht nicht nach einem Umzug zum Ural aus. Die Kleinen ärgerten sich und meinten, daß sie — zugaben. In Frankreich, um nur ein Land zu nennen, hat der Postminister förmlich bekannt gegeben, daß Radio-Paris auf 150 Kw erhöht werden soll. Die dem Staat gehörende Pariser Station will man auf 120 Kw ausbauen und nen nicht weniger als 11 Rundfunksender mit 60—120 Kw errichten. Aehnliches kann man von fast allen Ländern Europas berichten.

Die nächsten Jahre werden also einen Kampf der Rundfunk-Kilowatt im Aether bringen, von dessen Umfang sich ein Laie trotz der heute schon bekannten Großsender keine Vorstellung machen kann. Riesenleistungen wie Moskau stehen heute noch vereinzelt da, aber wie lange noch? Auch Deutschland wird bei dem allgemeinen Ausbau der Rundfunksender keineswegs zurückstehen. Mit der von Luzern geschaffenen Ordnung ist dafür gesorgt, daß sich das neueste Wort der Technik der Großsender Tegel. Mit den allerletzten Errungenschaften der Radiotechnik ausgestattet, wird man den 60 Kw starken Sender als den modernsten der Welt ansprechen können.

Im Herbst 1932 sind die Bauarbeiten schon begonnen worden. Der Sender hat nach seiner Fertigstellung die Funktionen des Witzlebener Senders, der den technischen Ansprüchen nicht mehr genügte, übernommen. Und der wieder wird zu Forschungszwecken, so zur weiteren Entwicklung der Ultrakurzwellen, der Wissenschaft zur Verfügung gestellt.

Neben dem roten Backsteinbau des Funkhauses steht ein 20 m hoher massiver Kühlturm, aus Holz gebaut, in dessen Innern sich eine eigne Wasserumpanlage, ferner eine Kühlvorrichtung befinden. Die letztere ist mit mehreren großen ebenfalls schon im Sendehaus befindlichen Wasserbehältern verbunden. Von dort werden die riesigen stark beheizten Röhren mit gekühltem Wasser versorgt, das seinen Weg durch die Röhren über die Kühlanlage wieder zurück in die Wasserbehälter nimmt.

Tritt man in den großen Maschinenraum des Sendehauses, so fallen die riesigen Umformer auf, die den 6000-Volt-Strom transformieren. Selbstverständlich ist auch eine Sicherheitsanlage vorhanden, die bei Ueberlastung sofort den Strom abschaltet.

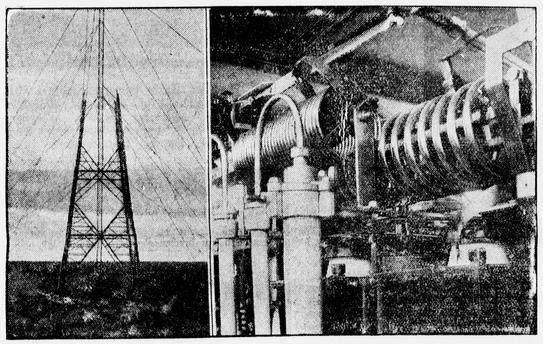
Der neue Hamburger Sender, dessen Bauplätze durch Quarzsteuerung peinlich genau eingehalten wird, arbeitet mit zwei modernen Riesenröhren von je 300 Kw auf die Antenne. Diese besteht aus einem einfachen Draht, welcher in den etwa 140 m hohen, beim Sendergebäude freistehenden Holzturm senkrecht aufgehängt ist. Durch die neue Anlage, die sich zum feierlichen Sender etwa Heiland seine Worte beendet hatte, da merkten auf einmal doch alle, daß sie hungrig waren. Jesus sah das auch, er machte sich Sorge um sie. Er fragte seine Jünger, ob sie nichts bei sich trügen, um die hungrigen Menschen satt zu machen, denn es war weit bis zur Stadt, wo man Essen kaufen konnte. Aber man hatte gewiß, für viel, viel Geld Brot kaufen müssen, wenn jeder auch nur ein bißchen bekommen sollte. Die Jünger fragten herum, wer denn noch etwas zum Essen bei sich habe. Sie fanden 5 Brote und 2 Fische. Die sieh der Heiland sich geben, sah zum Himmel auf und dankte, brach die Brote und gab sie den Jüngern, und auch die Fische ließ er verteilen. Und das Brot wurde unter ihren Händen immer mehr, und auch die Fische wurden garnicht alle. — Sieh nur, wie schnell die Rosse der technischen Ansprüchen nicht mehr genügte, übernommen. Und der wieder wird zu Forschungszwecken, so weiteren Entwicklung der Ultrakurzwellen, der Wissenschaft zur Verfügung gestellt.

Neben dem roten Backsteinbau des Funkhauses steht ein 20 m hoher massiver Kühlturm, aus Holz gebaut, in dessen Innern sich eine eigne Wasserumpanlage, ferner eine Kühlvorrichtung befinden. Die letztere ist mit mehreren großen ebenfalls schon im Sendehaus befindlichen Wasserbehältern verbunden. Von dort werden die riesigen stark beheizten Röhren mit gekühltem Wasser versorgt, das seinen Weg durch die Röhren über die Kühlanlage wieder zurück in die Wasserbehälter nimmt.

Tritt man in den großen Maschinenraum des Sendehauses, so fallen die riesigen Umformer auf, die den 6000-Volt-Strom transformieren. Selbstverständlich ist auch eine Sicherheitsanlage vorhanden, die bei Ueberlastung sofort den Strom abschaltet. Und der ganze Sender ist in kleinen Gehäusen, sicher gegen jede Explosionsgefahr, große Hochspannungsschalter untergebracht. Anschließend an den Maschinenraum gelangt man in den erhöht gebauten eigentlichen Sende- und Dirigierraum, der, durch ein dichtes Kupferbandnetz eingefaßt, gegen jegliche Strahlung des Senders sicher geschützt wird. Das Dirigierpult mit den Druckknöpfen von Schaltbrücken wird so angebracht, daß man von ihm aus einerseits die gesamte Maschinenanlage unterhalb zu übersehen vermag, jedoch auch die riesigen Röhren vor dem Pult jederzeit im Auge behalten kann. Als Röhren werden zum erstenmal mannshohe Konstruktionen verwendet, die schon in der letzten Funkausstellung gezeigt wurden, jedoch nicht praktisch ausprobiert worden waren.

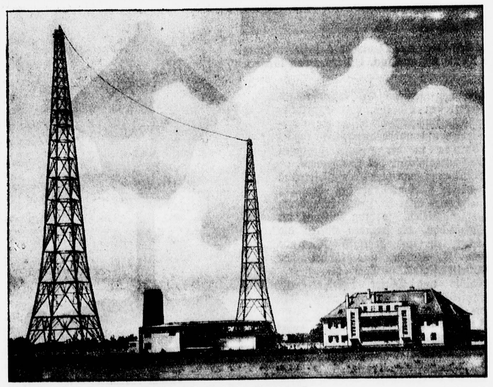
Als besten der heute dem Sender soll sich wohl Mühlacher herausstellen, der die günstige München-Welle erhielt und außerdem eine Energie von 100 Kw.

Deutschland ist, wie wir an diesen wenigen Beispielen sehen, stark genug, einen Radioweg auf neuen Wellen durchzusehen und durchzuhalten.



**Der neue Großsender der Reichshauptstadt**

Links: Ein Einturm-Antennenmast im Bau; rechts: Ein Blick auf die Abstimmungsspulen und Kondensatoren



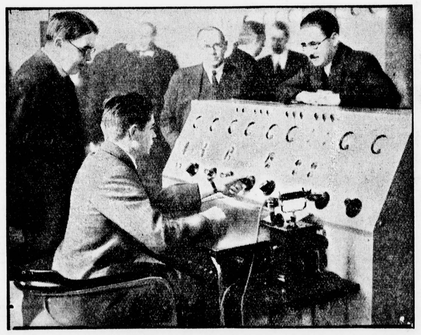
**Der Großsender Leipzig-Pegau**

von dem kürzlich einer der hohen hölzernen Türme wahrscheinlich infolge Kurzschlusses in Brand geriet.

Maximalleistung von 100 Kw wurden im Auftrage der Deutschen Reichspost zunächst die Rundfunksender Berlin-Tegel und Hamburg-Billbrook neu errichtet, Mühlacher, Breslau und Langenberg werden auf 100 Kw ausgebaut, und auch die Gleichwellensender, wie beispielsweise Hannover und Bremen, vergrößert. Ebenso ist auch der Münchener Großsender bereits im Ausbau auf 100 Kw. Weitgehend finden dabei nahstrahlungsfreie Einturmantennen Verwendung. Rücksichtsnahmen verbieten, der Deutschland ander auf langer Welle, soll eine Leistung von 150 Kw bekommen.

In dem Luzerner Wellenplan ist außerdem auch festgelegt, daß die Sender von den ihnen zugeteilten Wellenlängen nicht mehr als 50 Hertz abweichen dürfen. Betrachtet man die monatlichen Berichte der Union Internationale de Radiodiffusion (UIR) in Brüssel, welche laufend die europäischen Rundfunksender überwacht, so kann man feststellen, daß die deutschen Sender die Frequenz am besten einhalten.

Der neue Hamburger Sender, dessen Bauplätze durch Quarzsteuerung peinlich genau eingehalten wird, arbeitet mit zwei modernen Riesenröhren von je 300 Kw auf die Antenne. Diese besteht aus einem einfachen Draht, welcher in den etwa 140 m hohen, beim Sendergebäude freistehenden Holzturm senkrecht aufgehängt ist. Durch die neue Anlage, die sich zum feierlichen Sender etwa Heiland seine Worte beendet hatte, da merkten auf einmal doch alle, daß sie hungrig waren. Jesus sah das auch, er machte sich Sorge um sie. Er fragte seine Jünger, ob sie nichts bei sich trügen, um die hungrigen Menschen satt zu machen, denn es war weit bis zur Stadt, wo man Essen kaufen konnte. Aber man hatte gewiß, für viel, viel Geld Brot kaufen müssen, wenn jeder auch nur ein bißchen bekommen sollte. Die Jünger fragten herum, wer denn noch etwas zum Essen bei sich habe. Sie fanden 5 Brote und 2 Fische. Die sieh der Heiland sich geben, sah zum Himmel auf und dankte, brach die Brote und gab sie den Jüngern, und auch die Fische ließ er verteilen. Und das Brot wurde unter ihren Händen immer mehr, und auch die Fische wurden garnicht alle. — Sieh nur, wie schnell die Rosse der technischen Ansprüchen nicht mehr genügte, übernommen. Und der wieder wird zu Forschungszwecken, so weiteren Entwicklung der Ultrakurzwellen, der Wissenschaft zur Verfügung gestellt.



**Stört der Nachbarsender?**

Am Schlüsseltisch der neuen dänischen Radiostation Herstedvester auf Seeland, auf dem geprüft wird, ob die geographisch und wellentechnisch benachbarten Sender die Wellenlängen einhalten.



# Welt der Frau

## Wunder im Alltag

In der Sprechstunde des Winterhilfswerkes hatte ich lange warten müssen, kam viel später heim als vorausgesehen und hatte auf dem Heimweg schon überlegt, was ich meiner kleinen Gesellschaft schnell zum Abendtee trawen konnte. Kartoffeln zum Aufbewahren waren keine mehr da, und um frische zu schälen war es zu spät. Aber eine gütige Seele hatte in meiner Abwesenheit ein Lebensmittelpaket hereingeschickt, und da gab es Rehpfeffer, prächtige, fette Rosetten. So war mir aus aller Not geholfen und mit stillem Dank gegen die gütige Geberin deckte ich geschwind den Tisch und machte die Fische für die Kinder zurecht.

Mein Heiner machte erstaunte Augen, als ihm Brot und Fisch zugereicht wurden. Das war ihm neu. „Brot und Fisch! Kann man denn das so essen?" fragte der Sechsjährige. Ich mußte über die naive Frage lächeln. „Aber natürlich, Heiner, kann man das essen. Sieh mal — da hat der liebe Heiland sogar einmal ein Wunder gewirkt, als eines Tages viele Leute ihm nachgezogen waren, um seine Worte zu hören. Sie hatten darüber ganz aufs Essen und Trinken vergessen. Aber dann, als der Heiland seine Worte beendet hatte, da merkten auf einmal doch alle, daß sie hungrig waren. Jesus sah das auch, er machte sich Sorge um sie. Er fragte seine Jünger, ob sie nichts bei sich trügen, um die hungrigen Menschen satt zu machen, denn es war weit bis zur Stadt, wo man Essen kaufen konnte. Aber man hatte gewiß, für viel, viel Geld Brot kaufen müssen, wenn jeder auch nur ein bißchen bekommen sollte. Die Jünger fragten herum, wer denn noch etwas zum Essen bei sich habe. Sie fanden 5 Brote und 2 Fische. Die sieh der Heiland sich geben, sah zum Himmel auf und dankte, brach die Brote und gab sie den Jüngern, und auch die Fische ließ er verteilen. Und das Brot wurde unter ihren Händen immer mehr, und auch die Fische wurden garnicht alle. — Sieh nur, wie schnell die Rosse der technischen Ansprüchen nicht mehr genügte, übernommen. Und der wieder wird zu Forschungszwecken, so weiteren Entwicklung der Ultrakurzwellen, der Wissenschaft zur Verfügung gestellt.

Neben dem roten Backsteinbau des Funkhauses steht ein 20 m hoher massiver Kühlturm, aus Holz gebaut, in dessen Innern sich eine eigne Wasserumpanlage, ferner eine Kühlvorrichtung befinden. Die letztere ist mit mehreren großen ebenfalls schon im Sendehaus befindlichen Wasserbehältern verbunden. Von dort werden die riesigen stark beheizten Röhren mit gekühltem Wasser versorgt, das seinen Weg durch die Röhren über die Kühlanlage wieder zurück in die Wasserbehälter nimmt.

Tritt man in den großen Maschinenraum des Sendehauses, so fallen die riesigen Umformer auf, die den 6000-Volt-Strom transformieren. Selbstverständlich ist auch eine Sicherheitsanlage vorhanden, die bei Ueberlastung sofort den Strom abschaltet. Und der ganze Sender ist in kleinen Gehäusen, sicher gegen jede Explosionsgefahr, große Hochspannungsschalter untergebracht. Anschließend an den Maschinenraum gelangt man in den erhöht gebauten eigentlichen Sende- und Dirigierraum, der, durch ein dichtes Kupferbandnetz eingefaßt, gegen jegliche Strahlung des Senders sicher geschützt wird. Das Dirigierpult mit den Druckknöpfen von Schaltbrücken wird so angebracht, daß man von ihm aus einerseits die gesamte Maschinenanlage unterhalb zu übersehen vermag, jedoch auch die riesigen Röhren vor dem Pult jederzeit im Auge behalten kann. Als Röhren werden zum erstenmal mannshohe Konstruktionen verwendet, die schon in der letzten Funkausstellung gezeigt wurden, jedoch nicht praktisch ausprobiert worden waren.

Als besten der heute dem Sender soll sich wohl Mühlacher herausstellen, der die günstige München-Welle erhielt und außerdem eine Energie von 100 Kw.

Deutschland ist, wie wir an diesen wenigen Beispielen sehen, stark genug, einen Radioweg auf neuen Wellen durchzusehen und durchzuhalten.

Weise, daß er es so gutem Menschen eingibt, uns zu helfen. Wenn wir nach Tisch Gott danken für die Gaben, die wir aus seiner milden Hand empfangen haben, so müssen wir auch gleich an die denken, durch deren Hände Gott uns Brot und Fisch austeilen läßt. Darum müßt ihr immer voll Dank und Andacht beten: Herr, belohne alle, die uns Gutes tun um deines Namens willen mit dem ewigen Leben."

„Ihr habt früher sicher schon alle mal so brüder hin gebetet, ohne euch viel dabei zu denken. Ihr müßt euch aber ganz durchdringen lassen vom Dank für Gottes Güte, vom Vertrauen auf seine Hilfe. Ich habe euch doch schon oft von meinem Vetter Nikla erzählt, mit dem ich so manche Ferien verbracht habe. Wenn er damals als junger Student mit seinem Hämmerlein und mit durch die Moselberge und Täler wanderte und im Andeler Goldbachtal die Steine beklopfte und untersuchte, dann blieb er — er war ja einmal Theologiestudent gewesen — mir dabei immer kleine Predigten. Eines seiner Worte ist mir im Gedächtnis haften geblieben, und ich habe seine Wahrheit jetzt schon oft erfahren: Suchet zuerst das Reich Gottes und seine Verheißung, alles andere wird euch nachgeschmissen werden, sagte er. Damals lächelte ich. Vielleicht gerade darum habe ich das Wort nicht vergessen. Wenn wir zunächst auf Gottes Wort und treue Pflichterfüllung bedacht sind, so läßt er uns nicht im Stich. Wenn wir durch diese Zeit der Not zur tieferen Einsicht in Gottes Güte und zum festeren Vertrauen kommen, so ist das für uns ein Gewinn und ein Fortschritt, die ein sorglos es Glück uns gewiß nicht beschert hätten. Da denke ich noch an ein schönes Wort, das ihr behalten sollt: Denen, die Gott lieben, gereichen alle Dinge zum besten."

As.

## Besuche mit Kindern

Im allgemeinen gehen unsere Kinder gerne mit, wenn Besuche gemacht werden, besonders dann, wenn in dem andern Haus auch Kinder sind. Da gibt es andere Spielsachen, die meist als schöner empfunden werden als die eigenen, wohl weil sie eine seltenere Gelegenheit sind. Und je mehr Kinder da sind, um so feiner läßt sich's spielen. Die Mütter sind dann auch meist duldsamer. Sie hören wohl das verquätzte Lautlein, aber es ist eben ein besonderer Tag, da wird nicht alles so genau genommen, wenn sich die Kinder nur vertragen.

Wenn freilich die Mutter weiß, daß ihre Kinder sich mit den andern zanken werden, soll sie sie lieber zu Hause lassen. Denn es ist recht peinlich, dauernd Streit schlichten zu müssen. Der ganze Nachmittag der Erholung sein sollte, wird ungemütlich, wenn immerzu nur Unfrieden zwischen den Kindern ist.

Es gibt leider Kinder, die immer selbst im Vordergrund stehen wollen, die andere nur ganz widerwillig an das eigene Spielzeug herlassen, und andere, denen wie von selbst die Dinge zwischen den Händen kaputt gehen. Da müssen wir vorsichtig sein.

Weit schwieriger als Besuche im kinderreicheren Haus sind solche bei kinderlosen Familien, besonders wenn man nur mit einem Kind hinkommt. Zu manchen kinderlosen Frauen sind unsere Kleinen „furchtbar gern" mitgenommen. Das ist ein Freudenfest, wenn die „Tante" Schokolade kocht und Kuchen oder sogar Schlagsahne hat. Sie kann so schöne Lieder spielen und singen herrliche Kinderbücher hat sie und sogar Spielzeug. Sie ist garnicht empfindlich mit ihren Sachen, und der Bub und das Mädel sind schon von selber vorsichtig, weil sie doch eine so gute Tante nicht betrüben wollen. Das sind Frauen mit viel Mütterlichkeit und Liebe.

Andere haben viel weniger Verständnis für Kinder, die das fühlen und nicht gerne hingehen. Wenn die Mutter das weiß, hat sie meist ein bißchen Angst, ob der Besuch wohl gut abläuft, und sie ermahnt dann leicht zu viel vorher. Man kann es dem Kinde nicht verdenken, wenn es dann vor lauter Unlust und Befangenheit unsicher wird und vor lauter Aufpassen gewiß Dummheiten macht. Die Mutter hätte nicht soviel ermahnen sollen. Und doch — Tante Gertrud ist eigenartig fremd im Umgang mit Kindern. Aber sie hat es auch nicht gern, wenn die Mutter ohne den Jungen kommt. Gewiß, weil sie unglücklich ist, wie wenig ihre Art Kinderherzen anzieht.

Die Kaffeestunde verläuft so, wie Mutter schon fürchtete. Der Junge hat seine Füße um die Stuhlbeine verankert, um nur still zu sitzen. Und schon ist Tante Gertrud böse, weil die Polster Kratzer bekommen könnte — nicht lotzt böse, aber die Mutter macht ein unglückliches Gesicht. Gewiß, sie schont ihre Möbel auch, aber schließlich sind sie doch nicht bloß zum Pflegen da, sondern zum Gebrauch. Und dann erzählt Tante Gertrud alle möglichen Dinge, die die Erwachsenen unter sich zu besprechen. Mit großen Augen schaut das Kind. Es ist jetzt still und artig. Nur die Mutter wird unruhig, sie will den Jungen ins Nebenzimmer leiden. „Aber nein, das hat mein Mann nicht gern, wenn jemand in das Zimmer geht, wenn er nicht da ist . . ." Wenigstens war eine Unterbrechung des Gespräches erreicht. Kinderohren sollen nicht alles hören. Tante Gertrud kennt eben diese Rücksichtnahme auf ein Kind nicht.

Der Abschied fällt niemandem schwer. Frau Gertrud wartet schon auf ihren Mann, denn sie die allerbeste Frau ist. Sie hatte schon Furcht, er käme noch in die „Anordnung". Der Bub bekommt noch einen Verweis, weil er um ein Bild zu sehen, dem über den schönen Teppich klopft. Die Mutter macht ein ganz trotzes Gesicht, als sie zum letztenmal zurückwinkt.

„Mutter, Tante Gertrud ist greulich!"

„Junge, das ist man nicht über Menschen sprechen, mal dazu Pötzi, bei denen man gerade Gast war. Tante Gertrud ist Kinder nicht gewöhnt. Und du bist ein Wippelfrip . . ."

„Wenn Tante Kinder hätte, ob wohl"

„Mein Kind, Tante ist gewiß traurig, daß sie keine hat, und drum — manchmal — ja, mitsch . . ."

F. B.

Bilderbuchstudien auf Mutters Schoß

**Ein Kinderfest bei der feinen Londoner Gesellschaft**

Alljährlich veranstalten die vornehmsten Londoner Familien — und englische Vornehmheit ist noch zehnmal „vornehmer" als die der ganzen übrigen Welt — ein Kinderkostümfest, bei dem die kleinen Söhne und Töchter der Lords und Pears in kunstvoll ausgeführten alten Kostümen erscheinen.

## Mein Kind kommt in die Schule

Ein neues Schuljahr wird wieder beginnen. Manche Mutter wird bald ihren Sohn, ihre Tochter an die Hand nehmen und zur Schule bringen müssen. Das Kind soll vom Spiel hinüberschreiten zu ernsthaftem Tun, zum ersten Male bewußt sich selbst etwas erarbeiten. Bange wird sich manche Mutter, mancher Vater fragen: „Wie wird sich mein Kind einfügen in die neue Ordnung, in ein streng geregeltes Leben, ein ernsthaftes Wollen?

Da tut sich von selbst die Frage auf: Soll ich mein Kind vorbereiten auf die Schule? Soll ich ihm den Uebergang erleichtern?

Die Frage ist mit einem festen Nein zu beantworten.

Bis jetzt hat das Kind gespielt. Liebevolle Mutterhände haben es behütet und gepflegt. Die Mutter war Vermittlerin der meisten Eindrücke, und Frohsinn und Lachen beherrschten den Tag. Daß dabei viel, sogar ungeheuer viel von dem Kinde gelernt wurde, blieb diesem selbst unbewußt. Eindrücke wurden spielend gewonnen, und die Hand der Mutter half über alle Klippen. Bilderbücher halfen den kleinen Gesichtskreis erweitern. Märchen regten die Phantasie an, und über allem strahlte die innige, mit nichts zu vergleichende Mutterliebe, geheimnisvoll und köstlich, wie die milde, gütige Sonne im heiligen Kinderland.

Und nun soll das mit einem Schlage alles anders werden? Nein, dem ist nicht so. Die Unterrichtsmethode ist gänzlich verschieden von der Art unserer Jugend. Ganz besonders gilt das von unseren Anfangsklassen. Da tritt das Spiel mit hinein in die Klasse und begrüßt unser Kind als ein lieber vertrauter Freund. Spielend macht es Bekanntschaft mit den Buchstaben, spielend erwirbt es die ersten Zahlenbegriffe, spielend zeichnet die kleine Hand die ersten seltsamrissenen Zeichen auf die Tafel. Und merkt nicht, daß aus dem Spiel heiliger Ernst wird. Denn durch die neue Art ist das Arbeiten lustbetont. Wird alles Lernen zur Freude. Wie strahlt das Auge, wenn das Kind an Hand einer Geschichte zu neuen Erkenntnissen kommt, wie glücklich lacht das Gesicht, wenn etwas Neues zum ersten Male selbständig und fehlerlos gelingt! Da wird mit jedem Tag Neuland entdeckt. In jedem Buchstaben steckt ein Geheimnis, das neu zu ergründen ist, und jede Stunde bringt Freude und Glück. Und zu Hause plaudert der kleine Mund und erzählt der Mutter von all dem Neuen und was man schon alles gelernt und wie klug man schon geworden ist!

Sollte da noch ein Vater, eine Mutter das Herz haben, dem Kinde diese reine „Erfinderfreude" im voraus zu nehmen? Wenn das Kind vorbereitet zur Schule geht, fehlt ihm jede Lust am Lernen, die Schule bietet ihm nichts Neues. Es wird nicht aufmerken, wenn etwas durchgenommen wird. Die Langeweile wird von seiner Seele Besitz ergreifen und Arbeitslust und Willenskraft von vornherein lahmlegen. Wehe den Eltern, die in törichtem Unverstand ihrem Kinde den Weg ins Leben unnötig erschweren. Denn vorbereitete Kinder sind ein Hindernis im Unterricht. Da wird zum Unfugen, was dem Kinde den Uebergang erleichtern sollte, und das Gegenteil von dem wird erreicht, was auf diese Weise besorgte Eltern erstreben. Kinder, die für den Lehrer unbeschriebene Blätter sind, werden ihm Freude bereiten. Sie werden das nötige Interesse mitbringen und mit Begeisterung ihre Arbeit in der Schule anfassen. Ihr geistiges Rüstzeug erhalten sie besser in der Schule. Lassen wir ihnen die frohe Erwartung und freuen wir uns mit ihnen. Meine Tochter kann es kaum noch erwarten, bis Ostern ist; sie zählt die Tage. Ei, dann kann ich selbst meine Bilderbücher lesen, dann brauchst du es nicht mehr zu tun, Mutter." Und seien wir nicht traurig, wenn unser Kind sich langsam löst von der Mutter Hand und selbständig die ersten Schritte ins Leben tun will. Haben wir nicht alle das Gleiche getan? Auch wir schritten mit frohem Mut in unseren ersten Schultag.

Maria Hey.

# Wenn die Tage anfangen zu längen

Die uralte Bauernregel behält gewöhnlich recht. Nach Neujahr wird der Tag um einen Hahnenschrei länger, und die Beobachtung, die wohl aus der Zeit stammt, da es weder Elektrizität noch Gasbeleuchtung gab, und da auch die Petroleumlampe manches zu wünschen übrig ließe, hat sich aus dem heißen Munich nach Licht zu Worten geformt. Wenn die Tage nun „brennen", müssen wir manchen Abend suchen, bis keinen Schaden zu leiden. Das Stubenhocken lockt Husti Ruf nicht hinaus in die Kälte. Wollten wir danach handeln, würden wir uns für eine Reihe von Krankheiten vorbereiten. Der natürliche Drang ganzsinnig braucht eine ziemlich erhebliche Dosis Sauerstoff, sonst kann er nicht bestehen. Wir atmen ihn im Freien ein, an besten morgens und in der Mittagsstunde. Aber aus beruflichen Gründen mittags nicht die Möglichkeit hat, eine halbe Stunde im Freien zu sein, der gehe morgens mindestens zwanzig Minuten durch die frische Luft. Tief ausatmen durch den Mund. Tief einatmen durch die Nase. Das ist gleichzeitig ein Schutz gegen viele Erkältungen.

Beim Sport nur so lange im Freien bleiben, bis der Körper zu schwitzen beginnt. Sich matt und schwach zu laufen, hat keinen Sinn. Es ist auch nicht etwa der Gesundheit zuträglich, sondern im Gegenteil. Nach sportlicher Betätigung eine halbe Stunde ruhen.

Ein gutes Schuhe werden für die ganze Zeit der Kälte verbannt. Sie sind ja immer ungesund und widersprechen allen Gesetzen der Natürlichkeit. Bei Frostgraden jedoch bringen sie die Gefahr des Erfrierens sicherer Zehen. Jeder Schuh sei groß genug, um zwei Paar Strümpfe aufzunehmen. — Mehrere Schichten leichter Kleidung sind gesünder, als ein einziges und dafür sehr dickes Kleidungsstück. Die vielen Luftschichten, die von den Kleidern eingeschlossen werden, sind es nämlich, die den Körper warm halten, während ein einziges, wenig durchlässiges Kleidungsstück keine Wärme vermittelt und sie auch nicht zu halten vermag. — Wolle erweist sich wie Pelz während der Kälte so gesund, weil sie porös und ein schlechter Wärmeleiter ist. In Wolle wird der Körper gegen Kälteeinflüsse am besten geschützt.

Die Hausfrau kocht Kältekost. Sie bringt allerlei Speisen auf den Tisch, die in der Sprache der Bevölkerung Winterspeisen heißen. Kohl, der mit Fett zubereitet ist. Kohlsalate, die sich in Linsen, Erbsen, Bohnen befinden, und die vorschlags nach der reichen Beimischung verlangen. Schweinefleisch, Gänsefleisch, Geräuchertes, Gepökltes. Heißer Tee, Kaffee, heiße Getränke, sorgen für eine genügende Wärmeaufspeicherung, wenn man sie kurz vor dem Verlassen der geheizten Wohnung zu sich nimmt. Grog ist ein gleichfalls berühmtes Mittel zur Wärmeaufspeicherung, was die klugen Ostpreußen schon lange wissen und weshalb sie Meister in der Kunst der Grogbereitung sind. Aber er eignet sich besser für die Abendstunden, zumal man gut danach schläft.

Die Schlafzimmerfenster sind während der Frostperiode zu schließen. So manche rote Nase verdankt ihr Dasein dem des nachts geöffneten Fenster in Verbindung mit dem unbedeckten Schlafzimmer, von auch weiteren Uebel, wie schwache und angegriffene Atmungsorgane, lassen sich darauf zurückführen. Das Lüften der Betten, die oft stundenlang auf Balkons oder im geöffneten Schlafzimmerfenster liegen, unterbleibe ab heute. Erst lüften werden die Betten viel zu stark mit Feuchtigkeit gefüllt und erweisen sich als vorzügliche Verdunstungsorgane für Atmung und Schweiß. Dann nehmen sie gerade jetzt, wenn die Temperatur nicht über dem Nullpunkt liegt, Bakterien auf, die sie aus dem Hof unversäuflich beziehen, besonders, wenn gerade noch Federbiche und Decken aufklopft und gebürstet werden. Am besten bleiben die Betten im Zimmer, liegen ausgebreitet auf Stühlen und erhalten einen kurzen, heftigen Zug von Durchlüften durch zwei entgegengesetzte Fenster. Dann hat der Staub keine Gelegenheit, sich einzunisten und die Schar der Besserer auf die Verfolgung zu übertragen. Außerdem vollzieht sich der Prozeß des Lüftens so viel eine dringlicher, als durch das stundenlange Liegen in unbewegter Luft.

Zum Schluß noch eine Bitte statt eines Ratschlages: Werget die Vögel nicht. Streut ihnen täglich Futter, und zwar immer an die gleiche Stelle, die sie gewohnt sind. Gebt ihnen kein aufgeweichtes Brot, weil es leicht sauer wird und die Schar der Besserer auf die Verfolgung zu übertragen. Außerdem vollzieht sich der Prozeß des Lüftens so viel eine dringlicher, als durch das stundenlange Liegen in unbewegter Luft.

Zum Schluß noch eine Bitte statt eines Ratschlages: Werget die Vögel nicht. Streut ihnen täglich Futter, und zwar immer an die gleiche Stelle, die sie gewohnt sind. Gebt ihnen kein aufgeweichtes Brot, weil es leicht sauer wird und die Schar der Besserer auf die Verfolgung zu übertragen. Außerdem vollzieht sich der Prozeß des Lüftens so viel eine dringlicher, als durch das stundenlange Liegen in unbewegter Luft.

# Eine praktische Diele

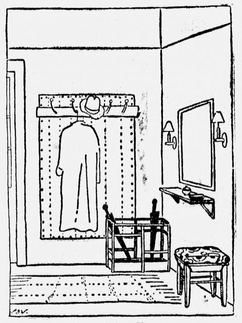


Selbstgefertigter Schirmständer

Der Klugschnacker ist ein Mensch, der alles besser weiß, nur keinen wirklich vernünftigen Rat erteilen kann. Hüten wir uns vor ihm. Wenn er einen Blick in eine fremde Wohnung tut, ist er schnell mit seiner Kritik bereit; wie man sich die Wohnung so verbessern kann, wie man sie sich so vollendet denken kann, kennt man denn nicht die modernen raumsparenden Möbel, Nickelmöbel, Stahlrohrmöbel, ach, herrlich!

Nun, wir wollen versuchen, nicht klugzuschnacken, und freundlichen, brauchbaren Rat zu geben, zum Beispiel für die Einrichtung einer Diele. Oder weiß, daß jede Diele oder der Korridor, der Flur oder der Vorraum, oder wie man sonst jenes Räumchen nennen will, das uns zu allererst umfängt und uns sofort einen sehr beredten Eindruck von einer Wohnung vermittelt, am nächsten ist, wenn man sie nicht mit Schränken, Truhen und sonstigen Möbelstücken, die nirgends sonst mehr Platz haben, vollstellt. Vor die Umstände sind oft zwingender als unser Geschmack, und schelten wir nicht, wenn für den eigentlichen Zweck der Diele, der Ablage der Kleidungsstücke von Gästen, nicht allzu viel Raum mehr verbleibt. Den aber wollen wir hübsch und sachlich gestalten.

Die große „Flurgarderobe" — Kleiderständer — von früher, dieses große Holzgerüst mit Spiegel, Kleiderhaken und zwei Schirmständern rechts und links, ist zu starr, zu monströs, nimmt zuviel Platz weg, um uns heute noch zu gefallen. Aber der darin angelassene Spiegel ist schönes geschliffenes Glas. Also hero



Freundlicher Vorraum zur freundlichen Wohnung

aus damit, eine einfache Holzleiste genügt als Rahmen. Von einer alten unbrauchbaren Kommode ist eine Schublade übrig geblieben. Wir lassen uns dazu von einem Klempner einen passenden Blecheinsatz machen, versehen sie mit einem hohen Geländer und gewinnen so einen hübschen kreisförmigen Schirmständer. Für billiges Geld bekommt man eine bunte Strohmatte, wie man sie für Bastkorb häufig verwendet, die wird mit breitköpfigen Messingnägeln an der Wand befestigt, bekommt man ein einfaches Kleiderhakenbrett in gleicher Breite wie die Strohmatte, eventuell gleichartige Hakenreiter nebeneinander in langer Reihe. Der gerahmte Spiegel kommt in die Mitte, darüber oder zur Seite eine Wandbeleuchtung, entweder eine Soffitte mit Milchglasblende, oder zu beiden Seiten Kerzen mit bunten Kretonne-Schirmchen darum. Unter dem Spiegel, wieder zur Breite passend, ein kleines Holzbrett, das zur Ablage von Handschuhen, Bürsten, Handtüchen notwendig ist. Ein bis zwei kleine Hocker genügen als Sitzgelegenheit in einem Vorraum sie werden wertvoller, wenn wir für sie eine Kissenauflage arbeiten, die mit Schnüren an den Beinen festgebunden wird. Ein kleines Bild könnte nicht schaden, ein schöner Holzschnitt, eine Landkarte, ein guter Kupferstich des Heimatortes.

Wenn wir die Einrichtungsstücke für den kleinen Vorraum einheitlich in einer Farbe, die zur Strohmatte, zur Tapete im Einklang steht, streichen, so entsteht mit bescheidenen Mitteln ein harmonisch kleiner Raum, in dem wir getrost unsere Gäste empfangen können.

Ilse Deike.

# Erst prüfen, dann verwenden

Bei vorheriger Verwendung dieser im Haushalt benötigter Dinge ließen sich manche Schäden vermeiden, die später nur schwer gut zu machen sind.

Hefe die man zu Backwerk benutzen will, muß frisch sein. Man legt ein Stückchen davon in heißes Wasser und kocht dieses. Steigt es auf, besitzt die Hefe die notwendige Triebkraft, ohne die der Kuchen „ihnen" bleibt.

Ein schlechtes Ei kann, wie schon das Sprichwort sagt, den ganzen Kuchen verderben. Um zu erfahren, ob es wirklich gut ist, wird es in einen Topf mit kaltem Wasser gelegt. Sinkt es unter, ist es völlig frisch. Steigt es auf die Oberfläche, ist es zum Genuß nicht mehr geeignet, selbst wenn es scheinbar gut ist.

Schmalz, das man zum Backen oder Kochen gebrauchen will, soll ganz fest sein (nur Gänseschmalz wird leichter flüssig). Beim Schweineschmalz einen Löffel zum Boden, schmeckt es meistens schon ranzig und schadet dem Kochgut erheblich.

Seefische haben rote Kiemen und einen frischen Geruch. Sind sie alt dann ist der Geruch streng, die Kiemen sind blaß und blutleer.

Gläser, die einen unlöschbaren Sprung haben, lassen dennoch ihren Inhalt auf das Tischtuch oder die polierte Tischplatte fließen. Um sich von ihrer Tadellosigkeit zu überzeugen, schlage man auf Gläser so mit dem Finger an. Das ganze Glas klingt hell, das gesprungene dumpf.

Mehl, das zum Backen Verwendung finden soll, wird auf seine einwandfreie Reinheit geprüft, indem man einen kleinen Teil auf ein Stückchen weißes Papier schüttet und mit den Fingern zusammendrückt. Bildet es nun eine ziemlich feste Masse, ist es ausgiebig und rein. Fällt es in Staub auseinander, sollte es lieber unbenutzt bleiben, weil es jede Speise verderben kann.

Milch zur Kinderernährung soll Fettgehalt besitzen. Stehen Sie eine saubere Stricknadel hinein und ziehen Sie sie langsam heraus. Hängt ein runder Tropfen an der Nadel, ist die Milch unverfälscht und zur Kinderernährung geeignet.

Schü.

## Unser Modewink:

# Sportliche Mäntel mit großen Taschen

Obgleich der Winter nach dem Kalender noch längst nicht zu Ende sein dürfte, ist es doch Tat sache, daß es schon wieder erstaunlich warm wird. Darum gilt es, allmählich an

einen Uebergangsmantel zu denken. Die Mode bevorzugt hierfür die sportliche Linie mit dem Gürtel in der Taille. Interessant ist, daß die Mäntel meist ohne Kragen gearbeitet werden, und entweder hochgeschlossene Formen oder breite Revers zeigen. Das wichtigste aber sind die großen Taschen, die ziemlich tief sitzen. Karierter-Wollstoff ist das Material für Linda-Modell G 44 010: in gerader und schräger Verarbeitung wirkt es sehr flott. Das Modell rechts (Linda-Schnitt G 44 089) setzt einen hellen Kamelhaar-Mantel mit braunen Hornknöpfen. Zu brauchen sind die weiten Unterärmel. — Und welchen Hut trägt man zu diesen sportlichen Mänteln? Natürlich einen der kleinen filzförmigen Hütchen, die oft die Form des Tolsenhutes zeigen. Beliebt sind außerdem ganz flache Formen, die besonders zweckmäßig bei Regenwetter sind.

## Bücher-Ecke

*Bücher trösten * Bücher helfen!*

**Willkommene Orientierung über die Unterschiede und Ziele des weiblichen Arbeitsdienstes, der Siedlungshilfe und der Brautschaft bietet das Januarheft der Monatszeitschrift „Neue Hauswirtschaft". Wußten Sie, daß nur 6000 Mädchen gegenwärtig in Arbeitslagern tätig sind, aber insgesamt 350 000 Mädchen jährlich im Frauendienstjahr zu grundlegender hauswirtschaftlicher Schulung erfaßt werden sollen? Lesen Sie die Artikel von Dr. Else Wenzel u. a. in der „Neuen Hauswirtschaft". Auch andere wichtige Fragen werden in diesem Heft in der für unsere Hausfrauen verständlichsten Weise beantwortet. So wird manchen Eltern der Beitrag von Hanna Schumacher über die Bibelkolleg die beste Hilfe kommen. Wie anschaulich die „Neue Hauswirtschaft" zu erklären weiß, zeigt Hans Haßel in dem Artikel über unsere deutschen Gewürzpflanzen. Es seien ferner die Rezepte für schmackhafte Eintopfgerichte von Ruth Geisnitz genannt, soll

# Eine Seite Kurzweil

## Fasching! - Fasching!

**Ueber die Freude an Kostümfesten**

**Von P. Holmgren**

„Nanu? Ohne Kostüm?“ — „Wieso? Ich geh' doch als Orchestermitglied! Oder glaubst du, ich zahl' den teuren Eintritt?“

Es ist in jedem Jahr dasselbe. Erst schwört man sieben heilige Eide, daß man in diesem Jahr weiß Gott andere Sorgen hätte, als sich um dergleichen Albernheiten zu kümmern, und daß man nun zum Glück erhaben sei über diesen kindischen Unfug. Und dann sieht man die ersten, buntleuchtenden Kostüme, die ladenden Reklamezeichnungen und fühlt so nach und nach, wie der Unfug und die Albernheiten Macht über das Herz gewinnen.

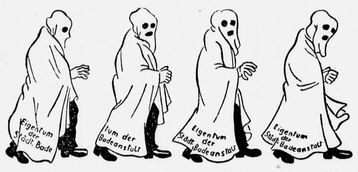
Wenn man es recht überlegt, war es doch im vorigen Jahre auf dem Fest der „wiedergewordenen Kobra“ ganz nett und die kleine Holländerin — wie hieß sie doch gleich? — war sogar ein ganz bezaubernder Käfer. Bloß ein anderes Kostüm müßte man haben — vielleicht sowas, wie damals der Paul, als Kunstmaler mit Rembrandthut und bekleckstem Kittel. Oder vielleicht mal was Stilechtes? So „Fliegender Holländer“ mit kalkweißem Gesicht oder „Iwan der Schreckliche“ oder „Lohengrin“.

Und schon ist man dem Fasching ins Garn gegangen.

Schon sieht man heimlicherweise vor dem größten Spiegel und erprobt, nicht ohne Eitelkeit, die Wirkung von Schaftstiefeln, bunten Schärpen, angeklebten Nasen und Schillerlocken. Schon geht die Jagd nach den Einladungen oder den Karten zu den Bällen an, schon verstrickt man sich im Netz der Verabredungen der Telefongespräche und der fieberhaften letzten Vorbereitungen —

Dann aber ist alles doch noch viel, viel schöner, als im vergangenen Jahre! Die Farben, die Heiterkeit, die schwungvolle Musik tragen einen davon wie auf sanften Himmelswolken, man trinkt Brüderschaft mit Leuten, die man nie gesehen hat und — höchstlich! — nie wieder sehen wird. Und was die kleine Holländerin vom vorigen Jahr betrifft — wie hieß sie doch gleich? — so verblaßt ihr süßes Bild wie eine alte Postkarte unter dem Eindruck der feurigen Spanierin, die diesmal die unbestrittene Königin unseres faschingstrunkenen Herzens war.

Herr Tönchen, Fabrikant der bekannten Margarine „Schwan mit Schleifchen“, geht natürlich als Lohengrin und macht dabei noch unaufdringlich ein bißchen Reklame . . . .




„Gespenstersonate“ — die preiswerte Kostümierung einiger Studenten — —

„Tut mir leid, gnädige Frau, aber wir haben leider nur noch eine „Jungfrau von Orléans“, eine „Nolreiese“ und eine „Pompadour . . . „Quatsch — dafür vielleicht noch Geld ausgeben! Pompadour hab' ich selber!“

Die unfreiwillige Maske: das Mauerblümchen!

## Da lacht das Ausland

„Na, mein Sohn ist wieder zu Hause — seine Strafe wurde um vier Monate gekürzt, weil er sich so gut im Gefängnis geführt hat!“

„Sehen Sie, Frau Nachbarin, habe ich nicht immer gesagt, auf Ihren Sohn können Sie stolz sein?“ (Politiken.)

*

Er: „Ich verehre alles, was groß und erhaben ist! Ich liebe das Unvergleichliche, das Klare und das Vollkommene im Leben.“

Sie: „Ach, Georg, wie könnte ich Sie abweisen, wenn Sie es so wunderschön sagen!“ (Tit-Bits.)

*

„Ich würde gern mal einen Wahrsager aufsuchen, aber ich kann mich nicht entscheiden, ob ich zu einem gehe, der aus den Handlinien die Zukunft liest, oder zu einem Gedankenleser.“

„Geh nur zu dem, der aus der Handfläche liest, denn daß du eine Hand hast, kann man wenigstens nicht leugnen . . .!“ (Hemmets Journal.)

*

„Aber Minna, nun habe ich Ihnen so oft gesagt, Sie sollen nicht verschwenden, und jetzt brennen Sie hier zwei Kerzen statt einer!“

„Nein, gnädige Frau, das ist eine Kerze. Ich habe sie in der Mitte durchgeschnitten!“ (Berlingske Tidende.)

**Im Kittchen**

„Pit, sag mal, warum fängt denn der immerzu Fliegen?“

„Na, weißt, dös is a Wilderer und der kann halt's Jagen nicht lassen!“

**Uebertrieben**

„Tja, Herr Krause“, sagt der Rechtsanwalt zögernd, „tut mir schrecklich leid, aber den Prozeß haben wir mit Pauken und Trompeten verloren.“

„Schade, Herr Rechtsanwalt“, sagt der Klient, „aber das sage ich Ihnen gleich: Die Musik bezahle ich nicht noch extra!“

## Schachaufgabe

Matt in zwei Zügen

## Der große Ladendiebstahl

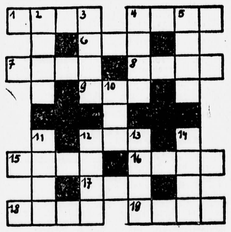
Als die Hausdetektivin früh morgens zwei Stunden vor Eröffnung der großen Firma den Rundgang durch das ganze, mehrgeschossige und weitverzweigte Haus machte, fand sie alles in tadelloser Ordnung. Bei ihrem zweiten Pflichtrundgang eine Stunde später entdeckte sie jedoch, daß eine Reihe kleinerer, sehr wertvoller Gegenstände entwendet worden war. Sie nahm an, daß die Diebe sich über Nacht im Hause aufgehalten hatten, um ihren Diebstahl erst kurz vor Geschäftseröffnung auszuführen und unerkannt in den Reihen der Käufer unterzutauchen.

Sie machte ihrem Chef Meldung und der beschloß, das Geschäft an diesem Morgen so lange geschlossen zu halten, bis eine gründliche polizeiliche Durchsuchung des Hauses zur Entdeckung der Diebe, die sich ja noch irgendwo verborgen halten mußten, geführt hatte. Die Detektivin riet von diesem Vorgehen ab. In den frühen Morgenstunden hatte nämlich ein starker Regen eingesetzt, so daß man es dem Publikum unmöglich zumuten konnte, längere Zeit vor geschlossenen Türen zu warten. Sie verbürgte sich dafür, die Diebe auch in den dichten Reihen der Käufer zu entdecken.

Der Leiter des Hauses gab, wenn auch widerwillig, nach, und tatsächlich gelang es der Detektivin, der Polizei unauffällig die beiden Einbrecher zu zeigen, als sie das Haus inmitten anderer Käufer verlassen wollten. Wie erkannte sie sie?

## Kreuzworträtsel

Waagerecht: 1. Gefäß, 4. Lasttier, 6. Nebenfluß der Donau, 7. Sorge, Not, 8. Destillationsprodukt der Kohle, 9. männlicher Kurzname, 12. Nordlandstier, 15. weiblicher Vorname, 16. Blutsauger, 17. türkischer Titel, 18. Nebenfluß des Rheins, 19. Musikzeichen.



Senkrecht: 2. musikalisches Drama, 3. Schluß, Ende (in der Musik), 4. Schwimmvogel, 5. Fluß in Westfalen, 10. Artikel, 11. Stadt in Westfalen, 12. Vogel, 13. Negation, 14. Lagerstätte.

## Erbschaft mit Schwierigkeiten

Als der alte Murman sein Ende herannahen fühlte, versammelte er seine drei Söhne um sich und sprach zu ihnen: „Liebe Kinder, ihr seid stets brave und folgsame Söhne gewesen und habt eurem alten Vater nur Freude gemacht. Aber jedes Kind weiß ja, daß auch die friedlichsten Menschen in Erbschaftsangelegenheiten einander in die Haare geraten können. Das möchte ich vermeiden, und darum verteile ich schon jetzt unter euch meinen Besitz.

Ihr wißt, ich nenne 17 Kamele mein eigen. Gemäß den Sitten und Gesetzen unseres Landes werden wir sie gerecht verteilen. Du, Assad, bekommst als der Aelteste die Hälfte der Tiere, du, Harun, als zweiter, ein Drittel und du, Mehmed, als Jüngster, ein Neuntel. Teilt ehrlich und lebt in Frieden!“ Dann starb der alte Murman.

Unter den Söhnen hub nun ein großes Rechnen an. Ratlos holten sie endlich den weisen Said zu Hilfe. Der kam auch bereitwilligst auf seinem Kamel herbeigeritten, überlegte lange und fand dann einen Ausweg.

**Wie schlichtete er den Erbschaftsstreit?**

## Silbenrätsel

**Aus den Silben**

**a — ber — beth — cra — da — de — de — dolf — e — ei — el — es — fen — frie — ga — ge — gen — ips — king — tus — le — li — lief — lin — lum — march — mas — me — mer — nach — ne — nan — nau — nau — ni — nor — pe — ra — re — re — sa — sel — ß — ta — te — the — tis — tiv — tor tri — ue — ve — wich**

**sind 19 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, beide fortlaufend von oben nach unten gelesen, ein Sprichwort ergeben. (Einmal ch ein Buchstabe.)**

1. **Handwerksgehilfe** . . . . . .
2. **Vorort von Berlin** . . . . . .
3. **berühmter Chirurg †** . . . . . .
4. **Wasservogel** . . . . . .
5. **Verteidigungskrieg** . . . . . .
6. **plastische Darstellung** . . . . . .
7. **Destilliergefäß** . . . . . .
8. **Amtsstadt im bad. Kr. Konstanz** . . . . . .
9. **Hauptstadt von Syrien** . . . . . .
10. **deutsch. Maler u. Holzschneider †** . . . . . .
11. **männlicher Vorname** . . . . . .
12. **Kirchensonntag nach Pfingsten** . . . . . .
13. **Stadt in England** . . . . . .
14. **Gefäß** . . . . . .
15. **Gegenteil von positiv** . . . . . .
16. **Geführte des Odysseus** . . . . . .
17. **Mutter des Täufers Johannes** . . . . . .
18. **deutscher Staatsmann †** . . . . . .
19. **Stadt in China** . . . . . .

**Auflösungen aus voriger Nummer**

**Schachaufgabe**

Lösung: König h 4 — g 3

1.) K h 4 — g 3, f 3 — f 2; 2.) D e 1 × f 2 †, K d 4 — c 3; 3.) S e 7 × d 5 matt.

1.) . . ., . . .; 2.) . . ., K d 4 — e 4; 3.) D f 2 — f 4 matt.

1.) . . ., . . .; 2.) . . ., K d 4 — e 5; 3.) . . .

1.) . . . K d 4 — c 5; 2.) D e 1 — e 3 †, K c 5 × d 6; 3.) S e 7 — e 8 matt.

1.) . . . . . .; 2.) . . ., d 5 — d 4; 3.) D e 3 — a 3 matt.

1.) . . . f 7 — f 5; 2.) S e 7 — e 6 matt.

1.) . . ., a 5 — a 4; 2.) D e 1 — b 4 †, K d 4 — e 5; 3.) D b 4 — f 4 matt.

1.) . . ., . . .; 2.) . . ., K d 4 — e 3; 3.) S e 7 × d 5 matt.

**Die schwarze Todeskugel**

Als das Volk und der Hof versammelt waren, um atemlos die Entscheidung mitzuerleben, griff die Prinzessin in den Korb, verfiel dann in Krämpfe und erklärte weinend, sie sei nicht mehr imstande, die Hand, die eine Kugel umschloß, zu öffnen. Doch einerlei — die Kugel, die im Korb zurückgeblieben war, mußte ja ebenfalls die Entscheidung anzeigen können. Der Korb enthielt eine schwarze Kugel — das Volk mußte also annehmen, die Prinzessin habe die weiße Kugel gezogen, und der König, wollte er seinen Betrug nicht eingestehen, mußte wohl oder übel seinen schönen Plan vernichtet sehen

**Silbenversteckrätsel**

1. Rotkäppchen, 2. Weingartner, 3. Oboist, 4. Kurfürstendamm, 5. Altona, 6. Gavotte, 7. Knabe, 8. Siebenbürgen, 9. Eifersucht, 10. Karawane, 11. Devonshire, 12. Baden-Baden, 13. Benares, 14. Quellenberg, 15. Tanganjikasee, 16. Wilsleben. — Rotwein ist für alte Knaben eine von den besten Gaben.

**Kreuzworträtsel**

Waagerecht: 1. Pelikan, 6. Anna, 7. Asen, 9. Talmi, 12. Pech, 14. Pensionat, 16. Magdala, 17. Intervall, 23. Aden, 24. adio, 25. Galle, 26. Eter, 27. Else, 28. Laertes.

Senkrecht: 2. Enten, 3. Lasa, 4. Kampa, 5. Asien, 6. Aesop, 8. Nakt, 11. Neumond, 13. Cavalli, 15. Inder, 17. Jans, 18. Tegea, 19. Enare, 20. valet, 21. Adele, 22. Lose.

Verantw. i. d. redakt. Teil: Dr. Heinrich Staab, Stellv. Johannes Grohmann; f. d. Anzeigenteil: Laurenz Ollergeld, sämtl. in Paderborn. Druck u. Verlag: Westf. Volksbl.. AG.. Paderborn. „Der 7 Tag“ DA. XII. 33 56 510